Jena gen: 315-2

<36634637130018

<36634637130018

Bayer. Staatsbibliothek

R

Geschichte Deutschlands

im

achtzehnten Jahrhunderte.

Ein

Nachtrag zu Risbeks Geschichte der Deutschen

von

Professor Milbiller.

Staatsbibliothek München

Zweiter Theil.

Zürich,

bey Orell, Geßner, Füßli und Compagnie. 1795.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Geschichte
der
Deutschen
im achtzehnten Jahrhundert.

Zweites Buch.

Vom Tode Karls VI. bis zum Absterben Leopolds II.

Vom Jahre 1740. bis 1792.

§. 1. Kritischer Zustand Deutschlands wegen der Erbfolge in Oesterreich, wegen des Interregnums und der künftigen Kaiserwahl.

Der Tod des Kaisers Karls VI. des lezten aus dem Habsburgisch Oesterreichischen Mannsstamme, hatte die Aufmerksamkeit aller Staatsmänner Europens aufs höchste gespannet. Kaum war jemals ein Zeitpunkt, da die Interessen der Europäischen Mächte so zweydeutig in einander verflochten, die Macht derjenigen, die man bald auf der grossen Schaubühne als handelnde Hauptpersonen zu erblicken hoffte, so ungleich und so ungewiß entscheidend, die künftigen Schicksale grosser Länder und Reiche so zweifelhaft waren. Vier Todesfälle waren beynahe zu gleicher Zeit erfolgt: Der Tod des Pabstes Klemens XII. des Königs Friedrich Wilhelm in Preussen, des deutschen Kaisers Karls

VI. und bald darauf auch der Russischen Kaiserin Anna Ivanowna. In Ansehung der drey letztern ließ sich allerdings erwarten, daß die Aenderung in der Thronfolge und den Regierungen neue Staatsabsichten und Maximen, neue Interesse, neue Allianzen und neue Feindschaften hervorbringen würde. Aber keiner von diesen Todesfällen machte in ganz Europa einen tiefern Eindruck, als jener Karls VI.

Oesterreichs erste Angelegenheit war, von der berühmten pragmatischen Sanktion, welche der verstorbene Kaiser wegen der künftigen Erbfolgsordnung in seinen Staaten entworfen hatte, ungehindert Gebrauch zu machen; und dann sich im Besitze der deutschen Kaiserwürde zu erhalten. In jenem merkwürdigen Hausgesetze hatte Karl weislich gesorgt, daß künftig im Falle, wenn der Mannsstamm erlöschen würde, auch die weiblichen Nachkommen nach dem Rechte der Erstgeburt im Besitze der Oesterreichischen Staaten nachfolgen sollten. Um demselben vollkommene Gültigkeit, und die Gewährleistung auswärtiger Mächte zu verschaffen, hatte er theils grosse Opfer gethan, theils mühesame Unterhandlungen gepflogen. Um dieses Vortheiles willen hatte er den König Philipp V. in einem Traktate vom Jahre 1725. als den rechtmässigen Besitzer der Spanischen Krone anerkannt, und auf Verlangen des Königs Georgs II. von Großbrittanien, selbst mit eigner Verschliessung seiner schönen Aussichten auf einen künftigen Flor des Handels in seinen Niederlanden, die durch ihn errichtete Ostendische Handelsgesellschaft im Jahre 1731. aufgehoben. Durch ein Reichsgutachten vom 11. Jenner 1732. hatte er die Gewährleistung der Sanktion vom deutschen Reiche, wiewohl mit Wider-

spruch der Churfürsten in Baiern und Sachsen, durch einen Vertheidigungsbund, den er in eben diesem Jahre mit dem Dänischen und Rußischen Hofe schloß, die Garantie vom Könige Christian IV. in Dänemark erlanget. Sardinien und Holland hatten sich derselben gleichfalls unterzogen, und das Churhaus Sachsen war, weil Karl demselben die Polnische Krone verschaffet hatte, von seinem Widerspruch abgestanden. Im Wienerischen Frieden, welcher dem wegen der Polnischen Königswahl ausgebrochenen Kriege im Jahre 1738. ein Ende gemacht, hatte auch Frankreich die Aufrechthaltung der pragmatischen Sanktion verbürgt. Der König Friedrich Wilhelm in Preussen endlich hatte dem Kaiser gleichfalls die Gewährleistung zugesichert, weil derselbe dem Churhause Brandenburg das Erbrecht auf die Herzogthümer Jülich und Berg zugestanden, und die eventuelle Erbfolge versprochen hatte. Auf solche Art ward also Maria Theresia, die erstgeborne Tochter des Kaisers Karls VI. die rechtmäßige Erbin seiner weitläufigen Staaten, und nahm sogleich nach seinem Tode davon Besitz.

Nach so vielen und feierlichen Versicherungen hätte man glauben sollen, die neue Königin von Ungarn würde sich ganz unangefochten und ruhig im gerechten Besitz ihrer Länder behaupten. Allein mehrere nicht undeutliche Phänome am Staatshimmel liessen nicht ohne Grund eine gewaltige Veränderung der Dinge befürchten. Mit der hohen Politik war es ohnehin schon seit dem Anfange dieses Jahrhunderts so weit gekommen, daß die heiligsten Versicherungen und Garantien nur so lange galten, als die Höfe ihr Interesse dabei fanden.

Preussen hatte so eben nach dem Tode des Kö-

nigs Friedrich Wilhelm, der am 28. May 1740. erfolgt war, einen neuen Herrn bekommen. Durch grosse Vorzüge des Geistes, und durch eigene Bildung weit über gemeine Seelen erhaben; scharfsinnig in Berechnung der politischen Wahrscheinlichkeiten, fein und staatsklug in seinen Planen und Operationen; kalt, wann Spekulation und Klugheit Kälte nöthig machten; aber zugleich auch mächtig beseelet von der Begierde, sich den Ruhm eines Helden, so wie den Ruhm eines grossen Staatsmannes zu erwerben; entschlossen, unternehmend und kühn, trug der junge König Friedrich II. seit dem Antritte seiner Regierung grosse Entwürfe mit sich herum, um sich und seine Nation in Achtung zu setzen. Er stand bereits wegen der Erbfolge in den Herzogthümern Jülich und Berg in Unterhandlungen mit den Höfen zu Wien, Paris und London. Frankreich war nicht geneigt, dem König in Preussen Jülich und Berg zugleich zu überlassen. Der Staatsvortheil jener Krone verband sie, die Nachbarschaft irgend eines mächtigen Regenten von sich abzuhalten. Nur einen kleinen Theil dessen, was Friedrich foderte, gestand sie ihm zu. Allein ein so unbeträchtliches Stückchen Landes war des grossen Aufwandes nicht werth, welchen dessen Erwerbung bei diesen Umständen zu fodern schien. Dem Churhause Brandenburg hätte eine solche Eroberung nur geringe Vortheile gebracht. Zudem konnte es dem Könige wenig nützen, daß ihm der Kaiser die Erbfolge zugesichert hatte. Denn derselbe hatte den künftigen Besitz dieser Herzogthümer auch dem Churfürsten in Sachsen, der zugleich König in Polen war, und dem Prinzen von Sulzbach versprochen. Aus dieser Ursache hielt jetzt Friedrich Preussens Verbindlichkeit wegen der Auf-

rechthaltung der pragmatischen Sanktion, welche der verstorbene König nur bedingnißweise, in Hinsicht auf das geleistete Versprechen der gedachten eventuellen Erbfolge übernommen hatte, für erloschen a). Des jungen, ehrgeitzigen Königs feuriger, weit umfassender Geist strebte daher nach glänzendern, und zugleich nach vortheilhaftern Unternehmungen. Er richtete seine Absicht auf einige Länder des Erzhauses Oesterreich; er suchte den Zeitpunkt, da mehrere Mächte mit Ansprüchen an dieses Haus auftraten, und die mißliche Lage desselben auf eine rasche Art zu benützen, und die Schlesischen Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau mit seinen Staaten zu vereinigen. Um irgend einen mächtigen Streich auszuführen, hatte er schon, ehe er diesen Entschluß gefaßt hatte, fünfzehn neue Bataillons errichtet, und sich überhaupt in einen ziemlich furchtbaren Stand gesetzt. Jedermann ahndete schon irgend ein kühnes Vorhaben des jungen, feurigen Königs; alles heftete seine Augen in zweifelhafter Erwartung auf ihn.

Zu gleicher Zeit ließ sich voraussehen, daß Baiern gegen die geschehene Vollziehung der pragmatischen Sanktion grosse Bewegungen machen würde. Dieses Churhaus hatte, weil es selbst Ansprüche auf die Erbländer zu haben glaubte, die Sanktion nie genehmiget. Seine Ansprüche gründete der Churfürst darauf, weil seine väterliche Ururgroßmutter Anna, Gemahlin des Herzogs Albrecht V. von Baiern, und Tochter des Kaisers Ferdinand I. auf den Fall der Erlöschung des Oesterreichischen Mannsstammes sich und ihren Nachkommen ihre Rechte vorbehalten hatte. Schon zur Zeit, da

a) Friedrichs *II.* Geschichte meiner Zeit. Th. *I.* Kap. 1. S. 98. deutsche Ausgabe ohne Druckort.

Karl VI. noch lebte, hatte der Baierische Gesandte zu Wien, Graf von Perusa diese Ansprüche an demselben Hofe bekannt gemacht. Die Höfe von Baiern und Wien hatten sogar seit einiger Zeit schon Korrespondenzen deswegen gepflogen. Und als jetzt Maria Theresia nach dem Tode des Kaisers von allen Erbländern Besitz nahm, protestirte der Gesandte förmlich dagegen, und reiste von Wien ab b).

Der Churfürst von Kölln hatte zwar die Königin Maria Theresia als rechtmässige Besitzerin ihrer Erbländer erkannt; doch hatte er sogleich die merkwürdige Einschränkung hinzugefügt, daß dieses niemand, am wenigsten seinem Churhause Baiern zum Nachtheile gereichen soll. Auch setzte er ausdrücklich voraus, daß man ihm, wenn der Succession wegen ein Krieg entstünde, nicht zumuthen werde, der Königin mit Truppen, oder mit Rath und That gegen seinen Bruder, den Churfürsten in Baiern beizustehen c).

Endlich trat auch Spanien mit grossen Foderungen auf, und rüstete sich thätig zum Kriege. Diese Krone berief sich ihrer Ansprüche wegen auf das Testament des Kaisers Karl V. nach welchem ein König in Spanien nicht nur auf die Italiänischen Staaten des Erzhauses, sondern wohl auch auf die gesammten Erbländer Gerechtsamen hätte.

Jedermann sah nun mit Sehnsucht und Ungewißheit auf die künftige Entwickelung dieses festverschlungenen Knotens hin. Das Erzhaus Oesterreich hatte zwar Bundesgenossen und Freunde: Engelland, Holland, Rußland und mehr andere

b) Geschichte des *Interregni* nach dem Absterben Kaisers Karl *VI.* Th. *I.* S. 102.

c) Ebendaselbst S. 125.

Mächte, welche die pragmatische Sanktion garantirt hatten. Auch die Türken standen um eben diese Zeit in gutem Vernehmen mit Oesterreich. Aber auch Preussen, Baiern, Spanien hatten Alliirte, oder bewarben sich wenigst darum. Am meisten hatte das Erzhaus die Krone Frankreich zu fürchten. Anfänglich suchte dieselbe zwar ihre Absichten geheim zu halten. Allein ihre alte Eifersucht gegen Oesterreich, die sie schon seit dem Kaiser Karl V. hinlänglich an den Tag gelegt hatte, ließ wenig Gutes voraussehen. Schon schicket der König Gesandte an die vornehmsten deutschen Höfe, um erst ihre Gesinnungen kennen zu lernen; schon nimmt er grosse Kriegsrüstungen vor; erkläret aber zugleich, wie gewöhnlich, er habe nur die Erhaltung des Friedens und der Traktaten zur Absicht d). Schweden war mit Frankreich verbündet, und sandte bereits eine Anzahl Truppen nach Finnland, um bei Rußland Bedenken zu erregen. Spanien rüstete sich gleichfalls thätig zum Kriege, weil es ohnehin eigene Ansprüche auf die Oesterreichischen Staaten machte.

Das deutsche Reich hatte um diese Zeit keinen Kaiser; und dieser Umstand setzte jetzt, da man Kriege und allgemeine Zerrüttung wegen der Oesterreichischen Erbfolge voraussah, dasselbe in eine noch mehr kritische Lage. Der Churfürst aus Sachsen hatte nach dem Tode Karls VI. das Reichsvikariat in den Ländern Sächsischen Rechtens, und der König von Sardinien, als Herzog von Savoyen, in den Italiänischen Reichsländern ruhig angetreten. Aber wegen der Führung des Rheinischen Vikariats entspann sich eine nicht unbedeutende Irrung. Im

d) Geschichte des *Interregni* Th. *II.*

Zwischenreiche 1711. da Baiern noch in der Acht sich befand, hatte Churpfalz das Vikariat allein versehen. Nach der Wiederherstellung Churbaierns hatten sich beide in einem Bündnisse vom 15. May 1724. welches zu Mannheim und München unterzeichnet ward, mit einander verglichen, daß sie künftig die Reichsverweserschaft gemeinschaftlich verwalten, und das Vikariatsgericht an einem dritten Ort eröfnen wollten e). Als daher Karl VI. die Augen geschlossen hatte, vollziehen die beiden Churfürsten ohne Verzug den Inhalt ihres Vergleiches, und machen dieses dem Churfürsten zu Maynz als Erzkanzler des deutschen Reiches, ingleichen dem Churfürsten in Sachsen, als Vikar in den Ländern Sächsischen Rechtens bekannt.

Im Reiche hatte man bisher nichts von diesem Vergleiche gewußt; eben darum hatte man auf den Fall, wenn der Kaiser mit Tod abgehen würde, weitläufige Irrungen dieser Sache wegen befürchtet. Da sich jetzt zeigte, daß alles so glücklich beigelegt sei, so hätte man glauben sollen, jedermann würde den Vergleich der Churfürsten mit Beifall und Glückwünschen aufnehmen. Allein Deutschlands schwerfällige Verfassung hatte schon von jeher den Fehler, daß man aus Anhänglichkeit an eitle Formalitäten wesentliche Vortheile von sich stieß. Churmaynz, Churtrier, Churhannover sehen diesen Vergleich nicht für gültig an, und äussern öffentlich ihre Widersprüche. Sie, und mehrere altfürstliche Häuser beginnen darüber einen Briefwechsel mit einander, und bringen auch einige geistliche Höfe in Bewegung. Dem Vergleiche, hieß es, fehle es an zweien sehr wesentlichen Erfodernissen,

e) Fabri Staatskanzley Th. 80. S. 690. ff.

an der Bestättigung der Kaisers und Reiches. Zudem scheine derselbe der goldenen Bulle entgegen zu seyn, welche nur zween, nicht drei Reichsvikarien verordne f). Diesen Grundsätzen zu Folge erkannten die meisten Reichsstände das gemeinschaftliche Rheinische Vikariat nicht an. Mit vieler Einsicht erinnerten zwar einige Gesandte zu Regensburg, daß dadurch die verdrießlichen Irrungen, deren Ende man schon so lange sehnlich gewünscht hatte, nur vergrössert würden. Die beiden Churfürsten thaten zu diesen Vorstellungen auch ihre eigenen Gründe hinzu, und unterhandelten deswegen mit mehrern deutschen Höfen in besondern Cirkularschreiben. Dieses machte auch bei einigen so viel Eindruck, daß sie das gemeinschaftliche Vikariat wirklich erkannten g). Die beiden Churfürsten hatten sogar das rheinische Vikariatshofgericht am 1. Februar 1741. zu Augsburg wirklich eröfnet. Allein im Allgemeinen konnte es zu keinem festen Schlusse kommen. Der Reichstag, welcher einen solchen am ersten hätte bewirken können, befand sich damals in einer Art von Unentschlossenheit und Unthätigheit. Man zweifelte, ob der Reichstag mit dem Tode des Kaisers erloschen sei, oder ob man ihn während des Zwischenreiches noch fortsetzen soll? Der Churfürst von Maynz erklärte sich für die Art, die man im Jahre 1711. beobachtet hatte. Er läßt zu einer ausserordentlichen Reichsversamlung ansagen. Man kömmt zusammen, handelt von der Aktivität des Reichstages, von der Anerkennung des Maynzischen Direktoriums, von der Gewalt der Reichsvikarien,

f) Geschichte des *Interregni* nach Absterben Karls *VI.* Th. 1. S. 339.

g) Ebendaselbst S. 341.

von der Rechtmäßigkeit des gemeinschaftlichen Rheinischen Vikariats, von der Ausbesserung der Reichsfestungen Kehl und Philippsburg; man trägt Gründe für und wider diese Dinge vor, und — entscheidet nichts. Auch die altfürstlichen Häuser, welche am 25. April 1741. einen Fürstentag zu Offenbach eröfnen, suchen vergebens, den Reichstag wieder in Aktivität zu bringen. Die Folge davon war diese, daß die Reichsjustitz in den Ländern Fränkischen Rechtens einen Stillstand hatte, und ein grosser Theil Deutschlandes in einer so bedenklichen Lage ohne Oberhaupt, ohne Handhaber der Reichsgesetze, ohne Lenker der Staatsgeschäfte sich selbst überlassen war. Jedermann sah daher einer baldigen Kaiserwahl mit Verlangen entgegen. Aber eben diese Angelegenheit, und die wichtige Frage, wer dann künftig Kaiser seyn sollte, oder seyn werde? war wieder ein Gegenstand, welcher deutsche und auswärtige Höfe in Verlegenheit setzte; eine gefährliche Klippe, woran die behutsamste Politik leicht scheitern konnte.

Volle drei Jahrhunderte hindurch war bisher die Kaiserwürde bey dem Erzhaus Oestereich geblieben. Mit Karl VI nahm die Reihe der Oesterreichischen Kaiser ein Ende. In Deutschland hofften zwar viele, daß man dem Tochtermanne Karls, dem Herzoge Franz Stephan von Lothringen die Krone aufsetzen, und so die Kaiserwürde beim Erzhaus erhalten werde. Die Königin von Ungarn, Maria Theresia, gab sich auch alle erdenkliche Mühe, dieses zu Stand zu bringen. Um ihn desto mehr zu empfehlen, erschienen verschiedene Schriften zu seinem Lobe; sehr zweckmäßige Deklamationen von den Vortheilen, welche sich das deutsche Reich von seiner Wahl zu versprechen habe. Churmaynz war

dem Herzoge Franz Stephan von Lothringen, nunmehro Großherzog von Toscana, geneigt. Der Churfürst von Hannover stand als König von Großbritannien mit dem Erzhaus Oesterreich in Bündniß. Der Churfürst von Trier war neutral. Churſachsen war noch zur Zeit unschlüßig, und wünschte nur die Ruhe. Die Böhmische Wahlstimme hoffte der Großherzog sich selbst geben zu können. Zu dieser Hoffnung hatte ihn der Churfürst von Maynz freundschaftlich geleitet. Weil er nämlich bemerket hatte, daß es einigen Churhöfen bedenklich schien, die Böhmische Churstimme, die auf der Person des Churfürsten hafte, durch eine Dame, welche dazu unfähig ist, oder durch die Böhmischen Stände führen zu lassen, so rieth er der Königin von Ungarn, dieselbe ihrem Gemahle, dem Großherzoge zu übertragen h). Dieser Vorschlag gefiel, und Theresia erklärte ihn schon am 21. November 1740. zum Mitregenten ihrer sämtlichen Staaten, und übertrug ihm die Böhmische Wahlstimme. Der Churfürst zu Maynz schrieb den Wahltag auf den 1. März 1741. aus, und lud wirklich die Krone Böhmen dazu ein. Allein der Französische Hof dachte in diesem Stücke ganz anders. In seinem Plane lag es, die Kaiserwürde dem Oesterreichischen Hause zu entziehen. Er schicket daher zugleich auch in dieser Absicht den Marschall Bellisle ab, daß derselbe erst die vornehmsten deutschen Höfe bereise, und sie zu seinen Absichten stimme, und hierauf bey der Wahlversammlung als königlich Französischer Botschafter erscheine. Bellisle war ein thätiger, lebhafter, feuriger Herr. Er besaß viel Kenntniß der Menschen; besonders viel Kenntniß der

h) Geschichte des *Interregni* Th. *II.* S. 416. f. Staatskanzley Th. 78. Kap. 17. n. 1. und 3.

deutschen Höfe i). Stets voll Gegenwart des Geistes, behend in Rathschlüssen, fertig in Erfindung passender Mittel zum Zwecke, schlau, um gelegten Schlingen zu entgehen, oder andern eine Falle zu legen, und geschickt, durch einnehmende Beredsamkeit andere in sein Interesse zu ziehen, verdiente er unter den grossen Geschäftsmännern einen noch höhern Rang, als unter den Helden. In kurzer Zeit gelang es ihm, die meisten Reichsstände, die er besuchet hatte, für sich zu gewinnen. Er machte sie dem Churfürsten in Baiern geneigt; denn Frankreichs Vorhaben war, diesen auf den kaiserlichen Thron zu setzen. Unter seiner geheimen Leitung ward der Widerspruch gegen den Großherzog von Toscana wegen der Ablegung des Böhmischen Votums auf dem Wahltage immer stärker. Churkölln hatte schon zuvor seine Einschränkung, unter welcher es die Besitznehmung Marien Theresiens von ihren Ländern als rechtmässig anerkannte, auch auf die Führung der Wahlstimme durch den Großherzog ausgedehnet. Nun verlangte der Churfürst von der Pfalz zum Theile wegen der Unruhen, welche der König in Preussen erregt hatte, und besonders auch darum, weil die Angelegenheit wegen des Böhmischen Votums eine reife Ueberlegung fordere, eine Verlängerung des Wahltermines k). Kölln, Baiern und Brandenburg waren gleicher Meinung mit ihm. Zu Versailles und in Deutschland erschienen Schriften, welche der Königin von Ungarn und Böhmen das Recht absprachen, die Böhmischen Churverrichtungen durch ihren Gemahl, als Mitregenten, vornehmen zu lassen. Der Churfürst von Maynz lud zwar, wie gesagt, die Kro-

i) Ebendaselbst S. 13.
k) Ebendas. Th. I. S. 375.

ne Böhmen zur Wahl ein. Aber laut, und freier als zuvor, ertönte jetzt der Widerspruch von der Gegenparthei. Es sei gegen den Sinn der pragmatischen Sanktion, sagte man, die Böhmischen Churverrichtungen einem Mitregenten zu überlassen. Eine Dame sei unfähig dazu; und was eine Person nicht besitze, könne sie auch einem andern nicht übertragen 1). Es war leicht zu errathen, wessen Einflusse man diese standhaften Gesinnungen zuschreiben müsse. Die Reisen des Marschalls Bellisle nach den vornehmsten deutschen Höfen hatten mächtig gewirket. Auf der Wahlversammlung fuhr er nun mit eben derselben Thätigkeit fort, seinen Plan zu verfolgen. Mit der Miene des redlichen Wohlwollens stellte er den Anwesenden vor: „Die Wahl gienge zwar eigentlich den König in Frankreich nicht an; doch gebe er den wohlgesinnten Churfürsten zu bedenken, auf welche Art ein gutes Verständniß zwischen dem Könige und dem deutschen Reiche am besten könnte hergestellet werden. Dieses beruhte auf der Wahl eines Fürsten, vor welchem dessen Staaten in Sicherheit wären. Ausserdem würde das Reich in beständige Unruhe verwickelt seyn. Die allzugrosse Macht eines Kaisers diene nur, sich unaufhörliche Kriege auf den Hals zu ziehen; weit vortheilhafter sei es, einen Kaiser zu wählen, welcher auswärtig keine Besitzungen hat. Die Königin von Ungarn habe sich zum Besten des Großherzoges bereits an mehrere Höfe gewandt; den Französischen habe sie übergangen. Ein schlechtes Zeichen von der künftigen Beibehaltung der Freundschaft und des Friedens! Auch wegen der Ansprüche Spaniens sei

1) Ebendaselbst S. 387.

Ruhe und Friede des Reichs unmöglich, wenn der Großherzog erwählet würde m) ».

Durch diese und ähnliche Vorstellungen suchte der Bothschafter die gänzliche Ausschliessung des Großherzogs von der Kaiserwahl zu bewirken. Aller dieser öffentlichen und geheimen Anstalten ungeachtet ernannte der Wienerhof die Böhmischen Gesandten zum Wahltage, und verlangte von Baiern sicheres Geleit für sie n). Die Oesterreichische Parthei war noch zahlreich und mächtig. Man stand mit Kölln und Sachsen wegen der Böhmischen Stimme in Unterhandlungen. Man vertraute auf geschickte Negotiationen, auf das Ansehen des Oesterreichischen Erzhauses, auf die Vielvermögenheit seiner Freunde, auf die Macht der Alliirten. So schwebte man noch in Ungewißheit, wie das schwere Räthsel sich lösen werde; als plötzlich der König in Preussen zum Erstaunen der Welt einen unerwartet entscheidenden Schlag that, und dadurch der ganzen Sache eine andere Gestalt gab.

§. 2. Einfall der Preussen in Schlesien. Treffen bei Mollwitz.

Der staatskluge König Friederich II hatte schon zum voraus berechnet, daß, wenn er, um sich die obengenannten Schlesischen Fürstenthümer zu erwerben, das Haus Oesterreich angriffe, alsdann alle diejenigen, welche Ansprüche auf die Oesterreichische Erbschaft machten, eben dasselbe Interesse haben würden, sich mit ihm zu vereinigen o). Er wußte, daß Frankreichs seit Jahrhunderten entworfener, tief durchgedachter Plan diese Krone gleich-

m) Sammlung von Staatsschriften. St. X. S. 1113. f.
n) Geschichte des *Interregni* Th. I. S. 410.
o) Friedrichs *II.* Geschichte meiner Zeit Th. I. Kap. II. S. 109. der Ausgabe ohne Druckort.

gleichsam nöthigte, ihn in diesem Falle zu unterstützen. Von der Richtigkeit dieses Urtheiles überzeugt, ließ er Magazine anlegen, setzte schwere Artillerie in Zug, und ließ zwanzig Bataillons und sechs und dreissig Schwadronen gegen die Schlesischen Grenzen marschiren. Um indessen doch zu versuchen, ob der Wiener Hof durch gütliche Unterhandlungen zur Abtretung derjenigen Schlesischen Fürstenthümer, worauf er Anspruch machte, nicht zu bewegen sei, schickte er in dieser Absicht den Grafen Gotter nach Wien. Hätte die Königin in sein Begehren gewilliget: Friedrich hätte ihr gegen alle ihre Feinde welche ihre Erbländer an sich ziehen wollten, Beistand geleistet, und überdieß dem Großherzog von Toscana seine Churstimme bei der Kaiserwahl gegeben p). Allein Theresia verwarf diesen Antrag, und gab dadurch gleichsam selbst das Signal zum Kriege.

Am 23. December 1740. schon zween Tage vor des Grafen Gotters Ankunft zu Wien, war das Preussische Heer in Schlesien eingerückt, um seinen Unterhandlungen mehr Nachdruck zu geben. Sechs Bataillons waren bestimmt, nachzufolgen, und die Festung Glogau einzuschliessen. Ehe der König selbst abgereiset war, um zur Armee zu stossen, hatte er seine Officiers von der Berlinischen Besatzung zusammenberufen, und folgende Rede an Sie gehalten: „Ich unternehme einen Krieg, meine Herren, worin ich keine andern Bundesgenossen habe, als Ihre Tapferkeit, und Ihren guten Willen. Meine Sache ist gerecht, und meinen Beistand suche ich bei dem Glücke. Erinnern Sie sich beständig des Ruhmes, den Ihre Vorfahren

p) Ebendaselbst S. 112.

sich erwarben auf den Schlachtfeldern bei Warschau, bei Fehrbellin, und bei der Unternehmung nach Preussen. Ihr Schicksal ist in Ihren eigenen Händen; Ehrenzeichen und Belohnungen warten nur darauf, daß Sie durch glänzende Thaten sie verdienen. Aber ich habe nicht erst nöthig, Sie zur Ehre anzufeuern; nur sie steht Ihnen vor Augen; nur sie ist ein würdiger Gegenstand für Ihre Bemühungen. Wir werden Truppen angreifen, die unter dem Prinzen Eugen den größten Ruf hatten. Zwar ist dieser Prinz nicht mehr; aber unser Ruhm wird beim Siegen desto grösser seyn, da wir uns gegen brave Soldaten werden zu messen haben. Adieu! Reisen Sie ab! Ich werde Ihnen ohne Verzug zu dem Sammelplatze der Ehre folgen, die uns erwartet q)„. Mit diesen Worten hatte er die Officiers von sich entlassen, und war hierauf nach Krossen abgegangen.

Der Einfall der Preussen in Schlesien hatte in und auffer Deutschland ein grosses Erstaunen erregt. Einige sahen diesen Schritt mit Aerger für eine widerrechtliche Gewaltthätigkeit an; andere staunten über die Kühnheit des jungen Helden, der es wagte, alten erfahrnen Kriegern die Spitze zu bieten; die Furchtsamen weissagten ihm nichts als Unglück und Untergang. Die Einwohner Schlesiens waren in Ungewißheit, was sie von dem Einmarsche der Preussen halten sollten; denn der König hatte vorsichtig in einem Manifeste bekannt machen lassen, die Preussen nähmen diese Provinz in Besitz, um sie vor den Einfällen eines Dritten zu sichern r). Am meisten gerieth der Wiener-Hof über diesen schnellen Schritt in Verlegenheit. Oester-

q) Friedrich *II.* S. 115.
r) Ebendaselbst. S. 117.

reichs Finanzen befanden sich damals in einem sehr schlechten Zustande s). Die zahlreichen und schweren Kriege mit den Franzosen und Türken hatten den Staat in Schulden gestürzt. Die Armee hatten das Schwert der Feinde, und ansteckende Krankheiten nach und nach aufgerieben; sie war bis auf einen geringen Haufen zusammengeschmolzen; häufige Unglücksfälle hatten sie muthlos gemacht. Desto weniger Widerstand fanden die Preussen, als sie in Schlesien eindrangen; desto leichter konnten sie sich in dieser Provinz behaupten.

Bereits war Glogau von ihnen eingeschlossen; die erste Festung in Schlesien, die sich aber in sehr mittelmässigem Vertheidigungsstande befand. Von hier gieng der König mit den Grenadiers der Armee, mit 6. Bataillons und 10. Schwadronen ohne Verzug nach Breslau. Schon am 1. Jänner 1741. rückte er, ohne den geringsten Widerstand erfahren zu haben, in die Vorstädte ein. Nun ließ er auch die Stadt selbst auffodern, sich zu ergeben. Breslau behauptete damals eine Art von reichsstädtischer Freiheit. Diese Hauptstadt war von dem Besatzungsrecht ausgenommen, und wurde von ihrem eigenen Magistrate regiert. Der größte Theil der Einwohner war der evangelischen Religion zugethan; diese waren heimlich mißvergnügt mit der Oesterreichischen Herrschaft, welche ihnen die Folgen des Unterschieds in der Religion schon öfter hatte empfinden lassen. Von dem König in Preussen versprachen sie sich ein besseres Schicksal; eben darum waren ihm die meisten geneigt. Alle diese Umstände waren dem Könige günstig. Der Magistrat war zwar eine Zeitlang noch unschlüssig, was in dieser be-

s) Geschichte des *Interregni* Th. *I.* S. 42. Friederich *II.* Kap. *I.* S. 32. Kap. *II.* S. 108.

denklichen Lage zu thun sei; aber ein schwärmerischer Schuhemacher gab endlich den Ausschlag. Voll Enthusiasmus für den König in Preussen, den er als den Retter der Protestanten betrachtete, brachte er den ganzen Haufen des gemeinen Volkes in Hitze. Dieses zwang den Magistrat, sich mit den Preussen in einen Neutralitätsvertrag einzulassen, und ihnen die Stadtthore zu öfnen t). Auf diese Art hatte sich der König auch der Hauptstadt ohne Blutvergiessen bemächtiget. Dieser wichtigen Erwerbung folgten bald mehrere. Namslau, Ohlau, Ottmachau ergaben sich den Preussen in kurzer Zeit nacheinander. Nur die Stadt Neisse bombardirten sie vergeblich. In Oberschlesien aber vertrieb der Feldmarschall Schwerin den Oesterreichischen General Browne aus Jägerndorf, aus Troppau, und aus dem Schlosse Grätz. Die Oesterreicher zogen sich nach Mähren zurück; die Preussen breiteten sich bis an die Grenzen von Ungarn aus.

Der überraschende Einbruch der Preussen in Schlesien hatte, wie gesagt, ganz Europa in Bewegung gebracht. Der König in Polen und Churfürst von Sachsen mahnte als Reichsvikar den König in Preussen ernstlich von seinen Unternehmungen ab. Die Generalstaaten suchten ihn gleichfalls durch ernstliche Schreiben dahin zu bringen, daß er von seinem Vorhaben abstehe. Eben dieses that der Russische Hof u). Der Englische Minister zu Wien sagte: Der König verdiene, mit dem politischen Banne belegt zu werden. Allein Friedrich setzte sich nach und nach in eine solche Lage, daß er seinen Feinden Trotz bieten konnte. Die geschickten Negotiationen des Generals Winterfeld bewirk-

t) Friederich *II.* am angef. Orte. S. 119.
u) Geschichte des *Interregni* Th. *I.* S. 300. ff.

ten ihm mit Hülfe des Feldmarschalls Münnich ein Vertheidigungsbündniß mit Rußland. Der Französische Staatsminister, Kardinal Fleury sagte in einem Brief an den König vom 25. Jäner 1741. schon ohne alle Zurückhaltung: Die Gewähr der pragmatischen Sanktion verbinde seinen König zu nichts; denn derselbe habe sie nur unter der Einschränkung, ohne Nachtheil der Rechte eines Dritten, verbürgt; auch habe der verstorbene Kaiser einen Hauptartikel des Vertrages, worin man wegen der pragmatischen Sanktion übereinkam, nämlich das Versprechen, ihm die Gewährleistung des deutschen Reiches über den Wiener-Frieden zu verschaffen, unerfüllt gelassen v). Seit dieser Zeit setzte der König in Preussen seinen Briefwechsel mit dem Kardinal fleissig fort, bis endlich ein förmliches Bündniß zwischen ihm und Frankreich zu Stand kam, wie weiter unten ausführlicher wird erzählt werden. Noch immer wäre der König zu einer friedlichen Unterhandlung mit Oesterreich geneigt gewesen. Hätte ihm die Königin von Ungarn das Fürstenthum Glogau abgetreten, er hätte sich damit begnügt, und ihr gegen alle ihre Feinde Beistand geleistet w). Allein ihr Ministerium befürchtete nicht, was hernach wirklich geschah.

Um Schlesien den Preussen wieder aus den Händen zu reissen, hatte bereits der Feldmarschall Neuperg seine Truppen in der Gegend von Olmütz zusammengezogen, und den General Lentulus mit einem Korps zur Besetzung der Pässe in der Grafschaft Glatz abgeschickt. Die Hauptabsicht des Feldmarschalls war, die Preussen in ihren Quartieren zu überfallen, und zur Aufhebung der Bloquade

v) Friederich *II.* S. 123. und 125.
w) Ebendaselbst S. 126.

von Neisse zu zwingen. Während daß dieser an der Ausführung seines Planes arbeitete, hatte auch der König seinen Plan zur Belagerung der Festung Glogau entworfen. Die Werke waren dort so sehr verfallen, daß die Reiterei sich im Stande sah, über die Wälle zu setzen. Am 9. März geschah der Angriff an fünf Seiten zugleich; es war noch keine Stunde verflossen, so war die Stadt schon in den Händen der Preussen. Der Kommandant und die Besatzung mußten sich als Kriegsgefangene ergeben.

Die erste Unternehmung, welche der König nach dieser Eroberung vorhatte, war die Eröfnung der Laufgräben vor Neisse. Da der Feind fest entschlossen war, der Bloquade dieser Festung ein Ende zu machen, so zog Friedrich seine Truppen aus ihren Quartieren immer näher zusammen, und rückte immer weiter gegen Neisse hin. Das nämliche that auch der Feldmarschall Neuperg, der sich so eben mit dem General Lentulus vereiniget hatte. Auf dem Wege erfuhr der König, daß der Feldmarschall Grotkau eingenommen habe, welches der Preussische Lieutenant Mitschefall mit 60. Mann drei Stunden lang gegen die ganze Oesterreichische Armee vertheidigte x). Ferners meldeten Ueberläufer, daß der Feind im Begriffe sei, nach Ohlau zu rücken, um sich der schweren Artillerie zu bemächtigen, welche der König dort niedergesetzt hatte. Die Noth erfoderte es, diesem Orte zu Hülfe zu kommen. Friedrich rückte daher am 10. April mit der Armee in fünf Kolonnen an. Sie bestand aus 27. Bataillons und 29. Schwadronen, wozu noch 3. Schwadronen Husaren kamen. Die mittlere Kolonne führte das schwere Geschütz; die beiden Ko-

x) Friedrich *II.* Kap. *III.* S. 134.

lonnen, welche dem Centrum am nächsten waren, bestanden aus Fußvolk; die beiden an den äussersten Seiten machten die Flügel der Reuterei aus. In dieser Ordnung rückte die Armee auf dem Wege nach Ohlau dem Feind entgegen, welcher, wie man eben erfuhr, in Mollwitz, Grüningen und Hünern kantonirte. Sobald die Kolonnen das Dorf Mollwitz bis auf 2000. Schritte erreichet hatten, wurden sie in Schlachtordnung gestellet. Der rechte Flügel sollte sich an das Dorf Herndorf lehnen; dieser Zweck ward aber durch die Ungeschicklichkeit des Herrn von Schulenburg, welcher die Kavallerie des Flügels kommandirte, nicht erreichet. Den linken Flügel deckte der Lauchwitzer Bach mit seinen tiefen, morastigen Ufern. Um die rechte Seite der beiden Treffen der Infanterie zu decken, zog man, da ohnehin die Reiterei vom rechten Flügel dem Fußvolke nicht Raum genug gelassen hatte, drei Bataillons aus dem ersten Treffen heraus, und bildete dadurch eine Flanke. Das Gepäcke blieb bei dem Dorfe Pampitz zurück, ungefähr tausend Schritte hinter den Linien. Schon war der Vortrab dem Dorfe Mollwitz näher gekommen; und jetzt erst traten die Oesterreicher in Unordnung aus demselben heraus. Der Feldmarschall Neuperg hatte von der Ankunft der Preussen keine Nachricht gehabt, und erfuhr sie erst, da er dieselben schon in Schlachtordnung vor sich sah. Die Seinigen waren also schon einem heftigen Kanonenfeuer ausgesetzt, während daß er sie erst in Schlachtordnung stellen mußte y).

Zuerst griff der Herr von Römer mit eben so viel Muth als Einsicht den rechten Flügel der Preus-

y) Ebendaselbst S. 137. f.

sen an. In kurzer Zeit warfen 30. Schwadronen Oesterreicher 10. Schwadronen Preussischer Reiterei über den Haufen. Zerstreuet ergriffen sie die Flucht, und würden auch das Fußvolk in Unordnung gebracht haben, hätte nicht dieses auf die Flüchtlinge Feuer gegeben. Der König sammelte zwar mit vieler Mühe einige Schwadronen wieder, und führte sie auf den rechten Flügel zurück. Sie mußten nun selbst die Oesterreicher angreifen. Allein Soldaten, die sich von dem Schrecken über ihre Niederlage noch nicht erholet hatten, fehlte es an Muth und Standhaftigkeit. Sie rissen zum zweitenmal aus und zerstreuten sich. Voll stolzer Freude über den Sieg und unter lautem Zurufen der Ihrigen fiel nun die Oesterreichische Kavallerie über die rechte Flanke des feindlichen Fußvolkes her. Allein diese hielt sich mit bewunderswürdiger Standhaftigkeit. Dreimal ward sie mit ausserordentlicher Lebhaftigkeit angegriffen, und dreimal warf sie die Feinde zurück. Mit dem Bajonette hob sie feindliche Reiter aus dem Sattel, und durch ihr Feuer richtete sie eine grosse Verheerung unter den feindlichen Truppen an. Schon hatte sie beinahe alle ihre Patronen verschossen; die Officiers stellten sich deswegen schon mit Zittern einen unglücklichen Ausgang des Treffens vor. Allein die tapfern Krieger plünderten in größter Eile den Pulvervorrath der Getödteten, und schossen aufs Neue z). Indessen hatte auch die Kavallerie des Königs, welche jenseits des Morastes am Lauchwitzer Bache stand, die Oesterreichische Reiterei angegriffen, und geschlagen. Die Infanterie gewann durch ihr unermüdetes Feuern gleichfalls Platz über den Feind. Da ließ endlich der Feldmarschall Schwerin seinen linken Flügel

z) Friedrichs Gesch. meiner Zeit. Kap. *III.* S. 140.

gegen die rechte Seite der Oesterreicher anrücken, und schlug sie völlig zurück. In grösster Unordnung flüchteten sie sich, und überliessen dem Feinde das Schlachtfeld. So endigte sich dieses für die Königin von Ungarn sehr unglückliche Treffen. 180. Oesterreichische Officiers und 7000. Gemeine hatten das bei ihr Leben eingebüsset; 1200. Mann waren gefangen genommen worden. Auch hatten die Preussen 7. Kanonen und 3. Standarten erbeutet. Ihr Verlust belief sich auf 2500. Mann; an Verwundeten hatten sie 3000. Von den Officiers waren gleichfalls sehr viele geblieben a). Die erste Frucht dieses glücklichen Treffens war die Eroberung der Festung Brieg. Noch war der bedeckte Weg nicht eingenommen, noch keine Bresche in den Vertheidigungswerken gemacht; und schon ergab sich die Festung acht Tage nach Eröfnung der Laufgraben auf Kapitulation.

§ 3. Folgen des Sieges bei Mollwitz. Neue Allianzen.

Der unerwartet glänzende Sieg der Preussen bei Mollwitz hatte überall ausserordentliche Sensationen, und eben so merkwürdige politische Veränderungen hervorgebracht. Deutschland erstaunte über das Betragen und Glück junger, unerfahrner Soldaten, welche mit bewundernswürdiger Tapferkeit alte, versuchte Krieger geschlagen hatten. Der Wiener Hof war äusserst bestürzt über den erlitenen Verlust, und über die Folgen desselben. Um sich aus seiner unglücklichen Lage wieder herauszureissen, rief er neue Truppen aus Ungarn herbei. Frankreich sah mit Freude die schönste Gelegenheit vor den Augen, das Erzhaus Oesterreich in den Ab-

a) Daselbst S. 141.

grund zu stürzen. Der Marschall Bellisle, welcher schon zuvor an verschiedene deutsche Höfe herumgereiset war, um diese wichtige Angelegenheit zu betreiben, kam jetzt zum König ins Lager, und trug ihm einen Allianztraktat mit Frankreich an. Derselbe hatte so eben das nämliche Geschäft am Hofe zu München glücklich vollendet. Er hatte den Churfürsten aus Baiern beredet, sich um die Kaiserkrone zu bewerben, und ihm theils in Ansehung dieses Gesuches, theils in Ansehung seiner Ansprüche auf die Oesterreichischen Erblande den thätigen Beistand Frankreichs versprochen. Diesen Unterhandlungen zu Folge ward am 18. May 1741. ein förmliches Bündniß zwischen Frankreich und Baiern in dem Churfürstlichen Lustschlosse zu Nymphenburg unterzeichnet b). In demselben verpflichtete sich der König in Frankreich, dem Churfürsten in dreien Monaten eine beträchtliche Anzahl von Hülfsvölkern zu schicken, über welche derselbe allein das Kommando zu führen berechtiget seyn sollte. Feierlich lud jetzt der Marschall Bellisle auch den König in Preussen ein, diesem Bündnisse beizutreten. Friedrich sollte dem Churfürsten aus Baiern seine Wahlstimme versprechen; die Länder der Königin von Ungarn sollten getheilet werden, und der König in Preussen sollte auf die Erbfolge in den Herzogthümern Jülich und Berg Verzicht thun, wofür ihm Frankreich die Gewähr über Niederschlesien leisten würde c). Der König ließ sich diese Vorschläge gefallen; hütete sich aber, den Traktat vor der Zeit zu unterzeichnen; denn der König in Engelland, befremdet über die gegenwärtige Lage der

b) Geschichte des *Interregni* Th. *II.* S. 128. Fischers Geschichte Friedrichs *II.* Th. *I.* S. 72. f.

c) Friedrichs *II.* Gesch. meiner Zeit. Kap. *III.* S. 146.

Dinge, hatte indessen seine Vermittelung zwischen Preussen und Oesterreich angeboten. Allein bald hatte man die schon vermuthete Entdeckung gemacht, daß seine Gesinnung nicht aufrichtig sei. In dem Preussischen Lager hielten die anwesenden Gesandten von Engelland und Hanover den König mit gefälligen Worten hin, und in Rußland stürzte die Intrigue eines andern Englischen und des Oesterreichischen Gesandten den Feldmarschall Münich, und trennte eben dadurch das gute Vernehmen des Russischen Hofes mit dem Preussischen d). Schon wirklich war man im Begriffe, den erstern Hof zu bereden, daß er ohne Verzug dem König in Preussen den Krieg erkläre; schon hatten Russische Truppen Befehl erhalten, sich in Liefland zusammen zu ziehen; 6000. Dänen und eben so viele Hessen, welchen Engelland Subsidien zahlte, stiessen bereits zu den Hannoveranern. Der König erfuhr es, und beschleunigte nun den Schluß des vorgeschlagenen Bündnisses mit Frankreich. Churkölln hatte sich ohnehin schon gleich anfänglich in diesem Stücke mit Baiern vereiniget. Indessen waren auch Churpfalz, Neapel und Spanien, dem Bündtnisse beigetreten; und nun fand es auch der König in Preussen vortheilhaft, ihrem Beispiele zu folgen.

§. 4. Einfall der Baiern und Franzosen in Oesterreich. Weitere Unternehmungen der Preussen.

Dem Plane gemäß, den die verbundenen Mächte mit einander festgesetzt hatten, machte nun der Churfürst in Baiern mit den Feindseligkeiten gegen Oesterreich den Anfang. In aller Stille war der Baierische General Minuzzi mit seinen Truppen

d) Ebendas. S. 149.

nach Passau gerückt; am 31. Julius 1741. des Morgens zwischen 3. und 4. Uhr stand er schon vor den Thoren, und gleichsam in einem Augenblicke bemächtigte er sich dieser Grenzstadt. Passau hat bekanntlich eine Lage, welche ein solches Unternehmen vorzüglich begünstigte. So wie man gegen Westen durch das Bürgthor gekommen, und einen Schritt über die Brücke des Stadtgrabens gethan hat, steht man schon auf Baierischem Territorium. Der Ort heißt St. Nikola. Gegen Nordost und Nordwest ist das Baierische Gebiet mit dem Passauischen eine Strecke hindurch vermischet; gegen Südost jenseits des Inns führet vom Severinsthor an eine Poststrasse gerade nach Schärding, welches damals eine Baierische Landstadt war. Diese Lage benutzte der Baierische General, und bekam die Stadt durch folgende List in seine Hände. Nach einem schon zuvor entworfenen Plane kam am gedachten Tage zwischen drei und vier Uhr des Morgens der Baierische Salzbeamte von Schärding mit der Post gefahren am Severinsthor an, und verlangte durch die Stadt gelassen zu werden, um zu St. Nikola seine Geschäfte zu schlichten. Da man ihn zu Passau schon kannte, so öfnete man ihm das Thor ohne Widerrede, und er fuhr durch die Stadt. Als er zum Bürgerthor kam, und man ihm auch dieses mit gleicher Willfährigkeit geöfnet hatte, so sah man mit äusserstem Erstaunen, daß der ganze Platz ausserhalb des Thores von Baierischen Soldaten angefüllet war. Diese hatten sich nämlich schon zuvor zusammengezogen, und waren mitten in der Nacht in aller Stille heranmarschirt. Sie hatten Kanonen und Mörser bei sich. Geschwind ergreifet der Beamte den Korporal am Thore bei der Hand, giebt ein Zeichen; und

ehe dieser sich von seinem Erstaunen erholen, und Lärmen machen kann, stürzen die Baierischen Truppen schon heran, bemächtigen sich der Wache, besetzen das Thor, und dringen in die Stadt a).

Alles gerieth darin, wie es bei einem so unvermutheten feindlichen Ueberfalle zu erwarten war, in Verwirrung und Schrecken. Der Fürstbischof und das Domkapitel waren bestürzet, daß man ein fremdes Gebiet gewaltthätig verletzt hatte. Beide besorgten schädliche Folgen fürs Land. Das gemeine Publikum erblickte mit Zittern an den Baierischen Truppen die Störer seiner Ruhe nnd häuslichen Verfassung, dachte, wie gewöhnlich, wenig an die Wohlfahrt des Landes, und befürchtete nur persönliche Mißhandlungen, und den Verlust seines eigenen Vermögens. Von Baierischer Seite suchte man zwar alles sogleich zu beruhigen. Unverzüglich machte man dem Fürst Bischofe, dem Domkapitel und den Einwohnern der Stadt bekannt: Die gegenwärtigen Umstände hätten es dem Churfürsten unumgänglich nöthig gemacht, sich dieser Stadt zu versichern; derselbe gedenke keineswegs den Gerechtsamen des Fürsten oder des Domkapitels zu nahe zu treten; vielmehr verpflichte er sich feierlich, dieselben zu schützen; auch werde man auf die Erhaltung des Eigenthumes, der Ruhe und Sicherheit jedes einzelnen Einwohners sorgfältig bedacht seyn. Zugleich aber verlangte der Churfürst, daß man ihm die Festung Oberhaus einräume. Diese kleine, nicht vortheilhafte Festung liegt jenseits der Donau der Stadt gleich gegenüber am sogenannten Georgenberge. Eine Zeitlang weigerte sich der Fürst Bischof in das Begehren des Churfürsten zu willi-

a) S. die Relation in der Geschichte des *Interregni* Th. *III.* S. 51.

gen. Man machte Vorstellungen und Gegenvorstellungen. Da aber der Baierische General im Namen seines Herrn auf dem Verlangen beharrte, und der Fürst Bischof wohl einsah, daß er der Uebermacht nicht widerstehen könnte, so übergab er ihm endlich die Festung, und Minuzi besetzte sie mit seinen Leuten.

Zwischen Passau und Regensburg erwartete nun die Baierische Armee, die sich immer zahlreicher sammelte, die Französischen Hülfstruppen. Diese giengen auch wirklich zur bestimmten Zeit über den Rhein, und zogen nun in forcirten Märschen längst der Donau heran. Baiern und sein grosser Alliirter hatten bereits durch ihre Macht so viel Ehrfurcht erregt, daß der Schwäbische und Fränkische Kreis mit Baiern und Frankreich Kartele schlossen, und Schwaben einen Neutralitätsvertrag eingieng f). Als die Franzosen Baiern erreichet hatten, theilten sie sich in vier Kolonnen. Einige zogen sich gegen Böhmen hin, um die Grenzen zu decken; die andern setzten in Vereinigung mit den Baierischen Truppen ihren Marsch längst der Donau ins Oesterreich fort.

Oesterreich befand sich damals in einem äusserst wehrlosen Zustande. Das Land war von Truppen entblößt; beinahe alles, was die Königin an Mannschaft hatte, befand sich in Schlesien, wo die Fortschritte des siegenden Königs Friedrich die Verstärkung des Heeres höchst nöthig machten. Die meisten Städte Oesterreichs waren offen; in den wenigen, welche befestiget waren, befand sich eine zu schwache Besatzung; viele waren nicht im Vertheidigungsstande; die Werke hatte die Länge der Zeit verschlimmert; es fehlte an Vorrath von

f) Geschichte des *Interregni*. Th. *III*. S. 24.

Munition, an Magazinen, an allem. Es ist daher kein Wunder, daß sich dem so mächtig herandringenden Feinde sogleich alles ohne Widerstand unterwarf. In kurzer Zeit war die vereinigte Baierisch-Französische Armee bis Linz gedrungen, hatte sich dieser Stadt und ganz Oberösterreichs bemächtiget, und der Churfürst hatte bereits die Huldigung eingenommen. Wie ein reissender Strom dringet nun die Armee, trunken vom Gefühl ihrer Uebermacht, auch in Unterösterreich ein, bemächtiget sich in kurzer Zeit der Oerter Mautern, St. Pölten und mehr anderer Städte und Posten, schreibt Kontributionen und Brandschatzungen aus, und verbreitet ringsumher Schrecken und Angst.

Schon waren die Baiern nur noch wenige Meilen von Wien entfernt; schon drohten sie, ihre siegreichen Waffen nächstens an den Wällen dieser Hauptstadt glänzen zu lassen. Da hätte man die Empfindung bemercken sollen, welche diese plötzliche Veränderung der Dinge in den Gemüthern der Einwohner hervorbrachte. Nach so ruhigen, im Wohlleben zugebrachten Tagen, nach dem höchsten Grade von Sorglosigkeit, welchen Reichthum und Leichtsinn unter dem zahlreichen Volke zu Wien, diesem seltsamen Gemische von so verschiedenen Nationen, Temperamenten und Charakteren bisher genähret hatte, ergriff sie plötzlich der höchste Grad von Bestürzung und Schrecken. In den einst so lebhaften Häusern herrschte einsame Stille, das untrügliche Zeichen der Bangigkeit; auf den Strassen sah man allgemeine Verwirrung; bei jedem Geräusche erbebte man, in der Meinung, die Feinde seien schon da. Der Adel und die Reichen flüchteten sich sammt ihren Habschaften; alle Landstrassen waren von Menschen und Wagen bedecket; selbst

das ganze königliche Haus brach auf, und rettete sich durch die Flucht g).

Zu diesem grossen Unfalle kam nun noch auch dieser, daß auf der andern Seite dem Oestereichischen Feldmarschall von Neuperg ein Anschlag, dem König in Preussen nach und nach seine errungenen Vortheile wieder zu entreissen, mißlang, und überdieß der einzige getreue Bundesgenosse Theresiens durch eine unvermuthete Wendung gehindert wurde, dem gedachten König eine Diversion zu machen, und seine Alliirte zu unterstützen. Der Herr von Neuperg hatte den Entwurf gemacht, durch verschiedene täuschende Bewegungen den König anzulocken daß er sich mit dem größten Theile seiner Mannschaft von Breslau entferne, alsdann mit forcirten Märschen gegen diese Hauptstadt zu eilen, und sich derselben zu bemächtigen. Heimliche Verständnisse, die er in der Stadt hatte, versprachen ihm einen glücklichen Erfolg. Ein grosser Theil der Rathsglieder, die Geistlichkeit, und mehrere Damen, waren dem Erzhaus Oesterreich von ganzen Herzen ergeben. Hätte dem Feldmarschall der Antrag geglücket, die Preussen wären dadurch um alle ihre Magazine gekommen, und man hätte ihnen zugleich alle Kommunikation mit der Mark Brandenburg abgeschnitten. Allein Friedrich kam zuvor und vereitelte alles. Die Damen in Breslau, vom Eifer für Oesterreich, wo die meisten gebürtig waren, vom Eifer für die katholische Religion, und von Liebe zu ihren Verwandten beseelet, deren viele bei der Armee des Feldmarschalls von Neuperg sich befanden, nahmen das Schicksal Schlesiens besonders zu Herzen. Sie unterhielten einen Briefwech-

g) Ebendas. S. 347. f. Friedrichs *II.* Geschichte meiner Zeit, a. a. O. S. 160.

wechsel mit der Armee, wußten um alle Plane des Feldmarschalls, schmiedeten selbst verschiedene Anschläge, und hielten in dieser Absicht ordentliche Zusammenkünfte. Einige Priester und Mönche waren ihre Partheigänger und Briefträger. Friedrich hatte dieses entdecket, und schob listig eine Person in ihre Gesellschaft ein, die sie mit der Miene der aufrichtigsten Theilnahme täuschte. Durch dieselbe erfuhr er das ganze Vorhaben des Feldmarschalls. Alsogleich hob er die mit der Stadt eingegangene Neutralität auf, welche der Magistrat selbst am ersten gebrochen hatte. Er berief am 7. August 1741. die Syndiker und Rathsglieder ins Lager; die in der Stadt anwesenden auswärtigen Ministers lud er zu sich, um sie keiner Unannehmlichkeit auszusetzen. Einige Bataillons kamen zu gleicher Zeit auf verschiedenen Wegen in der Vorstadt an. Man ersuchte die Stadt um freien Durchmarsch für ein Regiment. Die Stadt bewilligte ihn; das Regiment rückte bei einem Thore ein. Da aber zu gleicher Zeit bei einem andern Thore durch einen Wagen Verwirrung entstand, so ergriffen drei Bataillons und fünf Schwadronen die Gelegenheit, und schlichen sich in die Stadt. Das Fußvolk besetzte die Wälle und Plätze der Stadt, und entwaffnete die Bürger und Stadtgarnison; die Reiterei hielt die Strassen rein. In weniger als einer Stunde war die ganze Stadt unterworfen h). Mit größtem Erstaunen sah nun der Feldmarschall seinen ganzen Plan zernichtet. Um doch die Preussische Macht durch ein anders Mittel zu schwächen, entschloß er sich, den Preussen wenigst ihr Magazin zu Schweidnitz mit Gewalt wegzunehmen. Als

h) Friedrich *II.* a. a. O. S. 152. und 153. Fischer a. a. O. S. 74. ff.

lein auch dieses Vorhaben vereitelte Friedrich. Auf einer andern Seite rückte er mit seinen Leuten gegen eben den Ort an, auf welchen Neuperg losgieng; seine Avantgarde kam zugleich mit der Oesterreichischen zu Reichenbach an, und diese sah sich genöthiget, unverrichteter Dinge wieder zurückzukehren. Auf diese Art blieb die Sache Theresiens in Schlesien noch immer in der alten mißlichen Lage. Durch einen andern Streich wurde, wie gesagt, der König in Engelland zu gleicher Zeit gehindert, ihr kräftig beizustehen.

Der König in Engelland hatte zur Unterstützung der Königin von Ungarn Dänische und Hessische Völker in Sold genommen. Mit den Hannoveranern, die sich mit ihnen vereiniget hatten, bildeten sie eine Armee von vier und dreissigtausend Mann. Friedrich hatte ihr ein Beobachtungsheer unter dem Kommando des regierenden Fürsten von Dessau entgegengestellet, welches in dem Lager bei Göttin stand. Durch diese Vorsicht waren die Preussischen Länder gedeckt. Aber diese Truppen konnten doch nur unthätige Zuschauer seyn. Eine so zahlreiche Mannschaft, deren man sich zu wirklichen Angriffen vortheilhaft hätte bedienen können, entbehren zu müssen, war ein Nachtheil für den König. Man mußte die Gefahr von den Preussischen Ländern entfernen, und dadurch den Truppen Gelegenheit verschaffen, ihre Tapferkeit bei der übrigen Armee zu zeigen. Zu diesem Ende erschien am Anfange des Septembers der Marschall von Maillebois mit 30,000. Franzosen am Niederrhein, und drang in Westphalen ein. Diese Ankunft setzte den König von Großbrittannien in grosse Verlegenheit. Seine Hannoveraner geriethen dadurch in die Gefahr, in die Mitte genommen zu werden. In dies

sem Falle waren sie, wenigst seiner Meinung nach, ohne Rettung zu Grund gerichtet. Ueberdieß verriethen die Franzosen nicht undeutlich ihre Absicht, in die Hannöverischen Lande einzufallen. Der König hielt sein Churfürstenthum schon für verloren. Seine Entwürfe mit Rußland und Sachsen sah er gleichfalls vereitelt. Von allen diesen Unfällen umgeben, fand er sich dann genöthiget, am 27. September einen Neutralitätsvertrag für seine deutschen Lande zu schliessen i).

Die Sachsen waren schon zuvor von ihrer Verbindung mit Maria Theresia, und dem Könige Georg II. von Engelland abgetreten. Der Französischen Politik war es nämlich gelungen, die Englischen Kabalen in Rußland zu vereiteln. Schweden erklärte dem Russischen Hofe den Krieg. Dadurch erhielt dieser eine andere Beschäftigung, und durfte nun gegen Preussen wenig oder nichts unternehmen. Diese unvermuthete Wendung erschreckte den König in Polen und Churfürsten in Sachsen. In der schmeichelhaften Hoffnung, daß er sich mit dem Könige von Großbrittanien in die Länder des Königs in Preussen werde theilen können, hatte er es bisher mit Oesterreich gehalten. Jetzt sah er bei der täglich zunehmenden Schwäche der Oesterreichischen Parthei seine Hoffnung vernichtet. Dieses machte auf seinen nicht hinlänglich festen Geist einen so starken Eindruck, daß er sich auf die Seite des Churfürsten in Baiern schlug, und nun selbst Ansprüche auf einige Oesterreichische Erbländer machte k). Er gründete dieselben auf ein Paktum vom Jahre 1703. worin der Kaiser Leopold die Suc-

i) Genealogisch historische Nachrichten. *Tom. III.* S. 641. Gesch. des *Interregni* Th. *IV.* S. 171.

k) Friedrichs *II.* Geschichte meiner Zeit. Kap. *III.* S. 157.

cessionsrechte geordnet, und welches Karl VI. seiner pragmatischen Sanktion zum Grunde gelegt hatte. Dieses Paktum begünstigte, wenigst nach der Auslegung des Königs in Polen, nicht die Prinzessinnen des letzten Besitzers; sondern setzte vielmehr das Vorgangsrecht der Josephinischen Erzherzoginnen nach der Ordnung der Erstgeburt fest l). Der Churfürst unterzeichnete den Traktat am 31. August, und trat dem grossen Bündnisse am 19. September 1741. feierlich bei m). So entstand beinahe eine allgemeine Verschwörung gegen die Oesterreichische Macht, und der Untergang des Erzhauses schien unvermeidlich.

Von den meisten Bundesgenossen und Freunden verlassen, und erschüttert von der Grösse der Gefahr, die über ihrem Scheitel schwebte, war jetzt Maria Theresia ernstlich entschlossen, ihr gänzliches Verderben durch gütliche Unterhandlungen abzuwenden. Noch ehe sie von dem Beitritte der Könige in Preussen und Polen zu dem grossen Bunde und von den übrigen Unfällen Nachricht gehabt, hatte sie schon den Englischen Minister Robinson, der sich an ihrem Hofe befand, an den König von Preussen gesandt, damit er demselben Vorschläge zu einem Vergleiche thue. Sie ließ dem Könige Limburg, das Spanische Geldern, und zwo Millionen Thaler anbieten, wenn er Friede machen, und seine Truppen sogleich aus dem Herzogthume Schlesien ziehen würde. Der Minister hatte vermuthlich im Eifer vergessen, daß Friedrich Sieger war. Er hatte mit demselben in einem hohen Tone

l) Königs *Selecta juris publ. novissima* Th. *IV.* S. 269. und 299. Gesch. des *Interregni* Th. *III.* S. 145.

m) Friedr. a. a. O. S. 158. Genealog. hist. Nachrichten Th. *III.* S. 579.

gesprochen. Der König, um ihm das Ungereimte seines Enthusiasmus fühlen zu lassen, wies ihn mit folgender, eben so pathetischer Antwort ab: „Wollte ich durch einen schimpflichen Vergleich die Vortheile verschleudern, die mir meine Armee durch ihre tapfern, der Unsterblichkeit werthen Thaten erwarb, sie würde mich des Kommando über sie nicht werth finden. Nicht ohne gerechten Vorwurf des schwärzesten Undanks kann ich diese meine neuen Unterthanen verlassen. Alle diese Protestanten riefen mich durch ihre Wünsche herbei. Soll ich sie, wie Schlachtopfer, der Tyrannei ihrer Verfolger überliefern, welche sie ihrer Rachsucht aufopfern würden? Wie? Ich sollte an einem einzigen Tage die Empfindungen der Ehre und der Rechtschaffenheit verläugnen, mit denen ich auf die Welt kam? Wäre ich einer so niedrigen, so entehrenden Handlung fähig, die Gräber meiner Väter würden sich meiner Phantasie darstellen, wie sie sich öffnen; meine Väter würden heraufsteigen, und mir zurufen: Nein! Du gehöreſt nicht mehr zu unserm Blute. Wie? Du sollst für Gerechtsamen, die wir auf dich gebracht haben, kämpfen; und du verkaufeſt sie! Du befleckeſt die Ehre, den schätzbareſten Theil unsers Erbvermächtnisses, das wir dir hinterliessen! Unwürdig des Fürstenranges, unwürdig des Königsthrones, biſt du nur ein verächtlicher Krämer, der Gewinn dem Ruhme vorzieht. — Nein! Nie, nie will ich solche Vorwürfe verdienen. Ehe sollen Schlesiens Trümmer mich und meine Armee begraben, ehe ich an der Ehre und dem Ruhme des Preussischen Namens den geringsten Flecken gedulde. Dieses, mein Herr, ist die einzige Antwort, die ich Ihnen ertheilen kann„ n).

n) Friederich *II.* a. a. O. S. 155. f.

Betäubt von dieser pathetischen Rede reiste Robinson nach Wien zurük. Mit Erstaunen vernahm man dort den Inhalt derselben. Als hierauf nach der Schwedischen Kriegserklärung alle Hoffnung eines Beistandes von Seite Rußlands verschwand, der König August von Polen abfiel, Maillebois die Hannöverischen Lande bedrohte, und der König in Preussen frei gestand, daß er sich mit dem König in Frankreich und dem Churfürsten in Baiern in Verbindung eingelassen habe; da stieg endlich die Bestürzung und Verlegenheit des Wiener-Hofes aufs höchste, und man eilte, sich durch Opfer, die man im ganzen Ernst anbot, aus der Gefahr reissen zu wollen. Selbst dem Könige von Großbritannien schien die Lage so bedenklich, daß er nun ernstlich an einer Friedensvermittelung zwischen Friedrich und Theresia arbeitete. Lord Hinford bot dem König in Preussen ganz Niederschlesien, die Stadt Neisse, und einen Theil von Oberschlesien an. Friedrich hielt anfänglich diesen Antrag für einen listigen Kunstgriff, ihn unthätig in seinem Lager zu erhalten; er setzte seine feindlichen Unternehmungen fort, veränderte sein Lager, und bemächtigte sich der Stadt Oppeln. Diese Bewegung veranlaßte den Feldmarschall Neuperg, Neisse zu verlassen. Als aber hierauf der englische Minister mit verdoppelter Thätigkeit in ihn drang, seine Vorschläge zu hören; so begab sich Friedrich heimlich nach Oberschnellendorf, und unterredete sich dort über diese Sache mit dem Feldmarschall Neuperg, dem General Lentulus, und dem Lord Hinford. Der Traktat ward dort am 9. Oktober im Geheim entworfen o). Friedrich sollte Neisse bis zur gänzlichen Berichti-

o) Fabers Staatskanzley Th. 86. S. 90. und 122.

gung dieses Geschäftes nur zum Scheine belagern; die Preussen sollten in ihren Quartieren in Böhmen und Schlesien nicht beunruhiget werden, und ohne die allerstrengste Verschwiegenheit soll alles null und nichtig seyn. Diese waren die Hauptartikel, worüber man vorläufig übereinkam. Allein Oesterreich brach das Stillschweigen. Das Interesse dieses Hauses hatte es demselben unumgänglich nöthig gemacht, das Geheimniß zu entdecken. Man hoffte, daß eine solche Entdeckung Mißtrauen unter den verbundenen Mächten erregen, und sie trennen werde. Friedrich belagerte nun wirklich die Festung Neisse, und bekam sie in Zeit von zwölf Tagen in seine Gewalt. Die Festung Glatz ward bloquirt. Ein Theil der Preussischen Truppen rückte in Böhmen ein; der andere lagerte sich in Oberschlesien. Aber in der Hauptsache blieb der Traktat von Oberschnellendorf doch unerfüllt. Der König in Preussen ließ vielmehr am 1. November 1741. durch seinen Minister den Französischen Theilungstraktat unterzeichnen, nach welchem Theresia das Königreich Ungarn, Oesterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain behalten, der Churfürst in Baiern Böhmen, Tyrol und Breißgau, der König in Preussen Niederschlesien, und der Churfürst von Sachsen Mähren und Oberschlesien bekommen sollte p). Auch ließ sich Friedrich um diese Zeit in ganz Niederschlesien huldigen. Dieses geschah am 7. November des genannten Jahres.

§ 5. Verstärkung der Baier-Parthei auf dem Wahltage. Einfall der Oesterreicher in Baiern; Kaiserwahl Karls VII.

Alle diese eben so wichtigen, als unerwarteten

p) Achenwalls Europäische Staatshändel. S. 294. Friedrichs Gesch. meiner Zeit. Kap. *IV.* S. 170.

Ereigniſſe hatten in das Wahlgeſchäft einen entſcheidenden Einfluß. Seit dem merkwürdigen Treffen bei Mollwitz war Oeſterreichs Anſehen geſunken. Der König in Preuſſen hatte ſeitdem ein groſſes Gewicht auf dem Wahltage bekommen. Er und der König in Frankreich gaben auf demſelben den Ton an. Vorzüglich zielte ihre Bemühung dahin zu bewirken, daß die Keiſerwürde in dem neuen Oeſterreichiſchen Hauſe nicht erblich werde. Der Groß-herzog von Toskana war anfänglich der wichtigſte Werber um die kaiſerliche Krone. Um die Zahl der ihm günſtigen Wahlſtimmen zu vermindern, war man zu dem Anſchlage gekommen, die Uebertragung der Böhmiſchen Stimme auf ſeine Perſon nicht zu erkennen. Dieſem Entſchluſſe zu Folge hatte man zu Frankfurt kein Quartier für einen Böhmiſchen Wahlbotſchafter bereitet. Deſſen ungeachtet erſchien auf Befehl des Wiener-Hofes der Freiherr von Prandau in dieſer Eigenſchaft. Allein ſeine Ankunft machte bei den meiſten Anweſenden einen widrigen Eindruck. Einer der erſten, welche gegen die Anweſenheit einer Churböhmiſchen Geſandtſchaft proteſtirten, war der Spaniſche Geſandte, Graf von Montijo; ſeinem Beiſpiele folgten die meiſten übrigen. Der Freiherr von Prandau war genöthiget geweſen, anfänglich eine Wohnung in einem Privathauſe zu beziehen. Um aber endlich doch eine ſolche Wohnung zu erlangen, die man allenfalls als eine Zugehör zum Böhmiſchen Quartiere betrachten konnte, nahm er zu einer Liſt ſeine Zuflucht. Einige ſeiner Sekretärs und Bedienten mußten ſich in das ſogenannte Braunfels verfügen, welches ſeit 250. Jahren den neu gewählten Kaiſern aus dem Hauſe Oeſterreich zum Palais gedienet hatte. Unter dem Vorwande, als wollten ſie die Zimmer

sehen, welche Karl VI. bewohnet hatte, beredeten sie die Magd des Hauses, ihnen die Thüre aufzuschliessen. Kaum hatten sie die Zimmer betreten, als sogleich andere mit Gepäcke nachfolgten. Die erstern aber erklärten, daß sie dieses Haus, als das zum Böhmischen Distrikt gehörige Hauptquartier zur Wohnung im Besitze zu behalten gedächten. Der Gesandte kam sogleich selbst nach, und ließ durch seinen Legationssekretär dem ältesten Bürgermeister anzeigen, er habe von dem Churböhmischen Quartiere nun Besitz genomen und ersuche den Magistrat, daß man ihn dabei schützen möchte q). Dieser Vorfall veranlaßte grosse Bewegungen. Die übrigen Gesandtschaften waren betroffen über einen so unerwarteten Schritt. Der Magistrat war in Verlegenheit, und fragte beim Churfürstlichen Kollegium an, was nun zu thun sey? Der größte Theil desselben mißbilligte die Unternehmung des Gesandten, und blieb bei dem Vorsatze, ihn als Wahlbotschafter nicht zu erkennen. Der Wahltag blieb darüber und noch über manchen andern Umstand in Unthätigkeit; denn unter den Gesandten hatten sich zugleich Streitigkeiten über das Ceremoniel und über die Titulaturen erhoben r).

Indessen hatte Schwedens Kriegserklärung gegen Rußland den Churfürsten in Sachsen bewogen, die Unterstützung der pragmatischen Sanktion und der Königin von Ungarn für gefährlich zu halten, und mit dem Churfürsten in Baiern gemeinschaftliche Sache zu machen. Die Franzosen waren in zwo besondern Armeen über den Rhein gegangen; die eine hatte sich mit den Baiern vereiniget, um die Ansprüche des Churfürsten auf die Oesterreichischen Erb-

q) Geschichte des *Interregni* Th. *II.* S. 395. f.
r) *Selecta iur. publ. nouiss.* Th. *V.* Kap. 9. S. 381. f.

lande zu unterstützen; die andere hatte sich am Niederrheine gelagert, um die Bewegungen des Churfürsten von Hanover zu beobachten. Die Furcht vor einem Einfalle der Franzosen in seine Länder hatte den gedachten Churfürsten verleitet, in einem Neutralitätsvertrage mit Frankreich dem Churfürsten in Baiern seine Stimme bei der Kaiserwahl zu versprechen. Dieser konnte sich also jetzt durch die Sächsische und Hannöverische schon zwo neuer Stimmen erfreuen. Die Baiern und Franzosen hatten sich auch bereits ganz Oberösterreichs bemächtiget, und waren schon in Unterösterreich eingedrungen. Diese Vorfälle gaben dem Französischen Gesandten am Wahlkonvente, dem Marschall Belliele Gelegenheit, die Oesterreichische Macht als gänzlich geschwächt darzustellen; er drang auf die gänzliche Ausschliessung des Großherzogs von der Wahl s). Die Zahl der Freunde des Erzhauses verminderte sich zugleich mit dem Glücke desselben, und der Anhang des Churfürsten in Baiern nahm in gleichem Maasse mit dem glücklichen Erfolge seiner kriegerischen Unternehmungen zu. Trier, Sachsen und Hannover hatten bereits in die Ausschliessung der Böhmischen Wahlstimme gewilliget. Am 13 Oktober gab auch Churmaynz eine Erklärung von sich, und trat in diesem Punkte den übrigen förmlich bey t). So war nun alles zum Vortheile des Churfürsten in Baiern gestimmet.

Ein so günstiger Zeitpunkt mußte geschwind und thätig benutzt werden, besonders da der Böhmische Gesandte, Freiherr von Prandau, gegen seine Ausschliessung protestirte, und, in der Absicht, der Sache nach und nach eine andere Wendung zu ges

s) Geschichte des *Interregni* Th. *IV*. S. 27. und 160.
t) Ebendaselbst S. 191.

ben, einen Aufschub des Wahltages verlangte. Der König in Preussen drang im Gegentheile als Churfürst von Brandenburg auf eine baldige Vornahme der Wahl, und schlug vor, daß die Reichsversammlung einen Termin festsetzte. Dieses geschah; der 24. Jänner 1742. ward zum Wahltage bestimmet. Wäre dieses nicht noch zur rechten Zeit geschehen, die Wagschaale hätte ohne allen Zweifel umgeschlagen; das Uebergewicht wäre nicht mehr auf der Baierischen Seite geblieben; die schönen Aussichten des Churfürsten auf den Kaiserthron hätten sich geschwinder wieder verloren, als sie sich geöfnet hatten; denn unvermuthet hätte sich das Kriegsglück geändert.

Unglücklicher Weise war der Churfürst mitten im Laufe seiner schönen Eroberungen in Oesterreich umgekehret, und hatte sich mit seiner Armee nach Böhmen gewandt. Der König in Preussen hatte ihm redlich gerathen, den Krieg längst der Donau in Oesterreich zu spielen, und sich nicht eher auf eine andere Seite zu wenden, als bis Wien, die Hauptstadt Oesterreichs, erobert wäre. Oesterreich befand sich nicht in Verfassung, und mußte nothwendig die Beute des rasch hereinbrechenden Feindes werden; Böhmen wurde dadurch von Oesterreich getrennet, und mußte, alles Beistandes beraubt, von sich selbst fallen. Die Königin von Ungarn wäre dadurch gezwungen gewesen, alle Friedensbedingnisse anzunehmen, die man ihr hätte vorschreiben wollen u). Anfänglich hatte der Churfürst diesen Plan des Königs befolgt, und das Glück war seinen Kriegern in Oesterreich entgegengegangen. Nur noch zween Märsche war er von Wien entfernt.

u) Friedrichs *II.* Gesch. meiner Zeit. Th. *I.* Kap. *V.* S. 187. f.

Allein ein heimliches Mißtrauen gegen die Sachsen bewog ihn, seinen Plan zu unterbrechen, und nach Böhmen zu gehen. Eine Sächsische Armee war nämlich erst vor Kurzem in Böhmen eingedrungen, um die Oesterreichischen Truppen auch in diesem Lande zu beschäftigen; der Churfürst befürchtete, die Sachsen möchten dieses Königreich, wenn sie es erobert hätten, am Ende für sich behalten, und suchte dieses durch seine Gegenwart in Böhmen zu hindern. Frankreich bestärkte ihn in diesem Mißtrauen und Entschlusse. Karl Albrecht war ein wohlthätiger, sanfter, nachgiebiger Herr. Zu Wien in der Gefangenschaft erzogen, hatte er wenig Gelegenheit gehabt, die Welt hinlänglich kennen zu lernen, oder seinen Geist in politischen Spekulationen zu üben. Vom Kriege verstand er beinahe nichts; zu seinen Staatsgeschäften fehlte es ihm an Scharfsinn. Selbst redlich befürchtete er auch an andern, die sich einmal als seine Freunde gezeigt hatten, selten eine Verstellung. In der Wahl seiner Minister und Rathgeber war er eben so wenig glücklich, als in der Wahl seiner Feldherren; denn es gebrach ihm dazu an hinlänglicher Einsicht und Menschenkenntniß. Und so geschah es denn, daß er sich durch sein Mißtrauen gegen die Sachsen, und durch die Eingebungen der Franzosen verleiten ließ, von weitern Unternehmungen in Unteröstereich abzustehen. Ein Korps von 15,000. Mann unter der Anführung des Herrn von Segür ward bestimmt, den bisher eroberten Theil Oesterreichs und das Churfürstenthum Baiern zu decken. Den größten Theil der Armee führte der Churfürst nach Böhmen. Sein erster Eintritt in dieses Königreich war nicht weniger glücklich, als es sein Einmarsch in Oesterreich gewesen war. Kaum hatten sich die Baiern

und Franzosen vor Tabor und Budweis gezeigt, als diese beiden Oerter auch schon in ihren Händen waren. Nach diesen Eroberungen rückten sie gerade nach Prag, wo die Sachsen und ein Französisches Korps unter dem Kommando des Herrn von Gassion zu ihnen stiessen. Auf diese Nachricht zog der Großherzog von Toskana in forcirten Märschen zum Entsatze heran. Aber kaum war er zu Königssaal angekommen, als er vernahm, daß die Stadt schon in den Händen der Alliirten sei. Prag war damals zu schwach besetzt; von einer so wenig zahlreichen Garnison konnte eine Stadt von so grossem Umfange nicht hinlänglich vertheidiget werden. Dieser Umstand begünstigte das Unternehmen der Alliirten. Man bestürmte die Stadt von dreien Seiten zugleich. Der erste, welcher den flankirten Winkel eines Bollwerkes gegen das neue Thor zu erstieg, war der Graf Moritz von Sachsen. Die Reiterei drang, nachdem man die Zugbrücke heruntergelassen hatte, in die Stadt, reinigte die Strassen, und zwang die Besatzung das Karlsthor zu verlassen. Als die Oesterreicher den Wall geräumet hatten, ließ er Sturm laufen; nachdem sich diese eine gerame Zeit sehr tapfer gewehret hatten, zwang sie endlich die feindliche Uebermacht, am 26. November sich zu ergeben. Am 7. December ward der Churfürst als König in Böhmen ausgerufen, worauf er sich auch huldigen ließ. Die Nachricht von dieser Eroberung setzte den Großherzog und seine Armee in einen so grossen Schrecken, daß er sich, gleich als triebe ihn der verfolgende Feind vor sich her, in der größten Eilfertigkeit zurückzog, und seine Leute in ganzen Haufen ausrissen, und zu den Franzosen übergiengen. Die Generale Neuperg und Lobkowitz flüchteten sich mit ihrer muthlosen Mannschaft hinter

die Moräste von Budweis, Tabor, Neuhaus und Wittingau v). Die Alliirten hatten aber noch vor dieser Eroberung einen andern Fehler gemacht, welcher ein unrühmlicher Beweis von Muthlosigkeit oder Unverstand war. Als sie nach der Einnahme von Tabor und Budweis die Oesterreicher hatten heranrücken gesehen, verliessen die beiden Kommandanten, der Feldmarschall Graf von Thörring und der Herr von Leuville diese Städte. Dadurch gaben sie nicht nur dem Feinde ein ansehnliches Magazin Preis; sondern setzten ihn auch in den Stand, eine solche Stellung zu nehmen, daß die Kommunikation des Herrn von Segür in Oesterreich mit der Armee der Alliirten in Böhmen gänzlich aufhörte w). Den Oesterreichern war es daher leicht, Truppen aus Ungarn und andern Gegenden an sich zu ziehen, und mit gesammelten neuen Kräften die Befreiung Oesterreichs von ihren Feinden zu versuchen.

Mit 20,000. Mann frischer Truppen, die man aus Italien, aus Ungarn und aus dem Breißgau gezogen hatte, setzte sich der Oesterreichische Feldmarschall Khevenhüller mitten im Winter in Marsch, um einen Entwurf auszuführen, welcher das Schicksal Oesterreichs entscheiden sollte. Er hatte seine Armee in drei Divisionen getheilet. Die eine hatte sich bei Ens als ein Beobachtungskorps niedergelassen; die andere gieng bei Losenstein über die Ens, und vertrieb die Feinde aus ihren Verschanzungen bei Lembach und Tremberg; das Hauptkorps setzte am 31. December 1741. unter der Begünstigung eines starken Nebels bei dem Schlosse zum Dorf über die Ens. Dieser Uebergang ward so überraschend

v) Friedrich *II.* am angef. Orte. S. 175. f.
w) Ebendaselbst. S. 174.

geschwind bewirket, und das Andringen der Truppen auf die Franzosen und Baiern war so muthig und lebhaft, daß diese sich genöthiget sahen, alle ihre Schanzen, die sie längst der Ens aufgeworfen hatten, nebst den Städten Steyer und Ens zu verlassen x). Von Seite der Alliirten war es ein unverzeihlicher Fehler, daß der Herr von Segür nicht alsogleich den ersten günstigen Zeitpunkt ergriff, jede der drei Divisionen einzeln anzugreifen, und sie einzeln aufzureiben, ehe sie sich vereinigen konnten. Allein dieser Feldherr war dazu entweder zu träge, oder zu muthlos. Vom Schrecken unrühmlich überwältiget, floh er rastlos bis nach Linz, wo er sich stark befestigte. Der Oberstlieutenant Menzel hatte den Flüchtigen nachgesetzt, eine grosse Anzahl derselben niedergemacht, und viele hundert gefangen genommen.

Linz ward nun von einem Theile der Oesterreicher bloquirt; der übrige Theil der Armee drang unter dem Kommando des Generals Bärenklau in Baiern ein, welches von Truppen entblösset war, und bemächtigte sich mit leichter Mühe der Städtchen Schärding, Vilshofen und mehr anderer Oerter. Als der Baierische Feldmarschall, Graf von Thörring von diesem unerwarteten Vorfalle Nachricht erhalten hatte, brach er zwar unverzüglich mit einem Korps von 1300. Mann von Böhmen nach Passau auf; dort verstärkte er sich mit Mannschaft und Geschütz, und rückte nach Schärding, um diese Stadt wieder einzunehmen. Nach einem sehr lebhaften Feuer, wobei die Baiern eben so viel Muth, als ihre Feinde Standhaftigkeit zeigten, eroberte er wirklich am 17. Jäner 1742. die Brückenschanze.

x) Falkensteins Geschichte des Herzogthums Baiern. Th. *III.* S. 891.

Allein die Oesterreicher verdoppelten jetzt ihre Tapferkeit, und Bärenklau nöthigte endlich den Feldmarschall, gegen 2. Uhr Nachmittags von seinem Vorhaben abzustehen, und sich gegen Braunau zurückzuziehen. Seine Absicht war schon vor seiner Ankunft in Schärding verkundschaftet gewesen. Man hatte daher Zeit gehabt, die Garnison der Stadt zu verstärken, und die Ausführung seiner Absicht dadurch zu vereiteln. Auch sein Marsch nach Braunau fiel sehr unglücklich aus. Denn als der Oberstlieutenant Menzel erfahren hatte, daß der Feldmarschall Thörring sich gegen Braunau ziehe, rückte er ohne Verweilen aus der Gegend von Vilshofen mit einem Korps gegen ihn an. Bärenklau schickte gleichfalls ein Detachement aus Schärding ab, welches ihm nachsetzte; und so gerieth er in die unglückliche Lage, daß er, zwischen zwei Wasser eingeschlossen, anstatt tapfer zu fechten, kaum eine Gelegenheit finden konnte, sich durch die Flucht zu retten. Die Oesterreicher machten bei dieser Unternehmung viele Gefangene, und erbeuteten 4. Stücke, 1. Haubitze, 10. Fahnen, 50. Trommeln, 17. Pontons, mehrere Wagen mit Munition und Proviant, und sehr viel Gepäcke y). Bald darauf folgte auf diesen glücklichen Sieg ein anderer Vortheil, der noch weit wichtiger war. Die Stadt Linz, welche eine Besatzung von 15,000. Mann Franzosen hatte, gieng am 24. Jäner desselben Jahres an 15,000. Mann Oesterreicher über z). Diese hatten die Stadt bisher eingeschlossen gehalten. Als aber der Großherzog selbst mit einer Verstärkung von Truppen angekommen war,

und

y) Falkenstein a. a. O. S. 892. f.

z) Friedrich *II.* Rap. *V.* S. 189. Andere Nachrichten sprechen nur von 10,000. Franzosen. S. Genealog. Hist. Nachr. Th. 34. S. 911.

und nun Anstalten machte, sie zu bestürmen; da ergab sich der Herr von Segür auf Kapitulation, welche am 23. Jäner unterzeichnet wurde. Die Garnison erhielt freien Abzug, doch mit der Bedingniß, daß sie in Jahr und Tag nicht gegen die Königin von Ungarn diene.

Dieses unvermuthete Glück der Oesterreichischen Waffen weckte ringsherum wieder neue Freunde des Erzhauses auf, und der Eifer für die Königin von Ungarn vermehrte sich durch ganz Europa. Denn allerdings ist die Freundschaft der Grossen, so wie die Freundschaft der Kleinen, sehr oft ein Ding, welches entsteht und wieder vergeht, so wie der Eigennutz Vortheile daraus entstehen, oder daraus entsprungene wieder vergehen sieht. Der Staatsmann liebt in seinem Alliirten eigentlich nur sich selbst; er schmeichelt dem Mächtigen, so lange, als er dessen Uebergewicht fürchtet. In dieser Betrachtung war es für das Interesse Frankreichs und Preussens ein wichtiger Vortheil, daß der 24. Jäner bereits zum Termine der Kaiserwahl bestimmet war. Bis dahin konnte sich das Ansehen der Gegenparthei nicht sehr merklich verstärken, um das Augenmerk, welches nun einmal auf den Churfürsten in Baiern gefallen war, auf einen andern Fürsten zu lenken.

Mit aller Beredsamkeit und allen politischen Künsten war bisher der Wiener-Hof nicht im Stande gewesen, die Böhmische Stimme auf dem Wahltage in Gang zu bringen. Vergebens hatte derselbe zu beweisen gesucht, der Fall der weiblichen Erbfolge in Böhmen habe sich schon dreimal vor und nach der Erscheinung der goldenen Bulle ereignet, ohne daß man die Böhmische Churwürde und Churrechte in Zweifel gezogen. Jedesmal seien sie von

dem Gemahle der Erbin ruhig ausgeübt worden. Ferners sey bei der Einführung des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg, und bei der Wiederaufnahme der Krone Böhmen in das churfürstliche Kollegium die erstere Stimme ausdrücklich auf den Mannsstamm eingeschränkt, die letztere hingegen ohne besondere Bestimmung festgesetzt worden. Das deutsche Reich habe endlich der Königin von Ungarn die Erbfolge in allen Ländern, folglich auch in allen denselben anklebenden Rechten zugesichert a). Alle diese Vorstellungen hatten nicht die geringste Wirkung. Vielmehr wurde am 4. November, da man die erste Präliminarkonferenz hielt, durch die Mehrheit der Stimmen entschieden, daß man die Churböhmische Stimme für diesesmal, jedoch ohne künftige Folgen, ruhen lassen wolle. Der Freiherr von Prandau sah sich daher, nachdem ihm der Churfürst von Maynz davon Nachricht ertheilet hatte, genöthiget, Frankfurt zu verlassen, und legte, ehe er dieses that, noch eine feierliche Protestation gegen dieses Verfahren ein. Allein in der dritten Konferenz beschloß die Versammlung, seine Protestation nicht zu den Reichsakten zu nehmen. Am 20. December nahmen hierauf die ordentlichen Wahlhandlungen ihren Anfang, und am 24. Jäner 1742. ward Karl Albrecht, Churfürst aus Baiern, zum Kaiser gewählet.

Die Wahlkapitulation, welche gewöhnlich jeder neu gewählte Kaiser beschwören muß, hatte dießmal verschiedene Aenderungen und Zusätze bekommen. Die zu Offenbach versammelten altfürstlichen Gesandten hatten verschiedene Punkte, welche der Kapitulation einverleibt werden sollten, zum beson-

a) *Selecta iuris publici novissima* Th. II. K. 9. S. 333. f.

dern Gegenstande ihrer Berathschlagungen gemacht. Obwohl seit dem Jahre 1711. ein Entwurf einer beständigen Wahlkapitulation vorhanden war; so schien doch von Zeit zu Zeit manche Aenderung, oder mancher Zusatz nach Veranlassung der Zeitumstände nothwendig. Zu Offenbach gieng man in dieser Rücksicht über verschiedene Gegenstände zu Rath. Man wünschte, in der künftigen Wahlkapitulation möchte ausdrücklich festgesetzt werden, daß der Kaiser künftig keinen Reichsstand weder provisorie, noch in contumaciam, ohne Reichsschluß, seiner Länder und Würden entsetze; daß er keinen in das fürstliche Kollegium einschiebe, der nicht jährlich wenigst 50000. Reichsthaler Einkünfte aus Reichsländern zu erheben hat; daß er die Stände bei ihren Verträgen lasse, und sie darin nicht unter dem Vorwande störe, weil sie vom Kaiser nicht bestätiget seien; daß er ihre Stimmfreiheit auf dem Reichstage nicht hemme; daß er in Dingen, die einen Reichskrieg oder Reichsfrieden betreffen, ohne Einwilligung des Reiches nichts unternehme; seine Truppen nie anders, als auf Requisition durch die Lande der Stände marschiren lasse, und keine andern Untersuchungs- oder Exekutionskommissionen, als durch die Kreisausschreibenden Fürsten gestatte. Was endlich geistliche Dinge betrifft, so wünschte man, daß man den neuen Kaiser verpflichten möchte, künftig nicht zu hindern, daß man seine Beschwerden in Religionssachen dem Korps der evangelischen Stände vorlege; nicht zu gestatten, daß die Reichsgerichte ganz geistliche und kirchliche Gegenstände vor sich ziehen, und nicht zuzugeben, daß man bei den Reichsgerichten eine andere entscheidende Vorschrift beobachte, als welche der westphälische Friede vorschreibet. Diese und mehr an-

dere Erinnerungen hatten die Gesandten der altfürstlichen Häuser auf dem Fürstentage zu Offenbach entworfen, und in einem Schreiben vom 16. Oktober 1741. dem Churfürsten von Maynz zugeschickt. Um die Erfüllung ihrer Wünsche mit mehr Nachdruck betreiben zu können, hatten sie sogar den Fürstentag im November nach Frankfurt verlegt. Dieses veranlaßte vermuthlich die Churfürsten, einige Erinnerungen in besondern Kollegialschreiben an den Kaiser gelangen zu lassen, und ihn zu ersuchen, daß er die Abfassung eines allgemeinen Reichsschlusses über dieselben befördern wolle. Mancher Artikel ward ganz nach dem Wunsche der Fürsten der Wahlkapitulation selbst einverleibt. In der Hauptsache zielte diese auf die Erhaltung der reichsständischen Freiheiten, und auf die Handhabung der Reichsgesetze. Selbst auch die Beförderung des Kommerzes im Reiche, und die Abstellung der Münzgebrechen auf dem Reichstage; endlich die Aufrechthaltung der Freiheiten der deutschen Kirchen gegen die päbstlichen Eingriffe, ward darin dem Kaiser zur Pflicht gemacht. In Ansehung dieses letztern Gegenstandes hatte zwar der anwesende päbstliche Nuntius alle Beredsamkeit aufgeboten, die Einrückung dieses Artikels zu hindern, oder es wenigst dahin zu bringen, daß er gemildert werde b). Allein man ließ sich durch seine Einwendungen nicht irre machen, und setzte standhaft fest, daß über der Beobachtung der Fürstenkonkordaten mit dem Römischen Stuhle, und der Privilegien der deutschen Nation strenge sollte gehalten werden. Auf manche Erinnerung der Fürsten hatten aber die Churfürsten doch keine Rücksicht genommen, und weder in die

b) Geschichte des *Interregni* Th. *IV.* S. 455.

Kapitulation selbst etwas davon eingerückt, noch sie in den Kollegialschreiben berühret. Hingegen hatten sie manche Stelle auch in dieser Kapitulation stehen lassen, welcher die Fürsten schon ehe widersprochen hatten. Eben darum, und weil der seit einiger Zeit schon vorhandene Entwurf einer beständigen Kapitulation nicht ganz zum Grunde gelegt worden, widersprachen die Fürsten dieser Wahlkapitulation wegen mehrerer Punkte, und wollten sie nicht als ein Reichsgesetz erkennen c). Allein Widersprüche waren von den Reichsständen in verschiedenen Sachen schon von jeher eingelegt worden, ohne daß sie eine besondere Wirkung hatten; und von dieser Art war auch der gegenwärtige. Merkwürdig ist es, daß der Wiener-Hof die Wahl des Kaisers Karls VII. nicht für gültig erkannte, und zum Theil auch aus diesem Grunde sich weigerte, das Reichsarchiv aus den Händen zu lassen. Als der Churfürst von Maynz die Uebergabe desselben an den neuen Kaiser verlangte, antwortete der Wiener-Hof, er würde das Reichsarchiv ohne Widerrede einem künftigen Römischen Kaiser abliefern, wenn nur die Wahl wahrhaft frei uud gesetzmässig wäre d). Diese Weigerung schien dem Churfürsten von Maynz so bedenklich, daß er es für nöthig erachtete, die Sache im Churfürstlichen Kollegium vorzutragen. Allein die Churfürsten thaten keinen Schritt, sondern überliessen einen Entschluß darüber dem Kaiser.

c) Mosers Staatshistorie Deutschlands unter Karl VII. Th. I. S. 98. *Selecta iuris publ. noviss.* Th. VI. Kap. 4. S. 136. ff.

d) Beilagen zum Wahldiarium Th. I. S. 68. 71. u. 72.

§. 6. Guter Fortgang der Oesterreichischen Waffen in Baiern. Sieg der Preussen bei Chotusitz. Friede zu Breslau.

Gerade noch zu rechter Zeit hatten Frankreich und Preussen ihre Absicht erreichet, dem Erzhaus Oesterreich die Kaiserwürde zu entziehen. Nur noch eine kleine Verzögerung hätte den ganzen Plan zerstören können; denn gleichsam von Tage zu Tag machte jetzt Oesterreich wichtigere Fortschritte im Felde, und lenkte durch sein Glück Zuneigung und Vertrauen wieder an sich. Seit dem ersten glücklichen Einfalle der Oesterreicher und Ungarn in Baiern hatten sie sich immer weiter in diesem Land ausgebreitet. Am 25. Jäner 1742. hatten sie bereits Passau wieder erobert, und wußten seitdem von ihrer überlegenen Macht einen so überraschend geschwinden Gebrauch zu machen, daß sie am 3ten Februar Braunau, am 5ten Burghausen bekamen, und am 13ten schon das Hauptquartier zu Landshut aufschlagen konnten. Deckendorf, Dingolfingen und alle übrigen Oerter längst der Donau und Isar fielen unter der geschickten Anführung des Generals Bärenklau in kurzer Zeit ohne Schwertstreich in ihre Hände. Inzwischen war ein anders Korps österreichischer Truppen auch aus Tyrol in Baiern eingebrochen, hatte Traunstein, Marquartstein, Rosenheim und mehr andere Oerter weggenommen, und sich alsdann mit der Hauptarmee zwischen München und Landshut vereiniget. Der plötzliche Schrecken der Einwohner über einen so schnellen Einbruch hatte mehr gewirket, als das feindliche Schwert. München stand bereits in der größten Gefahr; der Oberstlieutenant Menzel rückte schon mit einer beträchtlichen Zahl von Mannschaft gegen diese Hauptstadt an. Alles zitterte dort; al-

les suchte sich und seine Habschaft zu retten, so gut es geschehen konnte. Man flüchtete das Archiv, die Kostbarkeiten des Hofes, die Kirchenschätze; die Prinzessinnen giengen nach Eichstädt ab, und suchten dort ihre Sicherheit. Der Kaiser fand keinen Aufenthalt mehr in seinem Lande, und verlegte seine Residenz nach Frankfurt. Denn schon am 14. Februar, zween Tage nach der zu Frankfurt erfolgten Kaiserkrönung, zog der Oberstlieutenant in München ein, und brachte die Hauptstadt Baierns in Oesterreichische Botmässigkeit. Von München breitete er seine Waffen bis an den Lech aus; und wohin er sie immer trug, da unterwarf sich ihm alles. So war schon am Anfange des Aprils beinahe ganz Baiern, nur Ingolstadt, welches bereits bloquirt wurde, und einige wenige Oerter ausgenommen, in Oesterreichischen Händen e).

Aeusserst traurig war nun in diesen Umständen die Lage des Kaisers Vom Geld entblößt, seines Landes und der nöthigsten Hülfsquellen zum Kriege beraubt, sah er kein anders Mittel vor sich, aus dem Unglücke sich wieder herauszuwinden, als die Willfährigkeit und Macht seiner Alliirten. Er nahm zu dem König in Preussen seine Zuflucht; er bat, er beschwur ihn, ihm beizustehen. Friedrich fand es selbst nothwendig, die Königin von Ungarn, durch irgend eine gefährliche Diversion, der Vortheile, die sie bereits erhalten hatte, zu berauben, und an der Erlangung neuer Vortheile zu hindern. Er entwarf zu diesem Ende verschiedene Plane; er beredete endlich die Sachsen, sich mit ihm zu vereinigen, und einen Zug nach Mähren zu unternehmen. Dieser Vorschlag ward ausgeführt. Die Sachsen nahmen

e) Falkensteins Geschichte des Herzogthums Baiern. Th. III. S. 893.

ihre Quartiere in Mähren zunächst an den Böhmischen Grenzen; die Preussen drangen tiefer ein, besetzten Ollmütz, Kremsir, Wischau, Hradisch, und die Ufer der Teja von Znaim bis Göding, einer kleinen Stadt an den Grenzen von Ungarn. Ein Korps von 5000. Mann Preussen brach sogar von Znaim auf, und drang bis Stockerau in Unterösterreich vor. Diese unerwartete Erscheinung erweckte einen so grossen Schrecken in der Hauptstadt, daß der Wiener-Hof augenblicklich 10000. Mann zur Vertheidigung derselben aus Baiern zurückrief f). Die Königin hatte indessen auch in Ungarn 15,000. Mann regulirter Truppen geworben, und ein Aufgebot an den Heerbann ergehen lassen, wodurch die Oesterreichische Macht wieder um ungefähr 40,000. Mann konnte verstärket werden. Da der König in Preussen erfuhr, daß die Ungarn sich bereits an den Grenzen Mährens zusammenziehen, so ertheilte er dem Prinzen Dietrich von Anhalt Befehl, einen Einfall in Ungarn zu wagen. Wirklich drang auch dieser mit 10. Bataillons, 10. Schwadronen und 1000. Husaren herzhaft in dieses Königreich ein, eroberte drei Quartiere der Panduren, nahm 1200. Mann gefangen, und setzte durch seine überraschende Kühnheit, die man im ersten Anfalle der Betäubung für überlegene Macht hielt, alles so sehr in Furcht, daß ein grosser Theil des Heerbannes auseinander gieng g). Dessen ungeachtet war man nicht im Stande, Brünn einzunehmen; und ohne die Eroberung dieser Hauptstadt konnte man sich in Mähren nicht halten. Die Unthätigkeit der Verbündeten, besonders aber der Kaltsinn der Sachsen, verdarben alles. Der König

f) Friedrichs *II.* Geschichte meiner Zeit. Kap. *V.* S. 209.
g) Ebendersf. a. a. O. S. 200. f.

August in Polen und Churfürst von Sachsen liebte seine Ruhe, seine Bequemlichkeit, sein Vergnügen. Obwohl ihm die Alliirten Mähren als sein künftiges Eigenthum zugedacht hatten, so ließ er sich doch die Erwerbung dieses Landes nicht sehr eifrig angelegen seyn h). Die ganze Leitung dieses Geschäftes überließ er seinem Minister. Dieser war den Preussen abgeneigt, und mißgönnte ihnen ihr Glück. Ueberdieß hielt ihn ein besonders Verhältniß von dem Wiener-Hof abhängig. Ein anderer Minister, sein Nebenbuhler, hatte dem verstorbenen König einen Plan zur Theilung der Erbschaft des Kaisers Karls VI. entworfen, den dieser auch angenommen hatte. Um den Nebenbuhler zu stürzen, und sich in die Gunst des Königs allein zu drängen, hatte er einem Oesterreichischen Minister heimlich eine Abschrift dieses Theilungsprojekts mitgetheilet. Seitdem war er an Oesterreichs Interesse gleichsam gefesselt. Das Bewußtseyn dieser Handlung machte ihn schüchtern. Aus Furcht, verrathen zu werden, durfte er dem Interesse des Wiener-Hofes nicht mehr entgegenarbeiten. Sehr zweckmässig hatte bereits der Wiener-Hof diese Verlegenheit des Sächsischen Ministers benützt. Ein gewisses Fräulein von Kling war unter einem zuvor ausgedachten Vorwande nach Dresden gekommen. In einer Gesellschaft zieht sie ihn unvermuthet auf die Seite: „Versprechen Sie mir auf der Stelle„, sagte sie, „daß Sie den Zurückzug der Sachsen aus Böhmen bewirken wollen, oder ich entdecke alles, und mache Sie unglücklich„. „Kennen Sie das„? fuhr sie fort, indem sie zugleich ein Papier aus der Tasche zog, welches die Abschrift des Theilungs-

h) Ebendaselbst S. 195. und S. 291.

planes selbst war i). Wie von Donner getroffen stand nun der Minister völlig betäubt da; er versprach, was das Fräulein verlangte. Dieses Verhältniß des Churſächsischen Ministers mit dem Wiener-Hofe war eigentlich die vornehmste Ursache, daß die Sachsen sich diesen ganzen Feldzug hindurch so unthätig verhielten. Es fehlte an Kanonen, um Brünn zu beschiessen; es fehlte an Willfährigkeit, die vorgeschriebenen Operationsplane zu befolgen; es fehlte an allem. Friedrich sah sich genöthiget, seine Truppen aus Mähren abmarschieren zu lassen, und zu denjenigen, welche in Böhmen standen, zurückzuziehen.

Doch die Sachsen waren nicht die einzigen, welche es in diesem Kriege an der Erfüllung ihres Versprechens ermangeln liessen. An den Franzosen bemerkte Friedrich seit einiger Zeit eben so wenig aufrichtige Theilnahme an dem Schicksale der übrigen Bundesgenossen. Sie hatten aus Privatabsichten den Churfürsten in Baiern verleitet, Oesterreich zu verlassen, und nach Böhmen zu rücken. Oft hatte der König sie aufgefordert, irgend eine schöne Gelegenheit zu ergreifen; und sie waren schlechterdings nicht zu bewegen gewesen, ihre Stellung zu ändern, oder mit einer Anzahl Mannschaft zu dem Könige zu stossen, oder sich irgend einer gewünschten Unternehmungen zu unterziehen. Es war kein Geheimniß mehr, daß es der Grundsatz der Franzosen war, man müsse den König in Preussen nicht zu mächtig werden lassen k). Friedrich wußte, daß Frankreich und die Königin von Ungarn bereits vor Kurzem heimlich in Unterhandlungen über

i) Friedrich *II.* a. a. O. Kap. *I.* S. 62. f. und Kap. *V.* S. 192. f.

k) Ebend. Kap. *VI.* S. 226.

einen Separatfrieden gestanden hatten, und der Französische Staatsminister, Kardinal Fleury, sich gar kein Bedenken machte, alle Bundesgenossen des Königs in Frankreich aufzuopfern, wenn sich Oesterreich zur Abtretung Luxenburgs und eines Theiles von Brabant an seinen Hof verstehen würde 1). Zu schwach, den Krieg aus eigenen Kräften lange Zeit fortzusetzen, und alle Augenblicke der Gefahr ausgesetzt, von seinen Alliirten seinem eigenem Schicksale preisgegeben zu werden, hielt es daher Friedrich für sicherer, auf den Frieden zu denken. In dieser Absicht knüpfte er den Faden der Unterhandlung mit dem Lord Hinfort, den er ehe abgebrochen hatte, aufs Neue an. Allein die Erfahrung belehrte ihn bald, daß es nur in der Macht des Siegers stehe, Friede zu machen, und daß, um sich einen rühmlichen Frieden zu verschaffen, ein über den Feind errungener Vortheil von grosser Wichtigkeit und in frischem Andenken seyn müsse. Der Wiener-Hof war jetzt nicht mehr so nachgiebig, wie er es bei den erstern Unterhandlungen gewesen war. Seine glücklichen Fortschritte gegen die Franzosen und Baiern hatten ihn mit jenem stolzen Vertrauen auf seine Kräfte erfüllet, welches gewöhnlich zur Erlangung neuer Denkmäler des Ruhmes reitzet. Lord Hinfort sprach im Namen desselben in einem ziemlich hohen Tone. Die Kälte der Sachsen gegen Preussen, der Rückzug dieser letztern aus Mähren, die geheimen Unterhandlungen Oesterreichs mit Frankreich, alle diese Umstände bestärkten die Königin von Ungarn in dem Vorsatze, den Frieden nicht anders als sehr theuer zu verkaufen. Die Unterhandlungen hatten

1) Friedrich II. Kap. IV. S. 172.

einen schlechten Fortgang. Friedrich traf daher Anstalten zu einem Versuche, den Oesterreichern durch irgend ein glückliches Treffen nachgiebigere Gesinnungen einzuflössen.

Seine Truppen hatten in Böhmen eine solche Stellung genommen, daß die ganze Armee, von welcher Seite auch der Feind gegen ihn anrücken mochte, ihm entgegen gehen konnte. Nicht lange stand jene in dieser Stellung, als sich den Preussen eine erwünschte Gelegenheit zu einem Treffen anbot. Der Prinz von Lothringen marschirte bereits aus Mähren durch Deutschbrot und Zwittau nach Böhmen; der Oesterreichische Feldmarschall Königseck hatte den geheimen Plan entworfen, die Feinde auf dem Marsche unvermuthet zu überfallen, sie zu schlagen, und dann gerade auf Prag loszugehen, welches von Franzosen und Baiern besetzt war. Er hatte nämlich geglaubt, die Preussische Macht in dieser Gegend belaufe sich höchstens auf 15000. Mann. Friedrich hatte dieses erfahren, und faßte sogleich den heldenmüthigen Entschluß, dem Feind entgegen zu gehen. Als die Oesterreicher wirklich heranrückten, zog er sein Heer am 13. May 1742. bei Chrudim zusammen; den rechten Flügel lehnte er an Trzenitz, den linken an den Bach Chrudimka. Da er hierauf aus den Bewegungen der Feinde schloß, daß ihre Absicht sei, das Preussische Magazin zu Nymburg wegzunehmen, und dann gegen Prag anzurücken, brach er am 15. desselben Monats mit dem Vortrab auf, und lagerte sich auf den Anhöhen von Poderzau, nicht weit von Chotiebors. Die Armee folgte ihm, um noch vor dem Feinde den Posten von Kuttenberg einzunehmen. Auf den Anhöhen wurde man den Vortrab des Prinzen von Lothringen gewahr. Er

bestand aus ungefähr sieben bis acht tausend Mann, und man hielt ihn anfänglich für ein Korps, welches der Fürst von Lobkowitz anführte. Am folgenden Morgen war dieser Vortrab verschwunden, und man erfuhr, daß der Prinz Karl von Lothringen zu Willimkow, eine Meile vom Preussischen Lager stehe. Friedrich brach daher am 17. des Morgens um 4. Uhr auf, um sich mit dem Prinzen Leopold von Anhalt-Dessau zu vereinigen. Kaum hatte man die Anhöhen von Neuhof erreicht, als man die ganze Oesterreichische Armee in vier Kolonnen heranrücken sah. Die Preussen benutzten sogleich die gute Lage des Ortes, um sich in eine vortheilhafte Schlachtordnung zu stellen. Eine grosse Ebene, die sie besetzten, endigte sich an der linken Seite mit einem morastigen, von einigen Bächen durchschnittenen Boden, zwischen welchem der Spislauer Thiergarten und das Dorf Chotusitz lagen. Die rechte Seite, welche nahe an Neuhof stieß, schloß eine Reihe von Teichen, die miteinander verbunden waren, und hatte eine Anhöhe vor sich. Diese besetzte der Feldmarschall Buddenbrock mit seiner Reiterei. In das erste Treffen stellte der Prinz Leopold zwei Drittheile des Fußvolkes; in den rechten Flügel des zweiten Treffens kam die Infanterie des Vortrabes. Die zwote Linie besetzten die Dragoner bei dem Flügel des Feldmarschalls Buddenbrock, und die Husaren deckten die Seiten; in der dritten Linie verwahrte das Fußvolk die Seite, und bildete das zweite Treffen des rechten Flügels. Kaum war die Armee in diese Ordnung gestellet, als die Preussische Artillerie von 82. Kanonen den Feind mit einem lebhaften Feuer begrüßte. Zugleich fiel der Feldmarschall Buddenbrock mit seiner Reiterei, die mit ihrer Fronte

über den Flügel des Prinzen von Lothringen hinausreichte, die Oesterreicher mit so ungestümmer Tapferkeit an, daß vor ihm alles entweder fiel, oder floh. Doch bald hätte ein unvermutheter Irrthum ein grosses Unglück veranlasset. Die Reiterei kannte die neuerrichten Husaren von Brunikowski nicht, welche zur Avantgarde des Königs gehörten. Ihrer grünen Kleidung wegen hielt sie dieselben für Feinde. Ein allgemeines Geschrei: Wir sind abgeschnitten! drückte beim Anblicke derselben ihren plötzlichen Schrecken aus; allgemeine Verwirrung folgte darauf, und das erste siegreiche Treffen ergriff in der größten Unordnung die Flucht. Zum Glücke gelang es endlich den Anführern doch, die Reiterei wieder zu sammeln. An dem Platze, wo das Gefecht am hitzigsten gewesen war, standen nur noch fünf feindliche Schwadronen; die Preussische Kavalerie setzte daher das Gefecht mit erneuerter Tapferkeit fort. Indessen hatte der Graf Rothenburg, der bei den Dragonern im zweiten Treffen stand, ein grosses feindliches Korps niedergeworfen, war in die Seite der Oesterreichischen Infanterie eingedrungen; und wenig hatte gefehlet, er hätte sie ganz aufgerieben, wären ihm nicht plötzlich Oesterreichische Reiter und Husaren in den Rücken und in die Seite gefallen. Dieser unvermuthete Vorfall brachte sie in Unordnung, und zwang sie zum Weichen. Nun begann auch der Feldmarschall Königseck mit seinem rechten Flügel auf den linken Preussischen loszugehen. Diese Bewegung hätte allerdings dem Treffen zum Beßten der Oesterreicher eine entscheidende Wendung geben können. Denn der Prinz Leopold hatte nicht Zeit gehabt, dem linken Flügel eine gute Stellung zu geben. Sein Regiment stand an der linken Seite

des Dorfes Chotusitz, und war an nichts gelehnt. Die Reuterei des linken Flügels konnte, wie er gehoffet hatte, dasselbe nicht decken, weil der Boden, den es in dieser Absicht hätte besetzen müssen, von Bächen durchschnitten war. Doch der patriotische Heldenmuth der Preussen ersetzte den Mangel einer guten Stellung, und schützte vor den unglücklichen Folgen desselben. Die Reiter zogen sich theils durch das Dorf Chotusitz, theils über die Brücken weg, drangen mit bewundernswürdigem Muth durch das erste und zweite Treffen des Feindes, hieben zwei Regimenter, welche die Reserve desselben ausmachten, nieder, und kamen endlich unter einem beständigem Gefechte durch das zweite und erste Treffen der feindlichen Infanterie zu den Ihrigen wieder zurück. Das zweite Treffen des linken Flügels der Preussischen Kavalerie hatte zwar bei seinem Ausrücken aus Chotusitz viel gelitten. Auch das Regiment des Prinzen Leopold ward zum Weichen gebracht. Als aber der Feind den Fehler begieng, das Dorf anzuzünden, und das Regiment Schwerin dasselbe verließ, und die Seite des linken Flügels bildete, bekam die ganze Sache bald eine andere Gestalt. Die Oesterreicher griffen zwar den linken Flügel der Preussen auf der rechten Seite des Dorfes noch an; ein Regiment Ungarischen Fußvolkes versuchte, mit dem Säbel in der Faust in dieses Treffen zu dringen; allein die Preussen thaten einen so tapfern Widerstand, daß vor ihnen die Erde von Leichnamen bedeckt war. Jetzt griff Friedrich in der größten Geschwindigkeit die linke Seite des feindlichen Fußvolkes an; diese Bewegung verschaffte ihm den Sieg. Die Oesterreicher wurden dadurch in eine Gegend gedrängt, wo sie nicht fechten konnten,

und verloren darüber Gegenwart des Geistes und Muth. Die Verwirrung, welche in dieser Lage bei der Oesterreichischen Armee herrschte, ist nicht zu beschreiben. Man hörte kein Kommando mehr, blieb nicht mehr auf seinem Posten, folgte nicht mehr seinem Fahnen; der gemeine Mann verlor seinen Officier, der Officier seine Kompagnie aus dem Gesichte. Auf dem ganzen Schlachtfelde sah man nichts, als ein Gewirre zerstreut durcheinander laufender Menschen, welche durch die Flucht ihr Leben zu retten suchten, und muthiger Preussen, die ihnen mit Erbitterung nachstürzten, um sie noch auf der Flucht niederzumachen, oder gefangen zu nehmen. Dieses Treffen kostete die Oesterreicher gegen 7000. Mann, wenn man Todte, Gefangene, Verwundete und Ueberläufer zusammenrechnet. Die Zahl der Gefangenen allein belief sich auf 1200. Auch hatten sie 18. Kanonen und 2. Fahnen verloren. Doch hatten auch die Preussen einen Verlust von 1600. Todten, 2000. Verwundeten und 11. Standarten erlitten m).

Die Preussen hatten die Feinde eine Meile weit vom Schlachtfelde verfolgt; diese flohen aber viel weiter. Erst in einer Entfernung von dreien Meilen, bei dem Dorfe Habe machten sie Halt, und bezogen auf der Anhöhe der Gebürge ein befestigtes Lager. Der Prinz von Lothringen erhielt hier eine Verstärkung von 4000. Mann. Kaum hatte man aber in dieser Gegend den Vortrab der Preussen erblicket, welche nun fortfuhren, ihnen nachzusetzen, als der Prinz noch in derselben Nacht aufbrach, um durch grosse Waldungen den Weg nach Deutschbrot zu erreichen. So groß war die Furcht, welche das

m) Friedrichs *II.* Geschichte meiner Zeit. Kap. *VI.* S. 215—221.

das Treffen bei Chotusitz den Oesterreichern eingejagt hatte! Um eben die Zeit war der Fürst Lobkowitz mit 2000. Mann über die Muldau gegangen, um Frauenberg zu belagern. Allein der Marschall von Broglio, welcher vor Kurzem eine Verstärkung von 10,000. Mann erhalten hatte, rückte zum Entsatz heran. Die ersten Französischen Schwadronen schlugen die Oesterreichischen Kuirassiers, welche den Nachtrab des Fürsten von Lobkowitz ausmachten, sogleich in die Flucht. In einem Gehölze, welches die Oesterreicher auf dem Rücken hatten, sammelten sie sich zwar öfter wieder; allein allemal drängte sie die überlegene Macht des Feindes zurück. Der Fürst von Lobkowitz, auf seine Sicherheit bedacht, warf sich in Eile nach Budweis.

Das Treffen bei Chotusitz hatte in Rücksicht auf die künftigen Ereignisse der Dinge vollkommen jene Wirkung, welche dem Wunsche des Königs in Preussen entsprach; es milderte die Gesinnungen des Wiener-Hofes, welcher noch vor Kurzem, von seinem Kriegsglücke begeistert, in einem hohen Tone gesprochen hatte. Lord Hinfort hatte von demselben die Vollmacht, mit dem Könige zu schliessen. Friedrich übertrug dieses Geschäft dem Grafen Podewils. Nach einigen kurzen Unterhandlungen kam man vorläufig über folgende Punkte überein: Die Königin von Ungarn tritt dem Könige von Preussen Ober- und Niederschlesien und die Grafschaft Glatz ab; nur behält sie Troppau, Jägerndorf, und das jenseits der Oppa gelegene hohe Gebirge. Die Preussen sollen den Engelländern eine Million und siebenhunderttausend Thaler bezahlen, welche pfandweise auf Schlesien angelichen sind. Endlich sollen alle Feindseligkeiten aufhören, die Kriegsgefangenen beiderseits ausgewech-

selt, und die Freiheit der Religion und des Handels in den eroberten Theilen Schlesiens aufrecht erhalten werden. Auf diese Bedingungen wurden die Präliminarien am 11. Junius zu Breslau, der Friede selbst zu Berlin am 28. Julius 1742. unterzeichnet n).

§. 7. Schlimme Lage des Kaisers. Begebenheiten des Krieges in Baiern und Böhmen.

Von Einem gefährlichen Feinde war nun die Königin von Ungarn durch diesen Frieden befreiet. Auch von dem Churfürsten in Sachsen hatte sie nichts mehr zu befürchten; denn man hatte ihn in den Breslauer-Frieden unter der Bedingniß mit eingeschlossen, wenn er innerhalb 16. Tagen seine Truppen von der Französischen Armee trennen, und aus Böhmen zurückziehen würde. August widersprach zwar, weil man den Frieden ohne seine Theilnahme geschlossen hatte; er traf aber dessen ungeachtet am 20. December einen einseitigen Vergleich mit Maria Theresia, und trat sogar in eine nähere Verbindung mit ihr o). Mit Frankreich hoffte man durch Unterhandlungen endlich sich vergleichen zu können, und der Kaiser war gar nicht zu fürchten. Aber eben diese Umstände stürzten den letztern in eine sehr unglückliche Lage. An dem Könige in Preussen hatte er die wirksamste Stütze verloren. Die Hülfe, die er von der geringen Anzahl seiner übrigen Freunde erwarten konnte, war nicht hinlänglich. Seines Landes und aller Einkünfte beraubt, war er nicht im Stande, aus

n) Fabri Staatskanzlei Th. 85. S. 225. und 243. und diplomatische Staatshistorie von Deutschland unter der Regierung des K. Francisci.

o) Fischers Geschichte Friedrichs II. Th. I. S. 108.

eigenen Kräften etwas Grosses zu unternehmen. In dieser Noth war zwar wieder Friedrich II. einer unter denjenigen, die ihm am thätigsten beistanden. Zum Besten desselben betrieb er eine Unterhandlung am Reichstage zu Frankfurt, nach welcher dem Kaiser 50. Römermonate zu seinem Unterhalte bewilliget wurden. Allein auch diese Hülfe war zu geringe, um die Bürden des Krieges eine längere Zeit hindurch tragen zu können. Wohin er sich immer wandte, fand er jede Hoffnung zweideutig; nirgends zeigte sich ihm eine zuverlässig tröstliche Aussicht.

In Baiern erfochten zwar die Kaiserlichen um diese Zeit verschiedene nicht unbeträchtliche Vortheile. Bärenklau ward bis Schärding zurückgetrieben. Der Baierische Feldmarschall, Graf von Seckendorf, bemächtigte sich eines grossen Theiles von Niederbaiern, und besetzte am 7. Oktober sogar München. Frankreich hatte eine neue Armee unter dem Herzoge von Harcourt nach Baiern geschickt, um die Armee der Königin zu nöthigen, daß sie ganz dieses Land verlasse. Man war schon wirklich entschlossen, in Oberösterreich einzubrechen, und dort die Winterquartiere zu nehmen. Nur erwartete man noch den Herrn von Maillebois, der seine Mannschaft mit den kaiserlichen, und den übrigen französischen Truppen in Baiern vereinigen sollte. Allein ehe dieser Feldherr den Ort seiner Bestimmung erreichte, stieß der Großherzog von Toskana mit einer beträchtlichen Verstärkung zum General Bärenklau; die Oesterreicher wurden wieder Meister von der Donau, und bemächtigten sich der Städte Landau und Dingolfingen. Dessen ungeachtet waren die Franzosen und Baiern so glücklich, sie aus diesen Gegenden wieder zu ver-

treiben, und ihre Waffen hatten einen so guten Erfolg, daß es nun der Kaiser wagen durfte, Frankfurt zu verlassen, und nach seiner Residenzstadt München zurückzugehen. Doch in Böhmen sah es für den Kaiser weit schlimmer her; dieses Königreich war für ihn so gut als verloren.

Kaum hatte die vereinigte Armee der Franzosen und Baiern einige Fortschritte in Böhmen gemacht, als der Prinz Karl von Lothringen herangerückt war, um ihnen die Früchte ihrer Bemühungen wieder zu entreissen. Da auch Prag in ihre Hände gefallen war, ehe er ihre Absichten auf diese Stadt durch ein glückliches Treffen hatte vereiteln können, so war nun sein vornehmstes Augenmerk auf die Wiedereroberung derselben gerichtet. Er hatte bereits die Stadt Pilsen eingenommen, und schlug nun nicht weit von Prag sein Lager auf. Das Kanonenfeuer der Feinde hatte den Marschall von Broglio genöthiget, eine schlechte Stellung bei Bubnitz zu verlassen, und mit seiner ganzen Mannschaft sich in die Hauptstadt zu werfen. In kurzer Zeit sah sich der Marschall belagert. Eine geraume Zeit war er eingeschlossen; da that er einen Ausfall mit bewundernswürdigem Glücke. Die Franzosen entrissen dem Feinde 3000. Mann, die sie theils tödteten, theils gefangen nahmen, und vernagelten die Kanonen auf den feindlichen Batterien p). Allein dessen ungeachtet ward die Belagerung nicht aufgehoben. Die Belagerten geriethen durch die Fortdauer derselben in einen erbärmlichen Zustand. Die Lebensmittel fiengen an, mit jedem Tage seltener zu werden. Der Mangel an Brod und Schlachtvieh nahm täglich mehr zu;

p) Friedrich *II. Kap. VII.* S. 249.

der Hunger nöthigte die Soldaten, ihre Pferde zu tödten, und sich von dem Fleische derselben zu nähren q). Während daß die muthlose Garnison mit dem Hunger und der Verzweiflung rang, rückte der Herr von Maillebois zum Entsatze heran. Hätte dieser Feldherr dem Prinzen Karl sogleich ein Treffen geliefert, und ihn geschlagen, er hätte dadurch die Stadt Prag, und ganz gewiß auch die Sache des Kaisers und der Alliirten gerettet. Allein Maillebois hatte von seinem Hofe Befehl, nichts zu wagen r). Der Minister der Königin von Ungarn hielt den Kardinal Fleury indessen mit Unterhandlungen auf; dadurch gewann der Feldmarschall Khevenhüller Zeit, aus Baiern heranzurücken, und sich mit dem Prinzen Karl zu vereinigen. Maillebois zog sich nach Eger zurück, und gieng endlich nach Regensburg und Straubing, wo er zu dem kaiserlichen Feldmarschall Seckendorf stieß. Aber der Prinz von Lothringen folgte ihm, und machte ihm andere Unternehmungen unmöglich, welche der Sache der Verbündeten hätten aufhelfen können.

So viel hatte Maillebois doch bewirket, daß die Feinde die Belagerung der Stadt Prag in eine Blokade verwandeln mußten, und daß sich die Garnison wieder mit neuen Lebensmitteln versehen konnte. Allein in die Länge reichten diese nicht hin; die alte Hungersnoth riß wieder ein, und den alten Marschall von Broglio setzten 16,000. Ungarn, die unter dem Befehle des Fürsten von Lobkowitz ihn und seine Garnison von 16,000. Franzosen einschlossen, so sehr in Angst, daß er heimlich aus Prag entwischte s). Endlich erhielt der Marschall von Belliele

q) Genealog. histor. Nachrichten. Th. 41. S. 411.
r) Ebendaselbst S. 242.
s) Falkenstein a. a. O. S. 893. f.

von seinem Hofe den Auftrag, daß auch er die Stadt Prag räumen sollte. Er ließ daher am 16. December 1742. in der Nacht und bei der strengsten Kälte seine Garnison ausrücken, zog sich auf den beschwerlichsten Wegen gleichsam mitten durch die Feinde, und kam nach 9. Tagen zu Eger an. Viertausend Mann hatten Kälte, Hunger und Anstrengung auf dem Marsch aufgerieben; das ganze Heer betrug nur noch 8000. streitbare Menschen t). Die geringe Besatzung, welche zurückgeblieben war, ergab sich am 27. December auf Kapitulation. So bekam Maria Theresia ganz Böhmen wieder in ihre Hände, und nahm in der Folge die Huldigung ein; für den Kaiser aber war der Verlust dieses Königreiches ein besonders unglücklicher Streich, da er wegen desselben sein eigenes Land verloren, oder wenigst zum Schauplatze des Krieges und der Verwüstung gemacht hatte.

In den ersten Monaten des Jahres 1743. war zwar ein grosser Theil Baierns wieder in den Händen des Kaisers; er selbst befand sich zu München. Aber bald sah er sich wieder genöthiget, seine Residenzstadt zu verlassen, und nach Frankfurt zu gehen. Ein unglückliches Treffen, welches sein Feldherr Minuzzi dem Feinde am 9. May bei Braunau lieferte, bewog ihn zu dieser Flucht. Die Truppen des Feldmarschalls Khevenhüller rückten aus ihren Winterquartieren auf verschiedenen Wegen gegen die Stadt Schärding an. Dem Baierischen Feldmarschall von Seckendorf entgieng die Absicht dieser Bewegung nicht, und er befahl dem General Minuzzi, sich aus Braunau zu ziehen. Der General folgte seinem Befehle. Khevenhüller ers-

t) Friedrichs *II.* Geschich. meiner Zeit. Th. *II.* Kap. *VIII.* S. 8.

schien; Minuzzi gab aber seiner Mannschaft eine Stellung, welche gar nicht vortheilhaft war. Sein rechter Flügel stützte sich zwar an die Stadt Braunau, die man im Winter in der Eile befestiget hatte; vor der Fronte verwehrte den Feinden ein tiefer Graben das Eindringen auf sie. Aber der linke Flügel war an nichts gelehnet. Khevenhüller bemerkte dieses, und ordnete eine beträchtliche Anzahl Kavallerie ab, sie anzugreifen. Diese umgieng die Truppen dieses Flügels, ohne daß sie etwas solches vermutheten, und stürzte plötzlich auf sie los. Ein so unerwartet rascher Angriff brachte die Kaiserlichen so sehr aus aller Fassung, daß sie nicht einmal so viel Muth hatten, sich um der Rettung ihres eigenen Lebens willen zu vertheidigen. Alles ergriff in größter Eile die Flucht. Ein Theil der Reiterei warf sich in die Stadt Braunau; die Infanterie flüchtete sich auf das Glacis der Stadt; ein anderer Theil der Kavalerie floh nach Burghausen. Khevenhüller hatte nicht gesäumet, den Flüchtigen nachzusetzen. Der General Minuzzi fiel mit dem größten Theile seiner Truppen als Gefangener in seine Hände. Die Stadt Braunau ergab sich ihm gleichfalls u). Eine Abtheilung Franzosen hatte damals zu Osterhofen gestanden. Als sie aber von diesem unglücklichen Vorfalle bei Braunau Nachricht erhalten hatten, erwarteten sie die Ankunft der Feinde nicht, sondern ergriffen gleichfalls die Flucht. Bald darauf kam der Prinz von Lothringen im Oesterreichischen Lager an, und vertrieb die Franzosen aus Deckendorf. Wohin er hierauf immer einen Schritt that, da jagte er die Feinde vor sich her. Alle Oerter ergaben sich ihm ohne Wider-

u) Ebendaselbst S. 17. f.

stand. Eine schwache Besatzung, welche Broglio zu Straubing zurückgelassen hatte, ward eine Beute des Feindes; 10,000. Mann Franzosen, welche als Hülfstruppen schon bei Donauwerth angekommen waren, kehrten, da der Anblick der allgemeinen Flucht sie in Schrecken setzte, wieder um, und machten nebst den übrigen Franzosen nicht eher halt, als bis sie Straßburg erreichet hatten. Der Prinz von Lothringen folgte den Flüchtigen bis an die Ufer des Rheins nach, in dem festen Vorsatze, Lothringen wieder zu erobern.

Diese unglückliche Ereigniß brachte nach und nach wieder ganz Baiern in Oesterreichische Botmäßigkeit. Der Oberste Wallbrunn unterwarf sich die Hauptstadt München. Der Magistrat hatte ihm die Schlüssel der Stadt ohne Wiederrede überreicht. Ein grosses Magazin, das er darin fand, ward seine Beute. Ingolstadt, Straubing, und Reichenhall ergaben sich nach und nach gleichfalls den Truppen der Königin. Ohne Aussicht, Baiern dem Kaiser retten zu können, war der Feldmarschall Seckendorf mit dem Feldmarschall Kevenhüller zu Kloster-Niederschönfeld am Fluß Aicha in Unterhandlung getretten. Er hatte demselben versprochen, das ganze Churfürstenthum Baiern zu räumen, und unter dieser Bedingniß hatte jener einen Waffenstillstand bewilliget w). Anfänglich hatten sich zwar die Kommandanten dieser und anderer Städte geweigert, sie gütlich dem Feind abzutreten. Als aber eine Abtheilung von 20,000. Mann, mit welchen Bärenklau heranrückte, sie überzeugte, daß derselbe ernstlich entschlossen sei, sich der noch übrigen Städte mit Gewalt zu bemächtigen; da flößte

w) Staatskanzlei Th. 84. S. 434.

ihnen endlich die Uebermacht Nachgiebigkeit ein, und sie übergaben dieselben. Nur die Festung Ingolstadt hielt sich noch eine Zeit lang. Vom Patriotismus begeistert und seinem Kaiser getreu, zugleich vom Vertrauen auf die Güte der Festungswerker und auf die Tapferkeit seiner Soldaten belebt, ließ es der Kommandant auf eine Belagerung ankommen. Doch patriotische Widersetzlichkeit einer einzigen Stadt, zur Zeit da alles rings umher verloren ist, und man gar keine Unterstützung zu hoffen hat, ist tollsinnige Verwegenheit. Der Kommandant beherzigte endlich diese Wahrheit, und ergab sich auf Kapitulation x).

§. 8. Unionstraktat zu Frankfurt. Neuer Feldzug des Königs in Preussen.

Eine Menge Umstände waren jetzt zusammengetreten, welche die gegenwärtige Verfassung der Dinge äusserst bedenklich machten. Die Waffen hatten dem Erzhaus Oesterreich ein Uebergewicht verschaffet, welches nicht nur dem Kaiser, sondern auch dem König in Preussen grosse Gefahr drohete. Um Theresiens Absichten zu unterstützen, hatte der König in Engelland eine Armee von ungefähr 40,000. Mann, die aus Engelländern und Hannoveranern bestand, nach dem Niederrheine geschickt. Er selbst hatte sich zu derselben begeben, hatte den Oberbefehl über sie auf sich genommen, und den Marschall von Noailles in der Gegend von Aschaffenburg geschlagen. Durch rednerische Künste eines Englischen Ministers verleitet, hatten auch die Generalstaaten der vereinigten Niederlande 20,000. Mann abgeschickt, um die Oesterreichische Armee bei Worms zu verstärken. Der Prinz von Lothrin-

x) Falkenstein S. 901.

gen war schon im Besitze des Rheins von Schröck bis Maynz, und war bereits über den Fluß gegangen. Bärenklau, Nadasti und der Fürst von Waldeck standen gleichfalls am jenseitigen Ufer. Der Prinz nahm Lauterburg ein, Nadasti drang bis Weissenburg vor, und eroberte Zabern. Das Waffenglück hatte den Wiener-Hof angereitzet, nach hohen Dingen zu streben. Er bemühte sich, Lothringen zu erobern, dem König in Preussen Schlesien wieder abzunehmen, und den Kaiser Karl VII. vom Throne zu stossen. Dieser letztere, aller Hülfe und aller bessern Aussichten für die Zukunft beraubt, hatte bereits, um wenigst sein Land wieder zu erhalten, Friedensvorschläge gethan. Man hatte bei dieser Gelegenheit den Vorschlag in Umlauf gebracht, Baiern in ein Königreich zu verwandeln; zu diesem Lande, um ihm die Macht und das Ansehen eines Königreiches zu geben, einige Reichslande hinzuzuthun, welche jährlich sechs Millionen einbringen würden, und zu diesem Ende einige Reichsstifte in weltliche Länder zu verwandeln. Allein dieser Plan schien auf den Umsturz der Reichsverfassung zu zielen; die Reichsfürsten erhoben einen grossen Lärm dagegen, und das Geschrei ward so bedenklich, daß sich Karl genöthiget sah, in einer öffentlichen Schrift zu erklären, er habe an diesem Projekte keinen Theil y). Die Königin von Ungarn verwarf gleichfalls die Friedensvorschläge, und erklärte, daß sie Karl VII. nicht eher als Kaiser erkennen würde, als bis aller Schaden ersetzet sei, den er ihr durch den Krieg verursachet habe z). Durch diese Umstände geriethen die Angelegenheiten des Kaisers von Tage zu Tag in grössere Verwirrung. Seine Freun-

y) Staatskanzlei Th. 84. S. 444.

z) Falkenstein S. 903.

de, muthlos gemacht durch so viele Unfälle, hatten zu wenig Ansehen und Kraft, ihm aus dem Gedränge herauszuhelfen. Die übrigen Reichsstände schrekten die Drohungen einer mächtigen Fürstin zurück. Schon dreimal hatte der König in Preussen den Versuch gemacht, einen Verein der deutschen Fürsten zum Besten des Kaisers zu Stand zu bringen, und dreimal war derselbe mißlungen. Der Landgraf von Hessen, der Herzog von Würtemberg, und die Churfürsten von Kölln und von der Pfalz hatten sich dazu geneigt finden lassen; auch von einem günstigen Entschlusse des Bischofes zu Bamberg hatte man sich Hoffnung machen können. Allein Frankreich war nicht zu bereden gewesen, die hiezu nöthigen Subsidiengelder zu bezahlen a). Der einzige, welcher der Sache in dieser kritischen Lage eine andere Gestalt gab, war endlich doch der König in Preussen.

Friedrichs eigenes Interesse forderte es, zu wachen, daß sich das Gleichgewicht zwischen den Krieg führenden Mächten nicht verliere. Das Uebergewicht des Erzhauses Oesterreich über das Haus Baiern setzte Preussen in Gefahr, seines Einflusses in die allgemeinen Angelegenheiten des deutschen Reiches beraubt zu werden. Der König mußte in dieser Rücksicht die geheimen Entwürfe des Königs von Großbritanien, und der Königin in Ungarn, den Kaiser von dem Throne zu stürzen, zu vereiteln suchen b). Ueberdies konnte Friedrich, wenn Oesterreichs Uebermacht siegte, dem gewissen Verlust der so vortheilhaften Besitzungen, die er sich erst vor Kurzem erworben hatte, entgegen sehen. Theresia betrachtete die Abtretung Schlesiens als eine

a) Friedrich *II.* Th. *II.* Kap. *IX.* S. 52. f.
b) Ebendas. Kap. *VIII.* S. 12.

erzwungene Sache. Die Engelländer beneideten ihn um sein Glück; sie suchten ihn von dem guten Vernehmen mit andern entfernt zu halten, und ihn aller fremden Unterstützung zu berauben, um ihn ganz von sich allein abhängig zu machen. Der König in Polen mißgönnte ihm Schlesien; dem Churfürsten in Baiern die kaiserliche Würde; er hielt seine Ansprüche auf die Erblande Theresiens für besser gegründet, als die Ansprüche des Kaisers, und war ungehalten auf den König in Preussen, daß ihm der Friede zu Breslau die Markgrafschaft Mähren nicht eingeräumet hatte. Diese seine Stimmung hatten Oesterreich und Engelland zu benützen gewußt; so eben hatten sie ein geheimes Defensivbündniß dessen Punkte zu Warschau unterzeichnet wurden, mit ihm zu Stand gebracht; darin verpflichteten sich die Verbündeten zu einer gegenseitigen Gewährleistung über alle jene Staaten, die sie wirklich besitzen, oder die ihnen alte Verträge und Friedensschlüsse bis zum Jahre 1739. zusicherten. Des Breslauer-Friedens ward in diesem Bündnisse mit keiner Sylbe gedacht. Die Gewährleistung dieser Allianz ward auf alle ältern Besitzungen, folglich auch auf diejenigen Staaten ausgedehnt, welche die pragmatische Sanktion der Königin von Ungarn zugedacht hatte. Deutlich genug konnte Friedrich aus diesen Aeusserungen schliessen, daß Theresia nächstens ihre Waffen gegen ihn kehren würde, um ihm Schlesien wieder abzunehmen. In dem Bündnisse selbst kam die ausdrükliche Erklärung vor, daß die Königin, so bald als sie sich ihrer Feinde in Italien würde entlediget haben, ihre Truppen aus diesem Lande zurückrufen werde, um sich derselben in Deutschland zu bedienen c). Diese Gefahr,

c) Friedrich *II.* Kap. *IX.* S. 54. ff.

womit man den König in Preussen bedrohte, brachte ihn zu dem Entschlusse, diesem schädlichen Bündniß ein anders entgegen zu setzen. Eine geraume Zeit pflog er deswegen mit dem Hofe zu Versailles eifrige Unterhandlungen; der Gang derselben war langsam; manche Bedenklichkeit von Seite des Französischen Ministeriums unterbrach ihn; endlich gedieh das Geschäft doch zur Reife. Der Französische Hof entschloß sich, dem Landgrafen von Hessen Subsidiengelder zu zahlen, und Hessische Truppen dem Kaiser zu Hülfe zu nehmen. Eben dieser Landgraf von Hessen, der zugleich König in Schweden war, der Churfürst von der Pfalz, der König in Preussen und der Kaiser, schlossen hierauf zu Frankfurt jene berühmte Allianz unter dem Namen des Unionstraktats vom 22. May 1744. worin sich sämtliche Alliirte verbindlich machten, Karl VII. im Besitze der Kaiserwürde zu schützen; die Königin von Ungarn zu nöthigen, daß sie Baiern und die Oberpfalz räume; es einzuleiten, daß die Entscheidung über die Oesterreichische Erbfolge dem ganzen Reich überlassen werde, und die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis der Kaiser wegen seiner Foderungen werde Genuthuung erhalten haben d).

Um die Königin von Ungarn zu zwingen, daß sie ihre Armee aus dem Elsaß zurückziehe, hatte man folgenden Kriegsplan entworfen: Die Preussen sollten in dreien Kolonnen in Böhmen einrücken; die erste sollte unter der Anführung des Königs längst dem linken Ufer der Elbe bis nach Prag dringen; die zwote unter dem Prinzen Leopold von Anhalt durch die Lausitz nach Prag gehen, und die Elbe auf der rechten Seite behalten; die dritte Kolonne sollte

d) Staatskanzlei Th. 86. S. 2. ff.

der Feldmarschall von Schwerin aus Schlesien über Braunau führen, und alsdann mit dem übrigen Heere vereinigen, damit Prag zu gleicher Zeit könnte berennet werden. Ein Korps von 17000. Mann, welches der alte Fürst von Anhalt befehligte, sollte das Churfürstenthum Brandenburg decken, und eine Abtheilung von 22000. Mann unter dem Kommando des Herrn von Marwitz Oberschlesien schützen. Dieser Plan wurde pünktlich befolgt. Der Kaiser ließ ein Schreiben an den König in Polen als Churfürsten in Sachsen ergehen, und ersuchte ihn darin um freien Durchmarsch jener Preussischen Truppen, welche, ihn zu unterstützen, in Böhmen einbrechen sollten, durch die Sächsischen Lande. Diese Zumuthung setzte den Hof zu Dresden in grosse Verlegenheit. Wollte man dem Verlangen des Kaisers willfahren, so beleidigte man Engelland und den Wiener-Hof. Wollte man ihm sein Gesuch abschlagen, so machte man sich den Kaiser und den König in Preussen zu Feinden, und konnte voraussehen, daß sich die Truppen den Weg durch Sachsen mit Gewalt bahnen würden. In beiden Fällen setzte man die Länder des Churfürsten der Gefahr feindlicher Mißhandlungen aus. Während daß das Ministerium zu Dresden zauderte, unschlüssig, was es thun sollte, rückte der König in Preussen mit seinen Leuten in Sachsen ein, und gieng gerade auf Pirna zu, wo er noch einige Regimenter erwartete. Dieser überraschende Besuch hatte in ganz Sachsen äusserst lebhafte, und sonderbar sich widersprechende Bewegungen hervorgebracht. In größter Eile zog man aus allen Gegenden Truppen zusammen; man fieng an, die Hauptstadt, so gut als es in der Geschwindigkeit geschehen konnte, zu befestigen; selbst die Hand-

werker trieb man zusammen, und hieß sie an den Stadtwällen arbeiten; die Besatzung der Stadt ward verstärket, die Kanonen wurden aufgepflanzt, die Thore geschlossen; den Preussen ward der Eintritt verweigert. Man gab sich das Ansehen, als wollte man Widerstand thun, und hatte doch nicht den Muth, sich zu wehren. Man schlug den Preussen Kleinigkeiten, welche sie foderten, mit der Miene einer heldenmüthigen Entschlossenheit ab, und bewilligte aus Zaghaftigkeit grosse Foderungen, welche sie thaten e). Während diesen unnützen Zubereitungen setzte der König, ohne derselben zu achten, seinen Marsch fort, und kam am 13. August 1744. an der Grenze von Böhmen an.

Ehe er in dieses Königreich einen Fuß setzte, schickte er ein Manifest voraus. Dasselbe enthielt die Erklärung, daß die Aufrechthaltung der Verfassung und Freiheit des deutschen Reiches, und die Vertheidigung des Oberhauptes desselben der wahre Beweggrund sei, welcher den Schluß des Frankfurter-Bündnisses zwischen dem Kaiser, dem König in Preussen, dem Churfürsten von der Pfalz und dem Landgrafen von Hessen veranlasset habe. Zugleich ließ man auch Patente in Böhmen herumlaufen, worin die Einwohner ermahnet wurden, dem Kaiser als ihrem rechtmäßigen Oberherrn ferners ihre Unterwürfigkeit zu bezeigen, und sich an den Hülfstruppen desselben nicht zu vergreifen. Die Armee rückte hierauf in Böhmen ein, ohne daß sie viel Widerstand fand. Der Flotte, welche auf der Elbe das Proviant für die Preussen führte, suchten zwar die Feinde vom Schlosse Teschen herab, welches an einem hohen Felsen steht, die Durch-

e) Friedrich *II.* Kap. X. S. 90. f.

fahrt streitig zu machen. Sie hatten eine Verpfählung aufgeführt, um sie zu hindern, und wälzten überdieß vom Felsen grosse Steine auf sie herab. Allein der General Bonin gieng sogleich auf den Feind los, nahm 70. Ungarn samt ihrem Hauptmanne gefangen, ließ das Hinderniß wegreissen, und stellte so die Freiheit der Schiffahrt wieder her. Am 2. September langte also der König glücklich bei Prag an. Ohne Verzug traf man die Anstalten, diese Stadt zu belagern. Am 10. des Abends wurden schon die Laufgräben an dreien verschiedenen Orten eröfnet. Am 11. griff man das Fort Ziska bei hellem Tag an, und eroberte es, nebst zwoen kleinen Redouten, die sich hinter diesem Fort befanden. Auch machte man in dem Mittelwalle zwischen den Bollwerken St. Niklas und St. Peter eine Bresche. Die Bomben steckten am 15. die Wassermühle in Brand, und zerstörten die Schleusen der Mulda. Das Wasser ward dadurch so seicht gemacht, daß man leicht durchwaten konnte; und zum Unglücke war die Stadt von dieser Seite ohne Mauer und ohne Wälle. Dieser Umstand und der Anblick eines starken Haufens Grenadiere, welche am 16. frühe Morgens auf der Seite von Bubenitz hinzogen, brachten den Kommandanten auf den Gedanken, daß man einen Sturm vornehmen werde. Die Hoffnungslosigkeit, sich halten zu können, bemächtigte sich seiner, und er übergab die Stadt auf Kapitulation. Die Besatzung, welche aus 12,000. Mann bestand, ward zu Kriegsgefangenen gemacht f).

Diese Eroberung war die einzige bedeutende Unternehmung während dieses ganzen Feldzuges. Der König hatte, so bald er Prag in seinen Händen

gese-

f) Friedrich *II.* Kap. X. S. 95. f.

gesehen, den Entschluß gefaßt über die Beraue zu gehen, den Herrn von Bathiani aus Böhmen zu vertreiben, sich der Stadt Pilsen und des dort befindlichen grossen Magazins zu bemächtigen, und dann bis zu den Pässen bei Cham und Furt vorzudringen, um den Oesterreichern das Eindringen aus der Oberpfalz in Böhmen zu verwehren. Allein dem Kaiser und dem Marschall von Bellisle war darum zu thun, daß man eine Verbindung mit Baiern erhalte; sie verlangten daher, die Preussen sollten sich nach der Gegend von Tabor, Budweis und Neuhaus wenden. Friedrich gab nach, und diese Nachgiebigkeit war eine der ersten Ursachen der schimpflichen Fruchtlosigkeit, welche diesen Feldzug von diesem Augenblick an bis zu seinem Ende bezeichnete. Die Truppen der Königin von Ungarn kamen dadurch in den Stand, stets eine solche Stellung zu nehmen, daß ihnen die Preussen nicht schaden, wohl aber sie selbst den Feinden die Zufuhr an Lebensmitteln und alle Verbindung der verschiedenen feindlichen Korps mit einander abschneiden konnten. Gar zeitlich fieng es an, den Preussen an Proviant zu gebrechen. Die Einwohner lieferten beinahe nichts. Auf Befehl des Hofes hatten die meisten ihr Getreide vergraben, und sich aus ihren Hütten in die benachbarten Wälder geflüchtet. Der Adel, die Beamten und die Geistlichkeit, waren dem Erzhaus Oesterreich patriotisch ergeben; der gemeine Mann haßte die Preussen der Religion wegen. Beinahe überall wohin diese kamen, fanden sie nichts, als verlassene öde Dörfer, und leere Häuser. Wegen des Mangels an Lebensmitteln mußten sie daher öfter, bloß um nicht zu erhungern, ihre Quartiere ohne allen Nutzen, zuweilen auch zum offenbaren Nachtheile, von einem Orte zum andern verlegen. Bei

der grossen Abneigung der Einwohner gegen die Preussen ward diesen das Glück nicht zu Theil, vertraute Spionen zu haben, oder auf irgend eine Art zuverlässige Kundschaften von den Stellungen, den Märschen, der Stärke und den Absichten der Feinde einziehen zu können. Oft zogen sie, wenn sie eine Nachricht erhalten hatten, in irgend eine Gegend, in der Hoffnung, den Feind angreifen zu können; und fanden sich dann, wann sie an Ort und Stelle kamen, getäuschet. Die Oesterreicher, welche ihre Feinde, wohin sie sich auch immer wenden mochten, gleichsam bloquirt hielten, erfuhren alles, was im Lager derselben vorgieng; die Preussen erfuhren beinahe nichts. Eben darum, weil die Truppen der Königin ihnen die Gemeinschaft mit einander abschnitten, konnten sich die verschiedenen Abtheilungen keine Nachrichten mittheilen, keine gemeinsamen Plane entwerfen, und in der Noth einander nicht zu Hülfe eilen g). Dazu kamen noch Krankheiten, welche bei dem Preussischen Heer einrissen, und einen grossen Theil desselben unbrauchbar machten. Der ganze Feldzug bestand beinahe in nichts, als in Märschen, Gegenmärschen und kleinen Scharmützeln, wobei beide Theile ihre Tapferkeit zeigten, die aber nichts entschieden. Man nahm kleine Oerter ein, und verlor sie wieder. Die Preussische Armee befand sich während dieses ganzen Feldzuges in einem Zustande der Unwirksamkeit, welche gemeiniglich beinahe eben so schädlich ist, als verlorne Treffen Die Truppen der Königin entzogen ihr jede Gelegenheit, sich mit ihnen zu schlagen, oder sonst etwas Entscheidendes zu unternehmen. Friedrich sah sich daher genöthiget, Böhmen zu räumen, und sich nach

g) Ebendaselbst S. 101. ff.

Schlesien zu begeben. Am 27. November trat das Heer in drei Kolonnen den Marsch an, und gelangte endlich, nachdem es alle Schwierigkeiten auf dem Wege glücklich überwunden hatte, im December an den Ort seiner Bestimmung. So endigte sich ein Feldzug, der sich weder auf der einen, noch auf der andern Seite durch irgend eine auffallende Unternehmung auszeichnete, aber eben darum dem Oesterreichischen Feldmarschall Traun zu desto grösserer Ehre gereichte, weil darin die Armee der Königin beinahe ohne Schwerdtstreich, bloß durch die geschickte Ausführung seines ungemein klug ausgedachten Planes, durchgehends die Oberhand behielt.

§. 9. Abwechselndes Schicksal Baierns. Tod des Kaisers. Vergrösserung einiger deutschen Häuser.

So viel hatte der Preussische Einfall in Böhmen, obwohl er ein unglückliches Ende nahm, doch bewirket, daß die Oesterreichischen Truppen den Rhein verliessen, und durch Baiern nach Böhmen zogen. Dieses war auch vornehmlich der Plan gewesen, dem König in Frankreich durch diese Diversion das Elsaß zu retten. Aber eben darum, weil dieselbe die Aufmerksamkeit der Königin und den größten Theil ihrer Macht nach dieser Gegend hinziehen mußte, ward auch Baiern von einem grossen Theile der Feinde gereiniget. Dieses unglückliche Churfürstenthum hatte seit dem Anfange dieses Krieges ungemein viel gelitten. Schon zur Zeit als der Churfürst sich rüstete, mußten ihm alle Städte, Märkte, adeliche Sitze und Beamte zusammen 849000. fl. alle Klöster und Stifte des Landes aber zusammen 1,375,000. fl. dazu beitragen h). Als hierauf im

h) *Selecta iur. publ. noviss.* Th. I. Kap. 6. S. 153.

Jahre 1741. Bärenklau und Menzel den größten Theil Baierns besetzten, trieben sie übermässige Kontributionen ein, und drohten in ihren Patenten, alle diejenigen, welche in Erlegung derselben säumen würden, aufhängen, oder ihnen Nase und Ohren abschneiden zu lassen i). Sie foderten sechsfache Rittersteuer, und überaus grosse Summen von den Städten und Klöstern. Jeder Bauerhof mußte 30. fl. bezahlen. Ueberdieß mußten die Einwohner starke Quartiere tragen; jeder Hausvater mußte einem Reuter täglich 8. Kreuzer nebst der Fourage, einem Soldaten zu Fuß täglich 7. Kreutzer, und, wollte er ja nicht abscheulich mißhandelt werden, auch noch die Nahrung reichen. Sein Eigenthum war den unbarmherzigen Plünderungen, dem Brande, und andern Verwüstungen ausgesetzt k). Das Gefühl dieses harten Druckes, welches der natürliche Nationalhaß der Baiern gegen die Oesterreichische Nation vergrösserte, und ein Aufgebot, welches der Kaiser an seine Unterthanen hatte ergehen lassen, hatte zwar, wie einst im Spanischen Successionskriege, den Patriotismus der Landleute wieder aufgewecket. Die Bauern aus der Gebirggegend von Tölz hatten sich im Jahre 1742. zusammengerottet, hatten die Ungarischen Husaren und Panduren angegriffen, und waren so glücklich gewesen, bis Scheftlarn vorzudringen. Die ungestümme Kühnheit dieser unregelmässigen Horde hatte die Ungarn so sehr aus der Fassung gebracht, daß sie in größter Eile die Flucht ergriffen. Der Schrecken hatte ihnen nicht Zeit gelassen, drei und

i) Genealogisch historische Nachrichten Th. 34. S. 914.

k) S. Churbaier. Memorial an den Reichstag vom 20. März, und kaiserl. Kommißionsdekret vom 24. März 1744. in *Thucelii Act. Comitial.* Th. 4. S. 305. und 322.

zwanzig mit Mehl und Brod beladene Flösse und viel anders Gepäcke an der Isar mit sich zu nehmen 1). Allein weder diese planlosen Angriffe einzelner Horden, noch die vereinigten Bemühungen der Baierischen und Französischen Armeen waren bisher im Stande gewesen, Baiern von dem Feinde ganz zu befreien. Die Hauptmacht dieser letztern hatte ohnehin am Rhein, wohin die Gegenparthei den Schauplatz des Krieges verlegt hatte, genug zu thun. Erst jetzt, da der Einfall der Preussen in Böhmen die Oesterreichische Armee nöthigte, sich vom Rhein zu entfernen, und dem bedrängten Königreiche zu Hülfe zu kommen, konnten die Franzosen und Baiern, weil sie in dieser Gegend kein Feind mehr beschäftigte, zugleich die Oesterreicher auf dem Rücken verfolgen, und einen Versuch wagen, das Churfürstenthum Baiern zu retten. Der Prinz Karl von Lothringen war von seinem Rückzug aus dem Elsaß am 8. September 1744. zu Donauwerth angekommen. Der Baierische Feldmarschall Graf von Seckendorf, rückte ihm nach, und erschien gegen das Ende des Septembers zu Höchstädt. Donauwerth hielten damals einige hundert Ungarn besetzt. Um weitere Fortschritte machen zu können, mußten sich die Baiern erst dieser Stadt bemächtigen. In größter Stille näherten sie sich also derselben früh Morgens am 2. Oktober, und überrumpelten sie plötzlich. Der berühmte Partisan Gschrey, den während dieses ganzen Krieges seine glücklichen Unternehmungen eben so berühmt machten, als seine Kühnheit, war der erste gewesen, der bis zu den Pallisaden herangestürmt kam. In kurzer Zeit waren sie eingerissen. Das Getöse erweckte den Feind,

1) Genealogisch historische Nachrichten. Th. 38. S. 170. f.

wovon der größte Theil noch in tiefem Schlafe versenkt lag; denn man hatte keinen so schnellen Angriff vermuthet m). Da ward der Lärm und die Verwirrung allgemein. Halb vom Schlafe noch trunken wußte der eine nicht, was er zuerst ergreifen, oder wohin er sich wenden sollte; der andere griff zu den Waffen, ein dritter wollte sich durch die Flucht retten. In diesem Gewirre war es den Baiern leicht, den unordentlichen Haufen zum Weichen zu bringen, und sich der Stadt zu bemächtigen. Einige hundert Ungarn hatten indessen, nachdem sie sich von der Betäubung erholet hatten, auf der andern Seite ausserhalb der Stadt sich in einen Graben geworfen, und zur Gegenwehre gesetzt. Da entstand ein lebhaftes Feuer zwischen beiden Partheien. So heftig ihnen auch die Baiern mit Kanonen zusetzten, so liessen sie sich doch aus dem Graben und den übrigen Posten nicht verdrängen. Damit ihnen ihre Feinde nicht beikommen könnten, hatten sie die Brücke hinter sich angezündet. Allein die tapfern Baiern dachten nicht auf ihr Leben; ihr Heldenmuth ließ sie keine Gefahr erblicken; nur vom Eifer, ihren Feind zu besiegen, waren sie ganz erfüllet. Selbst über den brennenden Balken der Brücke stürzten sie auf die Ungarn los, und schlugen sie endlich in die Flucht n).

Diese Eroberung öffnete den Kaiserlichen die Bahn, auf der sie tiefer in Baiern eindringen konnten. Der Feldmarschall Seckendorf gieng nun über die Donau, und breitete sich bis an den Lech aus. Der General Bärenklau, welcher sein Lager zu Rhain hatte, fühlte sich zu schwach, ihm zu widerstehen, und zog sich gegen München zurück. Am

m) Geneal. histor. Nachrichten Th. 72. S. 1048.
n) Ebendaselbst S. 1049.

12. Oktober kam er dort an, gieng über die Isarbrücke, und lagerte sich hinter diesem Strom auf den Anhöhen. Sein Heerhaufe bestand aus ungefähr 12,000. Mann. Er hielt diese Macht für zu geringe, um den mächtig hereindringenden Baiern das Gleichgewicht halten zu können. Es ward also beschlossen, München zu räumen. Am 14. Oktober reiste die Administration der Königin von Ungarn ab; am 15. die Armee. Nur ein Kommando von 1500. Mann blieb in München zurück. Allein am 16. Morgens zog auch dieses in aller Stille ab, nachdem es zuvor, um den Feinden das Nachsetzen zu verwehren, die Brücke und den Thurm auf derselben angezündet hatte o). Kaum war die Besatzung ausgezogen, als sich schon die kaiserlichen Husaren vor den Thoren sehen liessen. Um 10. Uhr des nämlichen Morgens zog der kaiserliche General, Graf von St. Germin schon mit einigen tausend Kürassiers und Dragonern ein; die Infanterie folgte nach. Diese glückliche Ereigniß verschaffte dem Kaiser wieder festen Fuß in seinem Lande. Er begab sich am 23. Oktober nach München, und schlug dort seine Residenz wieder auf. Seine Armee in Baiern wuchs indessen nach und nach bis auf 40,000. Mann an, und breitete sich bis an die Donau und den Inn aus. Sie schloß bereits Ingolstadt ein, und eine Abtheilung drang in die Oberpfalz ein, und besetzte Amberg. Doch aus ganz Baiern konnten die Kaiserlichen den Feind nicht vertreiben. Neue Verstärkung, die er von Zeit zu Zeit erhielt, setzte ihn immer aufs Neue in den Stand, sich länger zu halten. Wasserburg, Passau und Schärding behielt er immer besetzt; dadurch blieb ihm Baiern offen, und ward Oberös-

o) Genealog. histor. Nachrichten. Th. 72. S. 1054.

sterreich gedeckt. Einige Bauern hatten sich zusammengerottet, und das Städtchen Reichenhall überrumpelt; sie konnten es aber nicht behaupten. In kurzer Zeit gewannen die Oesterreicher aufs Neue die Oberhand. Was jenseits der Flüsse Salza und Inn an der Oesterreichischen Grenze lag, hatten sie ohnehin seit ihrer ersten Besitznehmung noch nie verloren. Nun bemächtigten sie sich auch des ganzen Theiles von Baiern, der jenseits der Donau von Passau bis Kehlheim lag. Schon machte dieser Umstand den Aufenthalt des Kaisers zu München wieder bedenklich, und er würde vielleicht neuerdings sich aus seiner Residenzstadt geflüchtet haben, hätte nicht Maria Theresia durch eine förmliche Erklärung ihm und seiner Familie eine vollkommene Unverletzlichkeit zugesichert. Doch sein Tod, der am 18. Jäner 1745. erfolgte, befreite ihn gänzlich von aller weitern Furcht und Gefahr.

Während seiner kurzen Regierung hatte sich wenig merkwürdiges in politischen Dingen ereignet. In der Verwirrung des Krieges war es nicht möglich, sich andern wichtigen Gegenständen mit Aufmerksamkeit zu überlassen. Die Geschäfte, womit sich der Reichstag abgab, betrafen größtentheils eben diese Kriegsunruhen, dann die Auslieferung des Reichsarchivs, die Bewilligung einicher Römermonate, die Versorgung der Reichsfestungen und die Religionsbeschwerden. In Ansehung der wenigsten Punkte erfolgte ein entscheidender Schluß. Man begnügte sich, wie gewöhnlich, mit Berathschlagungen und Vorstellungen für und wider die Sache. Nur die Bewilligung der Römermonate, und der Schluß, vermöge dessen das Reich sich erbot, in dem gegenwärtigen Kriege die Vermittelung gemeinschaftlich mit den beiden Seemächten zu überneh-

men, kam wirklich zu Stand p). Allein der Tod des Kaisers machte auch dieses Anerbieten überflüssig. In einem so kritischen Zeitpunkte, da mehr als die Hälfte der Europäischen Mächte gegen einander in Waffen stand, war es kaum zu verzeihen, daß die Gesandten am Reichstage, anstatt für die Herstellung der Ruhe, und für die künftige Aufnahme des deutschen Vaterlandes patriotisch besorgt zu seyn, sich mit Foderungen und Streitigkeiten über Titel und Ceremonielsachen abgaben. Die Gesandten der altfürstlichen Häuser zankten sich noch mit den Churfürstlichen über den Excellenztitel. Die gräflichen Gesandten bestanden noch immer darauf, daß man sie den fürstlichen gleich halten sollte. Sie verlangten, bei Kammergerichtsvisitationen mit 6. Pferden zu fahren, und daß man ihnen den Titel Hochgeborn gebe q). Vermöge eines Hofdekrets an die reichsständischen Kollegien vom 27. August 1743. legte ihnen der Kaiser den Titel Hoch- und Wohlgeborn bei; trug aber Bedenken, ihnen den Titel Hochgeborn zuzugestehen. Nur dem Kenner deutscher Sitten und deutscher Verfassung kann eine solche Erscheinung mitten in den unglücklichen Zeiten des Krieges begreiflich seyn. Das wichtigste, was unter der Regierung des Kaisers Karls VII. nebst den eben erwähnten Geschäften des Reichstages noch vorgieng, war die Vergrösserung einiger deutschen Fürstenhäuser, und ihr Zuwachs an Macht und Ansehen. Durch den am 29. Julius 1741. erfolgten Tod des Herzoges Wilhelm Heinrich von Sachsen-Eisenach, des letzten aus seinem Stamme, fiel der Antheil seines Landes nebst der Stimme

p) *Cassandri Thucelii Act. comitial.* Th. *II.* S. 636. und 761. Th. *III.* S. 33. und 36.

q) Ebend. Th. 1. S. 768. u. 773.

im fürstlichen Kollegium, dem Hause Sachsen-Weimar zu; dem Markgrafen von Anspach ward von dieser Verlassenschaft die Grafschaft Altenkirchen zu Theil, weil der Markgraf Johann Friedrich, sein Großvater, eine Tochter des Herzogs Johann Georgs von Eisenach zur Gemahlin gehabt hatte. Das Absterben des Fürsten Wilhelm Hiacynth von Nassau-Siegen am 18. Februar 1743. verschafte dem Hause Nassau-Oranien den Besitz seines Landes nebst der fürstlichen Stimme von Nassau-Hadamar. Der Prinz Wilhelm von Hessen-Cassel hatte schon im Jahre 1736 nach dem Tode des letzten Grafen von Hanau, der am 28. März desselben Jahres erfolgt war, vermöge einer zwischen beiden Häusern bestehenden Erbvereinigung und anderer Gründe, Hanau in Besitz genommen. Der Erbprinz von Hessen-Darmstadt aber hatte, weil seine Gemalin eine Tochter des letzten Grafen gewesen war, Anspruch auf die Mobiliarverlassenschaft und auf das Amt Babenhausen gemacht. Dieser hatte sich auf das Kammergericht, jener auf sein Recht der Austrägalinstanz sich berufen. Als das Kammergericht hierauf keine Rücksicht nahm, ergriff Hessen-Cassel den Rekurs an den Reichstag, und erhielt am 28. Junius 1743. einen Schluß aller drei Reichskollegien, daß die streitige Successionssache an die fürstlich Hessischen Stammsaustäge zu verweisen sei. Da in der Folge die Bestätigung dieses Schlusses durch ein kaiserliches Kommissionsdekret vom 15. Julius hinzu kam, so gelangte Hessenkassel ruhig zum Besitze seines Eigenthumes, und erhielt dadurch einen beträchtlichen Zuwachs r). Am meisten aber unter allen deutschen Fürsten gewann unstrei-

r) *Cassand. Thucel. Act. comit.* Th. 2. S. 873. Th. 3. S. 70.

tig der König in Preussen durch die Eroberung Schlesiens, eines Landes, welches seine Einkünfte jährlich um 6. Millionen Reichsthaler vermehrte. Und zu dieser überaus wichtigen Vergrösserung kam im Jahre 1744. überdieß noch die gleichfalls sehr vortheilhafte Erwerbung des Fürstenthums Ostfriesland hinzu, welches Friedrich nach dem Tode des letzten Fürsten vermöge einer kaiserlichen Anwartschaft vom 10. December 1694. in Besitz nehmen ließ, obwohl auch Churbraunschweig vermöge einer noch ältern Erbverbrüderung vom 20. März 1691. Anspruch auf selbiges machte. Die Aussichten, welche um diese Zeit zween Prinzen des Hauses Holstein-Gottorp, der eine auf den Russischen, der andere auf den Schwedischen Thron erhielten, gab beiden schon jetzt ein weit bedeutenders Ansehen, als sie ehemals gehabt hatten. Endlich sah Deutschland unter Karls Regierung durch kaiserliche Standeserhöhungen in den Familien von Stolberg-Gedern, Solms-Braunfels, Hohenlohe-Schillingsfürst, Hohenlohe-Bartenstein, Hohenlohe-Pfadelbach und Isenburg-Birstein auch neue Fürsten entstehen, die aber weder auf den Reichstagen, noch in den Reichskreisen oder Grafenkollegien, irgend eine Aenderung verursachten. Nach dem Absterben des Kaisers verwaltete Churbaiern ruhig das Vikariat; denn die beiden Churfürsten von Baiern und von der Pfalz hatten einen neuen Vergleich getroffen, nach welchem sie künftig darin abwechseln wollten. Er erhielt schon damals Beifall, und nach einem günstigen Reichsgutachten vom 7. August 1752. auch die kaiserliche Bestätigung.

§. 10. Ende des Baierischen Krieges. Wahl des Kaisers Franz.

Der Tod des Kaisers Karls VII. hatte plözlich dem Krieg eine andere Wendung gegeben, und eben dadurch auch das bisherige politische System der Höfe geändert. Eine kurze Zeit ward der Krieg zwischen Oesterreich und Baiern noch fortgesetzt; aber sehr unglücklich für das letztere Haus. Seckendorf hatte, da er die Truppen in die Winterquartiere verlegt, selbige in einen weitläufigen Raum so zerstreut auseinander gestellt, daß es der Gegenparthei gar nicht schwer werden konnte, zwischen ihnen an verschiedenen Orten einzudringen, und die Verbindung unter ihnen ganz aufzuheben. Bathiani hatte nur 12000. Mann; die Macht der Baiern war dreimal stärker; aber auch mit dieser geringen Zahl drang er schnell in die einzelnen Quartiere ein, vertrieb sie aus Pfarrkirchen, Landshut und mehr andern Oertern, nahm ihnen ihre sparsamen Magazine weg, und schnitt ihnen die Gelegenheit zur gegenseitigen Unterstützung ab. Ein anders Korps Oesterreicher gieng zu gleicher Zeit bei Deckendorf über die Donau, trennte die Hessen von den Baiern, trieb sie über den Inn hinüber, und brachte sie endlich so sehr in die Enge, daß sie das Gewehr strecken mußten. Die Baiern flohen bis über München hinaus, während daß die Feinde ihnen mit Erbitterung nachsetzten. Die Franzosen und Pfälzer, die Herr von Segür anführte, konnten sich gleichfalls nicht halten, und wurden auf ihrem Rückzuge bei Pfaffenhofen von den Oesterreichern geschlagen. Alles war in größter Bestürzung; zitternd liefen die zerstreuten Truppen umher; der junge Churfürst selbst verzweifelte an seiner Sicherheit und flüchtete sich nach Augsburg. In diesem hoff-

nungslosen Zustand trat Seckendorf bei dem Churfürsten auf, und beredete ihn, mit der Königin von Ungarn einen Frieden zu schliessen. Seckendorf war damals nicht mehr Baierischer Feldmarschall; er hatte seine Stelle gleich nach dem Tode des Kaisers niedergelegt. Daß er jetzt ganz unvermuthet am Baierischen Hofe wieder erschien, und ungebeten zum Friedensstifter sich aufwarf, erweckte manchen harten Verdacht. Man glaubte, er sei von der Königin von Ungarn heimlich abgeschickt worden, das Friedensgeschäft bei dem jungen Churfürsten zu ihrem Vortheile zu betreiben. Man beschuldigte ihn sogar, er habe absichtlich die Baierischen Truppen so weit auseinander gelegt, damit die Truppen der Königin desto leichter den Meister über sie spielen könnten, und den Churfürsten sein Unglück zur Schliessung eines Friedens zwingen möge s). Von allen diesen und mehr andern Beschuldigungen ist nur so viel historisch gewiß, daß er sein Geschäft sehr eilfertig, und mit grossem Eifer betrieb. Er vergrösserte auf der einen Seite die Gefahr, in welche der Churfürst durch die Fortsetzung des Krieges sich und sein Land stürzen würde, auf der andern die Vortheile, welche von einem Friedensschlusse zu hoffen wären. Er gab vor, der König in Preussen sei im Begriffe, sich mit der Königin zu vergleichen; er sprach von wichtigen Siegen, welche die Oesterreichischen Alliirten in Italien und Flandern erfochten hätten, und setzte dem jungen, unerfahrenen Churfürsten, den ohnehin sein gegenwärtiges Unglück bei der Erinnerung an so viele schon zuvor erlittene Drangsale noch furchtsamer machte, so lange mit Vorstellungen zu, bis er

s) Friedrich *II.* Geschichte meiner Zeit. Th. *II.* Kap. *XI.* S. 155.

ihn zur Annahme seiner Vorschläge bewog. Der Friede wurde zu Füssen am 22. Aprill 1745. unterzeichnet. Die Königin von Ungarn that darin auf alle Entschädigungen Verzicht, und räumte dem Churfürsten Maximilian Joseph seine Lande wieder ein. Dieser hingegen entsagte für sich und seine Nachkommen allen Ansprüchen auf die Erblande der Königin; er versprach ferner, künftig nicht nur die Böhmische Wahlstimme für gültig zu erkennen, sondern auch dem Großherzog von Toskana bei der bevorstehenden Kaiserwahl seine eigene Stimme zu geben. Unter der Bedingung, daß Theresia keine Brandschatzungen mehr in Baiern erhebe, und daß seine Hülfsvölker auf ihrem Rückzuge nicht beunruhiget werden, machte er sich auch verbindlich, diese sogleich zurück zu schicken t).

Nach diesem Frieden hatte zwar Maria Theresia noch immer mit ihren übrigen Feinden zu kämpfen. In Böhmen und Schlesien dauerte der Krieg mit Preussen, in den Niederlanden mit Frankreich, und in Italien mit Frankreich, Spanien und Neapel noch fort. Aber dessen ungeachtet zog dieser Friede, so wie des Kaisers Absterben, sehr nützliche Folgen für das Haus Oesterreich nach sich. Karls Tod machte dem Frankfurter-Bündniß ein Ende. Dasselbe hatte jetzt keinen rechtmässigen Grund seines Daseyns mehr. Der Bund war zur Vertheidigung des Kaisers geschlossen worden; diese Ursache war jetzt verschwunden; mit derselben mußte auch die Wirkung aufhören. Behielt gleich der König in Preussen aus besondern politischen Gründen die Waffen noch in den Händen, so traten doch die übrigen Bundesgenossen von der Parthey ab.

t) Mosers Beitrag zum neuesten Staatsrecht und Staatshistorie Deutschlands. Th. 1. S. 352. ff.

Der junge Churfürst hatte durch den Frieden sein Land wieder bekommen. Maria Theresia hatte sich durch denselben nicht nur eines einzigen Feindes sondern zugleich auch seiner Beisteher, des Churfürsten von der Pfalz und des Landgrafen von Hessen-Cassel, entlediget. Endlich öffnete dieser Friede dem Erzhaus Oesterreich neue erfreuliche Aussichten zur Wiedererlangung der Kaiserwürde.

Unter allen deutschen Reichsfürsten lebte damals nicht einer, der sich dazu eine mehr gegründete Hoffnung machen konnte, als der Großherzog von Toskana. Der Churfürst in Baiern hatte jenes Alter noch nicht erreichet, welches einen Fürsten nach der Vorschrift der goldenen Bulle wahlfähig machet; zudem hatte er nachher in dem Frieden zu Füssen versprochen, die Böhmische Wahlstimme zu erkennen, und dem Großherzoge seine Stimme zu geben. Der Churfürst von der Pfalz war zu schwach, die Kaiserwürde zu tragen. Der König in Polen und Churfürst in Sachsen war der einzige, der eine besondere Parthei für sich bilden konnte. Allein mit der Polnischen Krone hielt man die kaiserliche für unverträglich. Niemand fand sich daher, der nur mit der geringsten Hoffnung eines guten Erfolges Anspruch auf die kaiserliche Würde machen konnte, als der Großherzog von Toskana. Ihn unterstützten die Armeen der Königin von Ungarn, die Macht ihrer Alliirten, die Furcht der Schwächern. Der König in Engelland und Churfürst von Hannover stand mit dem Erzhaus Oesterreich in dem besten Vernehmen. Sein Bündniß mit der Königin mußte dem Großherzog die sichere Erwerbung der Krone verbürgen. Der Churfürst von Maynz war dem Erzhaus von ganzem Herzen ergeben. Der Churfürst von Trier war bereit, das Interesse der Kö-

nigin und ihres Gemahles zu befördern. Bei dem Churfürsten von Kölln hatte vermuthlich das unter dem vorigen Kaiser zum Vorschein gekommene Projekt, einige geistliche Stifter in weltliche Länder zu verwandeln, Aufmerksamkeit erwecket, und ihn auf die Seite Oesterreichs gebracht u). Er schickte eine Gesandtschaft an die Königin von Ungarn, und sagte ihr nicht nur seine Stimme für den Großherzog, sondern auch seine thätige Verwendung wegen der Wiedereinführung der Böhmischen Wahlstimme zu v). Mit Einschluß der Baierischen Stimme, und wenn auch die Böhmische würde geltend gemacht werden, konnte daher Franz sehr zuverlässig auf die Mehrheit der Stimmen sich Rechnung machen.

Allein es fehlte dem Erzhaus Oesterreich auch nicht an Gegnern in Ansehung dieser Angelegenheit. Diese waren die Krone Frankreich, der König in Preussen, und der Churfürst von der Pfalz. Der König in Frankreich war des geldfressenden Krieges endlich müde geworden; bei dem grossen Uebergewichte, welches bisher Theresiens Waffen beinahe durchgehends hatten, und bei den grossen Hülfsquellen, welche sie theils in ihren eigenen Staaten, theils an ihren Alliirten fand, erblickte er wenig günstige Aussichten für sich. Er wünschte, sich mit Ehren und ohne Schaden aus dem ganzen Handel ziehen zu können. Er sah es voraus, daß er bei der starken Neigung der meisten Churfürsten für das Haus Oesterreich die Wahl des Großherzogs kaum würde hindern können. Damit er aber bei einer künftigen Friedenshandlung die Gefälligkeit, ihn als Kaiser zu erkennen, als einen der Königin gelei-

u) Mosers pragmatische Wahlgeschichte des K. Franz I. Ebendaselbst. S. 338.

v) Genealogisch historische Nachrichten. Th. 85. S. 12.

leisteten wichtigen Dienst etwas theuer verkaufen könnte, suchte er jetzt die Wahl wenigst nach seinen Kräften zu erschweren. Er bemühete sich, dem Großherzoge einen Nebenbuhler in der Person des Königs in Polen an die Seite zu stellen. Er sah dieses zugleich für ein sehr wirksames Mittel an, den König in Pohlen mit der Königin in Ungarn zu entzweien w), und eben dadurch ihr bisheriges Uebergewicht im Kriege zu verringern. Um diesen Zweck zu erreichen, suchte er den Beistand des Königs in Preussen. Ohne ihm seine geheime Absicht zu entdecken, lud er ihn ein, zur Erhebung Augusts auf den Kaiserthron thätig mitzuwirken. Friedrich sah die Unmöglichkeit der Ausführung dieses Vorschlages wohl ein; errieth die geheime Absicht des Königs in Frankreich; fühlte auch nicht die geringste Neigung, einen Fürsten, welcher erst vor Kurzem seine unversöhnlich feindliche Gesinnung gegen ihn so deutlich gezeigt hatte, zur kaiserlichen Würde befördern zu helfen. Dessen ungeachtet erklärte er sich willfährig, gemeinschaftlich mit Frankreich an dieser Sache zu arbeiten. Er glaubte, sich dadurch beiden Höfen, dem Sächsischen und dem Oesterreichischen gleich wichtig machen zu können; er sah diesen Gegenstand für ein Mittel an, das ihm vielleicht in der Zukunft einen vortheilhaften Frieden mit der Königin von Ungarn verschaffen könnte x); er stellte sich an, als wäre er im Ernst geneigt, dem König August die Kaiserkrone zu verschaffen.

Alle mögliche Künste der Beredsamkeit und Politik verschwendete Frankreich, um den König in Polen zu bewegen, daß er als Mitwerber um die kaiserliche Krone auftrete. Allein alle Bemühungen

w) Friedrich *II.* Kap. *XI.* S. 139. f.
x) Ebendaselbst. S. 146. f.

waren vergeblich. Er knüpfte vielmehr das Band der Freundschaft mit dem Erzhaus Oesterreich noch enger. In aller Stille schloß er zu Leipzig am 18. May 1745. eine geheime Verbindung des Inhalts: Die Erfahrung habe gelehret, wie weit der König in Preussen seine gefährlichen Absichten treibe. Da man weder Genugthuung für das Vergangene, noch Sicherheit für die Zukunft erlangen könne, bis er in engere Grenzen eingeschlossen seyn werde, so hätten sich der König in Polen und die Königin in Ungarn verstanden, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis man nicht nur ganz Schlesien und die Grafschaft Glatz wieder erobert, sondern auch den König in Preussen noch weiter heruntergebracht haben würde y). Auch ward in diesem Traktat schon zum voraus bestimmt, was jeder Theil, wenn sie in ihren kriegerischen Unternehmungen glücklich seyn würden, an Ländern bekommen sollte. Mit der größten Sorgfalt hielt man zwar diese Verbindung geheim. Aber dazu war der Sächsische Hof doch nicht zu bewegen, daß er dem Französischen je nur die geringste Hoffnung zur Annahme seiner Vorschläge machte. Der Sächsische Minister Graf Brühl war fein genug, den Französischen Gesandten zu Dresden und durch ihn den Hof selbst auf ganz entgegengesetzte Projekte zu leiten. Ganz mit der Miene des redlichen Theilnehmers stellte er ihm vor, für den König in Frankreich sei kein bessers Mittel übrig, von der Königin in Ungarn einen vortheilhaften Frieden zu erlangen, als wenn er sich der Wahl des Großherzogs nicht widersetze, und die Armee, die unter dem Kommando des Prinzen Conti am Rheine stand, in Unthätigkeit erhielte z).

y) Mosers Staatsarchiv 1756. Th. I. S. 1042.
z) Friedrich II. Kap. XII. S. 167.

Das Französische Ministerium ahndete keine List, wo die größte verborgen lag, und darüber scheiterte dessen ganzer Plan.

Eben diese Französische Armee, welche vor Kurzem unter dem Prinzen von Conti über den Rhein und Mayn vorgedrungen war, hatte die Stadt Frankfurt wegen der künftigen Kaiserwahl in eine sehr bedenkliche Lage versetzet. Sie war mit Macht herangerückt, und hatte das Heer der mit Oesterreich Alliirten gezwungen, sich über die Lahn zurückzuziehen. Es hatte das Ansehen gehabt, die Wahlfreiheit würde Gefahr leiden. Man hatte nicht ohne Grund befürchten können, die Franzosen möchten die Stadt überrumpeln, oder den Wahlbotschaftern und Kronkandidaten den Weg verschliessen. Man schrie laut über dieses Verfahren, und erklärte es als eine Verletzung der Neutralität. Um die Wahlfreiheit zum Besten des Großherzogs zu befördern, rückten nun die Alliirten wieder vor. Da erklärte Frankreich feierlich, es könne seine Truppen von Frankfurt nicht wegziehen; als Garant des Westphälischen Friedens, und als Beschützer der deutschen Freiheit könne der König nicht zugeben, daß der Kaiserwahl durch eine Armee der Alliirten, welche bereits heranrücke, Gewalt angethan werde a). Indessen hatte aber die Sächsische Politik über die Französische dießmal gesiegt. Durch den Minister Brühl in täuschende Hoffnungen eingewiegt, schlummerte das Französische Ministerium; die Armee in Deutschland blieb unthätig; sie ward sogar geschwächt; denn der Prinz Conti mußte 15,000. Mann nach Flandern abschicken. Diesen Zeitpunkt benützte der Wiener-Hof, und gab der

a) Mosers Wahlgeschichte des K. Franz I. S. 633. f.

Armee, welche bisher in Baiern zu thun gehabt hatte, Befehl zum Aufbruche. Mit starken Schritten nähert sie sich dem Orte ihrer Bestimmung, und vereiniget sich am 26. Junius bei Gelnhausen mit der alliirten Armee. Am 5. Julius übernimmt der Großherzog selbst das Kommando, und zwinget am 18. Julius die Franzosen, sich über den Rhein zu flüchten. So ward dann die Gegend um Frankfurt von den Franzosen gereiniget; die Wahlfreiheit ward gerettet, oder wenigst die Hindernisse, welche der Wahl des Großherzogs bisher im Wege gestanden hatten, waren auf die Seite geräumet b).

Aber eben diese Unternehmung veranlaßte auf der Seite der Gegenparthei eine ungemein starke Bewegung. Die Franzosen, der König in Preussen, und der Churfürst von der Pfalz schrien laut, Oesterreich suche die Wahl des Großherzogs mit Gewalt der Waffen zu erzwingen. Man hatte schon zuvor Schriften gegen seine Wahlfähigkeit ausgestreuet; man hatte ein Memoire an alle churfürstliche und an einige fürstliche Gesandte gelangen lassen, worin Oesterreich als der Feind der deutschen Freiheit und Reichsverfassung dargestellet ward c). Jetzt setzte man die Sprache, die in diesen Schriften herrschte, mit noch lebhafterm Eifer fort. Frankreich wandte sich an den Churfürsten von Kölln, daß er dem Großherzoge seine Stimme nicht gebe; es bemühte sich, die Churfürsten von Maynz und Trier von der Oesterreichischen Parthei abzuziehen; es ersuchte sogar den Pabst, seine Wahl hintertreiben zu helfen d). Die Churfürsten von Brandenburg

b) Genealog. histor. Nachrichten Th. 7. S. 1062.
c) Mosers Wahlgeschichte S. 350. 374. ff. und 410.
d) Mosers Wahlgeschichte in seinem Beitrage zum neuesten Staatsrecht ꝛc. S. 521.

und von der Pfalz äusserten sich in ihren Denkschriften, die sie bei den Wahlkonferenzen übergaben, in sehr heftigen Ausdrücken. Ersterer sagte laut, es sei sichtbar, daß man mit nichts anderm umgehe, als einen schon zum voraus bestimmten Kaiser unerlaubter Weise mit Gewalt der Waffen eindringen zu wollen. Mit Nachdrucke bestand er darauf, man müsse erst die Wahlfreiheit und Sicherheit der Wählenden durch einen Kollegialschluß ausser allen Zweifel setzen, ehe man wirklich zur Wahl schreiten könne e). Noch mehrere Klagen von ähnlicher Art führte der Churfürst von der Pfalz. Zu einer Zeit, da er gegen Oesterreich nicht mehr im Felde stand, da er sich schon neutral erkläret, und seine Truppen schon nach Hause berufen hatte, waren doch die Truppen der Königin von Ungarn in sein Land eingedrungen, und hatten dasselbe besetzt. Den Sekretär des zweiten Wahlbotschafters, welcher die letztern Wahlakten von Mannheim hatte abholen sollen, hoben die Oesterreichischen Soldaten am 9. Junius, da der Wahltag schon seinen Anfang genommen hatte, mit allen seinen Briefschaften auf freier Post- und Heerstrasse auf. Man plünderte ihn rein aus, erbrach den Brief, den er bei sich hatte, verwachte ihn scharf, und schleppte ihn vier ganze Wochen bei der Armee herum. Erst am 12. Julius erhielt er einen Paß und die Erlaubniß, nach Frankfurt zu gehen f).

Eine geraume Zeit und mit vielem Eifer hatten Churbrandenburg und Churpfalz gegen dieses Verfahren, gegen Einschränkung der Wahlfreiheit, gegen Unsicherheit und Gewalt geprediget. Dessen

e) S. Protocolla der Wahl und Krönung des K. Franz. S. 70. ff.

f) Ebendaselbst S. 82.

ungeachtet blieb auf dem Wahltage alles zum Vortheile des Großherzoges gestimmet. Seit der Wahl des Kaiser Karls VII. da man die Böhmische Wahlstimme ausgeschlossen hatte, war der Fall noch nicht erörtert, ob eine Dame dieselbe führen, oder sie sammt allen Churverrichtungen einem Mitregenten rechtmässig übertragen könne? Theresia hatte auch die Churrechte während der ganzen Regierung Karls VII. nicht in Ausübung bringen können. Gleichwohl lud der Churfürst von Maynz in dem gegenwärtigen Falle die Krone Böhmen ohne Bedenken zur Wahl ein; und niemand zweifelte an der Zulässigkeit und Gültigkeit der Böhmischen Stimme; nur die Churfürsten von Brandenburg und von der Pfalz widersprachen g). Durch verschiedene Forderungen, durch Einwendungen und Widersprüche bemühten sie sich, das Wahlgeschäft zu erschweren; schützten immer das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes vor, gaben aber immer nur ihren heimlichen Groll gegen das Erzhaus Oesterreich an den Tag, und arbeiteten im Grunde für ihr eigenes Interesse. Um die Sache in die Länge zu ziehen, legten sie Protestationen auf Protestationen ein; und unter dem Vorwande, man müßte sich wegen der Punkte berathschlagen, welche in die Kapitulation eingerückt werden sollten, suchte der Churbrandenburgische Gesandte sogar eine evangelische Konferenz zu Stande zu bringen. Dieses konnte man immer als ein Mittel betrachten, durch die Länge der Zeit die Gesinnungen der Wählenden umzustimmen, und sich eine Parthei zu machen. Man hatte auch den Churfürsten von Maynz mit grosser Zudringlichkeit zur Verlängerung des Wahltermines zu bereden ge-

g) Mosers Wahlgeschichte S. 417.

suchet h). Allein von allen Versuchen des Brandenburgischen und Pfälzischen Hofes gelang keiner. Alle Churfürsten waren bereits einig, daß man den Großherzog von Toskana auf den Kaiserlichen Thron erheben wolle; alle Geschäfte, welche gewöhnlich vor der Wahl hergehen müssen, waren berichtiget; der Tag zur Wahl war schon bestimmet. Da verlangten Brandenburg und Pfalz noch zum letztenmale einen Aufschub derselben auf acht Tage. Als sie aber nichts erhielten, entfernten sie sich unter feierlichen Protestationen aus Frankfurt, und giengen nach Hanau. Gleichwie der Abgang zwoer Stimmen nach der goldenen Bulle die Vollziehung der Wahl nicht hindern, noch sie unkräftig machen konnte, so fuhr man in diesem Geschäfte fort, und erwählte am 13. September 1745. den Großherzog Franz von Toskana zum Römischen Kaiser. Die Wahlkapitulation war dießmal wenig geändert worden. Die fürstlichen Komitialgesandten hatten eine gemeinsame Beschwerde des Fürstenkollegiums gegen die Kapitulation Karls VII. übergeben; man hatte aber bei Festsetzung der gegenwärtigen Kapitulation wenig Rücksicht darauf genommen. Die Erinnerung der Reichsgrafen hatten größtentheils ihre Gleichstellung mit den Fürsten zum Zwecke. Die Krönung ward am 4. Oktober mit der gewöhnlichen Pracht vollzogen. Die ganze Feierlichkeit endigte sich mit einer Zänkerei der Stadt Aachen mit der Stadt Nürnberg über die Aufbewahrung der Reichsinsignien i).

h) Ebendaselbst S. 351.

i) Krönungsdiarium des K. Franz. Beilagen S. 9. ff.

§. 11. Fortsetzung des Krieges. Friede zu Dresden, und Aachen.

Die wichtigste Frage, welche des Königs in Preussen ganze Aufmerksamkeit foderte, war nun diese, ob er den neuen Kaiser sogleich ohne alle Bedingniß anerkennen, oder die Gültigkeit der Wahl desselben durch eine öffentliche Erklärung verwerfen sollte? Wollte er den Großherzog schlechterdings nicht als Kaiser erkennen, so mußte die ganze Wahl als ungültig förmlich umgestossen werden. Dazu fühlte sich Friedrich für sich allein zu schwach, und auf Frankreichs Unterstützung konnte er sich nicht verlassen. Wollte er ihn hingegen unbedingt als Kaiser verehren, so raubte er sich dadurch selbst das Mittel, dem Erzhaus Oesterreich durch dessen Anerkennung einst eine Gefälligkeit erweisen zu können, und auf dieselbe einen Frieden zu seinem Vortheile zu gründen. Dieses war desto bedenklicher, da Theresia, begeistert von der Freude über die Erhebung ihres Gemahles, bereits erkläret hatte, lieber alles zu vermissen, als Schlesien. Lange und reiflich dachte er bei sich über diesen heickeln Gegenstand nach; die Betrachtung des Verhältnisses, in welchem er gegenwärtig mit Oesterreich in Ansehung des Krieges stand, entschied endlich den Zweifel. Er beschloß, indessen ein tiefes Stillschweigen zu beobachten, und erst alsdann, wenn ihm das Glück noch einige Siege über die Oesterreichischen Heere verliehe, eine öffentliche Erklärung über diesen Punkt zum Preise derjenigen Foderungen zu machen, die ihm Oesterreich zugestehen sollte k).

Seit dem unglücklichen Feldzuge im Jahre 1744. da Friedrich Böhmen unverrichteter Dinge hatte verlassen müssen, hatte sich das Kriegsglück zu sei-

k) Friedrich *II.* Kap. *XIII.* S. 211.

nem Vortheile geändert. In der Einbildung, die Furcht habe ihn aus Böhmen vertrieben, waren ihm die Truppen der Königin nach Oberschlesien und in die Grafschaft Glatz gefolgt. Allein schon am 7. Jäner 1745. war der Fürst von Anhalt mit einem grossen Korps über die Neisse gerade auf den Feind losgegangen, und hatte durch seine Entschlossenheit einen so starken Eindruck auf den Feldmarschall Traun gemacht, daß dieser seinen Posten bei Neustadt verließ, und wieder nach Mähren zurückzog. Der Herr von Nassau reinigte die Gegend von Troppau und Ratibor von den Ungarn, und der Herr von Lehwald schlug die Oesterreicher am 13. Februar bei Plomnitz in der Grafschaft Glatz. Doch diese kleinen Unternehmungen machten zwar den Preußen neuen Muth; entschieden aber noch nichts. Man begab sich in die Winterquartiere, und versprach sich Vorfälle von wichtigern Folgen von dem künftigen Feldzuge.

Schon war der April des Jahres 1745. zu Ende gegangen. Die Hauptarmee der Königin war im Begriffe, in Schlesien einzudringen. Winterfeld mußte in der Gegend von Landshut die Bewegungen des Feindes beobachten, und schlug bei dieser Gelegenheit ein Korps Ungarn, und bald darauf ein noch stärkers Korps von 7000. Mann unter der Anführung des Generals Nadasti, welcher die Niederlage des erstern Korps hatte rächen wollen, nach einem vierstündigen Treffen. Eben so glücklich focht der Markgraf Karl, da ihn die Feinde auf dem Marsche angriffen, um seine Vereinigung mit dem Preussischen Heere zu hindern. Ungeachtet eines lebhaften Feuers aus dreien feindlichen Batterien bemächtigte er sich einiger Anhöhen und Hohlwege, und seine Reiterei hieb mit so vieler Tapferkeit in die Feinde ein, daß mehr als 800. auf dem Platze blieben.

Die Oesterreicher und die Sachsen waren bereits bei Trautenau zusammengestossen, und rückten nun nach Schatzlar vor. Preussischer Seits spielte man ihnen die falsche Nachricht zu, der König sei im Begriffe, sich unter die Kanonen von Breslau zurückzuziehen. Ausbesserungen der Wege nach dieser Stadt, und andere verstellte Anstalten, verschafften dieser Nachricht einen desto stärkern Glauben. Allein Winterfeld und du Moulin zogen auf Befehl des Königs nach Schweidnitz, und besetzten die Anhöhen bei Striegau; der Herr von Nassau besetzte den Nonnenbusch, und das Hauptheer lagerte sich in der Ebene zwischen Gauernick und Schweidnitz. Die ganze vereinigte Armee der Preussen bildete also eine ununterbrochene Kette in einem Raume von zwoen Meilen zwischen Striegau und Schweidnitz. Die Oesterreicher und Sachsen hatten indessen ihren Marsch fortgesetzt, waren an den Anhöhen von Hohenfriedberg angekommen, und hielten dort Kriegsrath. Vor ihnen lag eine weite Ebene; auf derselben erblickten sie kleine Haufen Preussen; den grössern Theil der Armee verbargen den Nonnenbusch und viele Erdwälle. Die Feinde ahndeten keinen so mächtigen Hinterhalt, verachteten die kleinen Haufen Preussen, und rückten sorgenlos, und schon zum voraus des guten Erfolges ihrer Unternehmung gewiß, nach Schweidnitz vor, um sich des dort befindlichen Magazins zu bemächtigen, und die Preussen bis Breslau zu verfolgen. Der König befand sich eben auf einer Anhöhe, um Beobachtungen vorzunehmen, als er eine grosse Staubwolke erblickte, welche sich allmählig in die Ebene herabzog, und ihm immer näher kam. Diese Erscheinung verkündigte die Ankunft des Feindes. Um zwei Uhr des Morgens am 4. Junius versam-

melte also der König seine Officiers, und ordnete das Treffen an.

Kaum war die Vorderspitze der Armee ihrem Auftrage gemäß über das Striegauer-Wasser gegangen, als sie auf einer Anhöhe gerade gegen über die Sachsen erblickte, welche bestimmt waren, Striegau einzunehmen. Sogleich errichteten die Preussen eine Batterie auf einem Berge, und machten aus 6. Vierundzwanzigpfündern ein so lebhaftes Feuer auf sie, daß die Reiterei sogleich in größter Verwirrung die Flucht ergriff. Hierauf giengen die Preussischen Grenadiers und die Reiterei auf die Sächsische Infanterie los, hieben einen grossen Theil nieder, und schlugen die andern in die Flucht. Ihr Schrecken und ihre Betäubung war um so grösser gewesen, da sie die Preussen nicht in der Nähe vermuthet hatten. Sie waren schon geschlagen, ehe noch der linke Flügel der Preussischen Armee sich vollkommen in Schlachtordnung hatte stellen können. Die Nachricht von diesem Unfalle hatte unverzüglich den Prinzen von Lothringen aus seinem Standquartiere bei Hausdorf herbeigezogen. Er hatte eben so wenig das Daseyn einer Preussischen Armee in dieser Gegend vermuthet. Auf seinen Befehl rückten die Oesterreicher in die Ebene zwischen dem Striegauer-Wasser und dem Ronnstocker-Gebüsche; aber gleich auf den ersten Angriff, den die Preussen thaten, wurden sie ein wenig zurückgedrängt. Das Regiment Garde trieb die Oesterreichischen Grenadiers zweimal mit Bajonetstössen zurück; auch die andern Regimenter, welche ins Feuer kamen, hielten sich so tapfer, daß bald vor dem rechten Flügel kein Feind mehr zu sehen war. Mit eben so vielem Muthe fielen hierauf die Preussen den Oesterreichern in die linke Seite und in den Rücken; und als der General Polenz sich

mit seiner Infanterie in das Dorf Fegebeutel geschlichen hatte, und von demselben aus die Oesterreichische Kavalerie der Länge nach beschoß, so gerieth diese sehr bald in grosse Verwirrung. Diesen günstigen Umstand benützte die Preussische Reiterei; sie drang von allen Seiten mit Ungestümm in sie ein, und warf sie gänzlich zurück. Die Dragoner des Herrn von Geßler hieben eine grosse Anzahl der Feinde nieder, und machten 21. Bataillons zu Gefangenen. Endlich fiel der rechte Flügel der Preussen in die Flanken des Prinzen von Lothringen. Dieser Streich machte dem Treffen ein Ende. Die Verwirrung ward allgemein. So weit das Auge reichte, erblickte man nichts als Flüchtlinge, welche zerstreuet den Gebirgen zueilten, und Leichname, welche das Schlachtfeld bedeckten. Unter diesen letztern verrieth der Anzug auch Officiers von hohem Range. Den Verlust der Oesterreicher schätzte man auf 4000. Mann; in Gefangenschaft waren 4. Generals, 200. Officiers, und 7000. Gemeine gerathen; die Beute, welche die Preussen machten, bestand in 76. Fahnen, 7. Standarten, 8. Paar Paucken und 6. Kanonen. Aber auch der Verlust der Preussen reichte an die 1800. Mann l). Man enthielt sich, den Feind sogleich zu verfolgen. Die anhaltenden Strapazen des Marsches und Treffens hatten Ruhe und Erholung für die Preussischen Krieger nöthig gemacht. Erst am folgenden Tage setzten Du Moulin und Winterfeld den Oesterreichern nach. Als der Prinz von Lothringen ihn herannahen sah, hob er ohne Verzug sein Lager auf. Winterfeld griff den General Nadasti an, welcher dessen Zurückzug decken sollte, und trieb ihn bis an die Grenzen von Böhmen.

l) Friedrich *II. Kap. XIII.* S. 186—193.

Am 6. Junius rückte die Preussische Armee dem Korps des Herrn du Moulin nach, und drang bis Königsgrätz vor. Des Königs Plan war, sich eine Zeit lang in Böhmen, jedoch nahe an den Schlesischen Grenzen zu halten, sie auszuhungern, und zu hindern, daß der Feind dort seine Winterquartiere nicht aufschlage. In dieser Absicht hielten die Preussen die ganze Gebirgskette von Trautenau an bis nach Braunau längst den Schlesischen Grenzen besetzt m). Der Entwurf der Oesterreicher war, sich indessen nur vertheidigungsweise zu halten, den Preussen die Zufuhren abzuschneiden, und sie nach und nach durch den kleinen Krieg aufzureiben, oder wenigst empfindlich zu schwächen. Diese Absicht erreichten sie auch zum Theile ziemlich glücklich. Unaufhörlich machten sie Streifereien, und behaupteten stets solche Stellungen, daß die Preussen jeden Sack Korns, jedes Bund Stroh, und alles, was ihnen zugeführt wurde, mit dem Schwert in der Faust sich erst erkämpfen mußten. Doch in die Länge konnte dieser kleine Krieg auch der Königin von Ungarn nicht nützlich seyn. Er schwächte im Grunde beide Partheien, und entschied in der Hauptsache doch nichts. Sie wünschte, dem verdrießlichen Kriege durch einen entscheidenden Schlag einmal ein Ende zu machen, und ertheilte daher ihrer Armee den Befehl, künftig als angreifender Theil zu handeln.

Die vornehmste Triebfeder dieses Entschlusses war der König von Großbrittannien gewesen, welcher die Königin von Ungarn zur Schliessung eines Friedens mit Preussen inständig aufgefodert hatte. Schon bald nach dem Tode des Kaisers Karls VII. hatte

m) Ebendaselbst S. 209. und 221. f.

der König in Preussen, überzeugt, daß dieser Tod das Frankfurter-Bündniß und das ganze bisherige System nothwendig trennen müsse, angefangen, Unterhandlungen über einen Frieden mit dem Könige von Engelland anzuknüpfen. Eine Veränderung im Englischen Ministerium hatte ihn dazu vorzüglich aufgemuntert. Friedrich hatte einige Vorschläge flüchtig entworfen, nach welchen der Friede zu Stand kommen könnte, und sie dem Englischen Ministerium mitgetheilet. Darunter befanden sich auch diese, daß Preussen dem Breslauer-Frieden zu Folge im Besitze Schlesiens bleiben, und alle Bundesgenossen den Großherzog von Toskana als Kaiser erkennen sollten. Denn damals waren eben der König in Engelland, und die Königin von Ungarn eifrig bemüht, den Großherzog auf den Kaiserthron zu erheben. Anfänglich lehnte es das Englische Ministerium ab, sich in Unterhandlungen einzulassen; denn der König war standhaft für die Fortsetzung des Krieges eingenommen, und wies alles von sich, was etwas zur Endigung desselben hätte beitragen können. Als sich aber in der Folge das Kriegsglück sichtbar auf die Preussische Seite neigte, und Friedrich emsig fortfuhr, die Unterhandlungen bei dem Englischen Ministerium, welches ihm ohnehin nicht abgeneigt war, zu betreiben, so ließ sich endlich der König von Großbrittannien die ihm vorgelegten Punkte gefallen, und unterzeichnete die sogenannte Hannöverische Konvention am 26. August 1745. Der Breslauer-Friede, welcher dem König in Preussen Schlesien einräumte, ward derselben zum Grunde gelegt, und der König Georg verpflichtete sich, jenem diesen Besitz zu verbürgen, auch die Generalstaaten der vereinigten Niederlande, das deutsche Reich und die

übrigen Kriegführenden Mächte zu bewegen, daß sie das nämliche thun. Im Gegentheile versprach Preussen, dem Erzhaus Oesterreich alle übrigen Staaten zu garantiren, und den Großherzog von Toskana als Kaiser zu erkennen. Man kam ferners überein, daß über einige Städte in der Oberlausitz, und über den Fürstenberger-Zoll ein Tausch bewirkt werden, und in diesen Frieden Churſachſen, Churpfalz, Churbraunschweig und Hessenkassel eingeschlossen seyn sollten n).

Seit dem Schlusse dieser Konvention hatte es sich der König von Engelland sehr angelegen seyn lassen, Sachsen und Oesterreich zum Beitritte zu bewegen. Allein selbst sein Ansehen war nicht stark genug, sie zu diesem in ihren Augen zu herablassenden Schritte zu vermögen. Thereſiens Gemahl war indessen zum Kaiser erwählet worden. Durch diese Erhebung sah sie ihren Glanz und ihre Macht vergrössert. Dieses hohe Gefühl von Grösse hieß sie alle Vorschläge verwerfen, die auf eine Aussöhnung mit demjenigen abzielten, welcher in ihren Augen tief unter ihr stand, und sie durch Bekriegung empfindlich beleidiget hatte. Den König in Polen bestimmten besondere Absichten, sich in nichts einzulassen. Er trachtete nach dem Besitze des Herzogthums Glogau, und, wenn das Glück sich für ihn erklärte, auch nach mehr andern Schlesischen Besitzungen; denn sein vornehmster Wunsch war, die Polnische Krone bei seinem Hause zu erhalten, und dieses hoffte er um so zuverlässiger zu bewirken, wenn eine Verbindung Sachsens mit Polen durch Schlesien zu Stand gebracht würde o). Alle diese Umstände machten die Hannöverische Konvention

n) Genealog. hist. Nachrichten Tom. 8. S. 729. ff.
o) Friedrich *II.* a. a. O. S. 212. f.

noch zur Zeit unkräftig, begünstigten die Fortsetzung des Krieges, und fachten besonders in Theresiens Herze den Wunsch immer stärker an, den König in Preussen durch eine grosse Niederlage zu demüthigen.

Sie hatte bereits, wie eben gemeldet worden, den Befehl an ihre Armee gesandt, künftig angriffsweise zu Werk zu gehen. Zu diesem Ende hatte sie auch den Herzog von Arrenberg und den Fürsten von Lobkowitz zur Armee abgeschickt, daß sie gemeinschaftlich mit dem Prinzen von Lothringen gleichsam wie in einem Kriegsrathe die Plane zu den künftigen Kriegsoperationen entwerfen sollten. Nach vielen kleinen Gefechten, und nachdem die Oesterreicher dreimal vergeblich gesuchet hatten, Neustadt einzunehmen, kam es endlich am 30. September 1745. bei Sorr zu einem Haupttreffen. Die Preussen hatten so eben beschlossen, ihre bisherige Stellung zu ändern, und waren im Begriffe, ihren bereits angefangenen Marsch weiter fortzusetzen; als die Oesterreichische Armee sich ihnen näherte, und sich vor ihnen sogleich in Schlachtordnung stellte. Der Prinz von Lothringen hatte wahrscheinlich geglaubt, Friedrich, welcher weit schwächer an Mannschaft war, werde es nicht wagen, es mit ihm aufzunehmen; er werde sich sogleich furchtsam zurückziehen, und dieses werde ihm alsdann Gelegenheit geben, dessen Nachtrupp anzugreifen, und denselben zu schlagen. Allein Friedrich zitterte nicht; er stellte in der Geschwindigkeit der Fronte des Feindes eine parallellaufende Fronte entgegen, und griff muthig an. Nicht das Feuer von 28. Kanonen, welche die Oesterreicher in zwoen Batterien aufgepflanzt hatten, noch die Grenadkugeln, welche sie häufig unter die Reiter waren, waren im Stande, ihren Muth zu erschüttern. Die Kavalerie fiel mit

unge-

ungemeiner Herzhaftigkeit über die Oesterreichische Reiterei her; und ehe diese vom Leder ziehen konnte, stürzte sie einen Theil in einen Abgrund, den sie hinter sich hatte, den andern auf ihre eigene Infanterie hin. Ein Theil des Preussischen Fußvolkes gieng ungeachtet des heftigen Kartätschenfeuers auf die oben gedachten Batterien los, und eroberte sie; ein anderer feuerte auf eine feindliche Kolonne, welche von einer Anhöhe herabkam, Peletonweise, und brachte sie zum Weichen. Ein dritter Haufe vertrieb die Oesterreicher von einer Anhöhe, und besetzte sie. So erfocht eine Abtheilung nach der andern einen besondern Sieg, welchen endlich eine allgemeine Verwirrung und Flucht der Feinde vollkommen machte. Fünf Tage blieb die Preussische Armee am Schlachtfelde bei Sorr gelagert. Am 6. gieng sie nach Trautenau zurück, um von hier nach Schlesien sich zurückzuziehen. Die Schwäche der Preussischen Armee, die Ueberlegenheit des Feindes in leichten Truppen, die hohen Gebürge in Böhmen, die vielen Hohlwege, welche es von Schlesien trennen, und die Schwierigkeit, den Truppen in einer so unbequemen Gegend hinlänglichen Unterhalt zu verschaffen, erlaubten dem Könige nicht, länger in diesem Königreiche zu bleiben p). Am 16. Oktober brach die Armee auf, und am 20. betrat sie den Schlesischen Boden. Eine andere Abtheilung Preussischer Truppen hatte zu gleicher Zeit, da der König sich mit der Armee in Böhmen befunden hatte, sich den Oesterreichern in Oberschlesien entgegengesetzt, Kosel erobert, und verschiedene kleinere Unternehmungen mit gutem Erfolg ausgeführt.

Ungeachtet des Uebergewichts, welches diese wichtigen Vortheile dem König in Preussen verschafften,

p) Friedrich *II.* a. a. O. S. 237.

waren doch Oesterreich und Sachsen noch nicht im geringsten geneigt, sich in eine Theilnahme an der Hannöverischen Konvention einzulassen. Die Höfe zu Wien und Dresden hatten vielmehr einen neuen Plan entworfen, daß der Prinz von Lothringen mit seiner Armee durch Sachsen gehen, und, wenn er sich dort mit den Sächsischen Truppen vereiniget hätte, nach Berlin anrücken sollte. Die Kaiserin betrachtete Schlesien schon so gut, als wieder erobert; der König August war schon stolz auf den Besitz von Magdeburg, Halberstadt, Halle und des umliegenden Gebiets, die ihm dieser Plan zugedacht hatte. Aber Friedrich, welcher dieses Geheimniß bei Zeiten erfuhr, vereitelte durch seine klugen Anstalten die Ausführung. Der Fürst von Anhalt mußte sich sogleich bei Halle zusammenziehen; Winterfeld mußte mit einem besondern Korps auf Friedland nach den Gränzen von Böhmen und der Lausitz gehen, und sollte, wenn der Prinz von Lothringen in die Lausitz einrücken würde, ihm längst dem Qunis, der an Schlesiens Gränzen fliesset, zur Seite her ziehen; die Preussische Armee in Schlesien endlich erhielt den Befehl, ihn in seinen Kantonirungsquartieren in der Lausitz zu überfallen, und, wenn es möglich wäre, nach einem glücklichen Treffen nach Böhmen zurückzutreiben. Wirklich waren auch die Sachsen und Oesterreicher im November in die Lausitz eingerückt, und es kam bald zu einem ziemlich bedeutenden Gefechte. Bei dem Dorfe Katholisch-Hennersdorf wurden die Sachsen unvermuthet überfallen, und gänzlich geschlagen. Sie verloren 11,00. Mann, und an die 3. Regimenter geriethen nebst einem General, einem Obersten und 30. andern Officiers in Gefangenschaft. Ueberdieß erbeuteten die Preussen 6. Kanonen, 2. Paar Paucken, 2. Standarten und 3. Fahnen.

Der glückliche Ausgang dieses Unternehmens brachte den König in Preussen zu dem Entschlusse, von der Bestürzung der feindlichen Armee über die Wegnahme eines ihrer Quartiere Vortheil zu ziehen, und sie zu verfolgen, ehe sie sich wieder erholen könnte. Bei Zittau traf Winterfeld den Nachtrupp des Prinzen von Lothringen gerade zu der Zeit, da derselbe durch diese Stadt zog. Er griff ihn an, machte 350. Gefangene, und erbeutete beinahe alles Gepäcke. In kurzer Zeit giengen mehrere ähnliche Gefechte vor; die Oesterreicher büßten dabei eine beträchtliche Anzahl Mannschaft, ihre Magazine und vieles Gepäcke ein, und giengen geschwächt nach Böhmen zurück. Auch ganz Schlesien hatten die Preussen von ihnen gänzlich gereiniget; nun war nur noch jene Sächsische Armee zu besiegen übrig, welche sich bei Leipzig verschanzt hatte. Um sie anzugreifen, brach der Fürst von Anhalt am 30. November von Halle auf. Allein als er bei Leipzig ankam, fand er dort keinen Feind. Auf die Nachricht von den Unfällen des Prinzen von Lothringen in der Lausitz, und seinem Zurückzuge nach Böhmen hatten sich alle Sachsen muthlos nach Dresden geflüchtet, um wenigst diese Stadt zu decken. Bald darauf gieng auch der Prinz von Lothringen über die Elbe, und kam am 13. December zu Dresden an. Die Preussen waren den Oesterreichern und Sachsen nachgerückt mit dem festen Entschlusse, diesem beschwerlichen Kriege noch vor dem Frühlinge, und ehe die Russen den Sachsen zu Hülfe kommen könnten, durch ein entscheidendes Treffen ein Ende zu machen. Dieses erfolgte auch am 15. desselben Monats. Als nämlich der Fürst von Anhalt an diesem Tage frühe Morgens über Wilsdruf nach Dresden marschirte, und seine Husaren einen

Haufen Uhlanen, auf den sie gestossen waren, bis nach Kesselsdorf verfolgten, so fanden sie da das ganze Sächsische Heer in Schlachtordnung gestellet. Sie berichteten dieses dem Prinzen, und sogleich rückte derselbe mit starken Schritten gegen den Feind an. Das nothwendigste, was auf den glücklichen oder unglücklichen Ausgang dieser Schlacht den größten Einfluß haben mußte, war das Dorf Kesseldorf. Dieses ward mit dem Regiment Rutowski und allen Grenadiers der Armee besetzt. Eine Batterie von 24. Kanonen verwehrte den Zugang. Zweimal näherten sich die Preussen vergeblich, um das Dorf anzugreifen; das Kartätschenfeuer aus 24. Kanonen, und der Widerstand des Regiments Rutowski und der Grenadiers, trieb die Preussen zurück. Nachdem aber ihr zweiter Angriff mißlungen war, rückte das Regiment aus dem Dorfe, in der Absicht sie zu verfolgen. Die Batterie wurde unwirksam, weil sich das Regiment vor derselben hingestellet hatte. Sogleich warfen sich die Preussischen Dragoner auf selbiges hin, hieben alles nieder, was sich ihnen widersetzte, und machten die Uebrigen zu Gefangenen. Die Infanterie drang zugleich in das Dorf, und nahm die Batterie in Besitz. Alle Soldaten, welche das Dorf vertheidiget hatten, wurden gefangen genommen. Unverzüglich fiel der Fürst von Anhalt dem Feind in die linke Seite; die Reiterei seines rechten Flügels zerstreute die Sächsische Kavalerie auf einen einzigen Anlauf so sehr, daß sie sich nicht wieder sammeln konnte. Der linke Flügel der Preussen focht eben so tapfer, und siegte nicht nur über den Feind, sondern auch über die Beschwerlichkeiten des Bodens; denn er mußte sich auf schlüpfrigen, vom Schnee bedeckten Wegen auf steile Felsen, wo ein Theil der

Sachsen postirt war, mühesam hinaufarbeiten q). Als alles in Unordnung und auf der Flucht war, setzte die Reiterei des linken Flügels den Fliehenden nach. Die Sachsen hatten einen Verlust von 3000. Todten. Die Eroberung von 5. Fahnen, 3. Standarten, 1. Paar Pauken, 48. Kanonen, 215. gefangene Officiers und 6500. Gemeine, waren der Lohn für den Heldenmuth und die Geschicklichkeit der Preussischen Krieger. Ein noch weit wichtigerer Preis aber war ein Friede, der bald auf dieses Treffen erfolgte.

Friedrich hatte bisher von Zeit zu Zeit den Versuch erneuert, dem König in Polen einen Frieden auf den Fuß der Hannöverischen Konvention anzubieten. Der Englische Minister am Hofe zu Dresden Herr Villiers hatte dieses Geschäft mit redlicher Theilnahme betrieben. Allein noch vor Kurzem sprach das Sächsische Ministerium in einem sehr hohen Tone. Der König in Polen, heiß es in einem Memoire, welches man dem Herrn Villiers übergab, wolle zwar dem Hannöverischen Vertrage beitreten; dafür müßten aber die Preussen von der Stund an alle Feindseligkeiten einstellen; die Kontributionen, die sie bereits eingetrieben, wieder ersetzen, und allen Schaden, den sie bisher veranlasset, in baarem Gelde vergüten r). Diese Sprache ließ noch wenig Fruchtbares hoffen. Doch die Unfälle, welche die Armee des Königs in Polen in der Lausitz erlitt, und die Gefahr, in welcher sein eigenes Churfürstenthum schwebte, nöthigten ihn endlich, die Hände zum Frieden zu bieten. Eben an dem Tage des merkwürdigen Treffens bei Kesselsdorf erhielt der König in Preussen durch den

q) Friedrich *II.* Kap. *XIV.* S. 276. ff.
r) Ebendas. S. 265.

Herrn von Villiers diese Nachricht mit der Versicherung, daß auch die Kaiserin an dem Frieden Theil nehmen wolle, wenn in dem Hannöverischen Vertrage einiges zu ihrem Vortheile geändert würde. Um die Unterhandlungen abzukürzen, verfügte sich Friedrich selbst nach Dresden, welches er nach der gedachten Schlacht mit seinen Leuten besetzt hatte. Dort befanden sich auch bereits die Sächsischen Minister mit Vollmachten. Im Namen der Kaiserin kam der Graf Harrach dahin. Dieser Minister hatte anfänglich wenig Hoffnung eines erspreißlichen Erfolges seiner Geschäfte gehabt; er hatte die Jugend und das bisherige Kriegsglück des Königs gefürchtet, zwei Dinge, welche ihrer Natur nach aufbrausender sind, als man es zur ruhigen Ueberlegung und zur Annahme von Friedensvorschlägen seyn sollte s). Als er aber zu seinem Erstaunen sah, daß Friedrich mit weiser Mässigung nichts anders verlangte, als was ohnehin bereits sein Eigenthum war, so dankte er ihm selbst für die Uneigennützigkeit, wodurch er ihm das Geschäft der Unterhandlung erleichterte. Am 25. December 1745. kam also der Friede zwischen Preussen, Sachsen und Oesterreich, zu Dresden zu Stand. Der Churfürst von Sachsen versprach, den Feinden des Königs in Preussen den Durchmarsch durch sein Land unter keinem Vorwande je zu gestatten. Als König in Polen verbürgte er die Bezahlung einer Million Kriegssteuern, wozu das Churfürstenthum sich verpflichtet hatte. Auch entsagte er in eben demselben Artikel aller Entschädigung für aufgewandte Kriegskosten. In Ansehung des Fürstenberger-Zolles ward bewilliget, daß derselbe gegen einiges Land von gleichem Werthe sollte vertauschet werden. Dagegen ver-

s) Ebendaselbst S. 293.

sprach der König in Preussen von der Stunde an alle Kriegsschatzungen einzustellen, und seine Truppen unverzüglich aus Sachsen abmarschiren zu lassen. Was die Artikel des Friedens mit der Kaiserin als Königin von Ungarn betrift, so waren dieselben im Grunde nichts anders, als eine Erneuerung des Friedens zu Breslau t). Dem Verlangen Friedrichs gemäß leistete auch das deutsche Reich am 14. May 1751. die Gewähr über Schlesien. So endigte sich dieser Krieg, der mit so grosser Anstrengung der Kräfte geführt ward, auf eine solche Art, daß er nicht die geringste Veränderung der Dinge bewirkte, und ausser der Bestätigung älterer Besitzungen im Grunde keiner Parthei neue Vortheile verschaffte. Der einzige Nutzen, den das Erzhaus Oesterreich daraus zog, war dieser, daß nun der König in Preussen und der Churfürst von der Pfalz, welche bisher den Großherzog von Toskana nicht als Kaiser zu erkennen geschienen hatten, von ihrem Widerspruche vermöge eines besondern Artikels abstanden. Auch dieses war nicht das geringste, daß nun der Wiener-Hof neuerdings um einen mächtigen Feind weniger hatte. Frankreich war bereits eines Krieges müde, bei welchem es seine Rechnung so wenig gefunden hatte, und sehnte sich selbst nach dem Frieden. Eine Zeit lang ward der Krieg mit abwechselndem Glücke noch fortgesetzt. In den Niederlanden siegten die Franzosen; die Kaiserlichen in Italien und in Provence. Man trat endlich zu Aachen in Konferenz zusammen, und unterzeichnete am 30. April 1748. die Präliminarien. Sie waren von den Gesandten der Krone Frankreich auf der einen, und von den Gesandten Großbritanniens

t) Neueste Reichshandlungen und Staatsgeschichten unter Franz. *Sect. VIII.*

und der vereinigten Niederlande auf der andern Seite entworfen und genehmiget. Der Hauptfriede, welchem auch den Wiener-Hof beitrat, ward erst gegen das Ende des Oktobers in eben demselben Jahre geschlossen. Frankreich gab dem Erzhaus Oesterreich alle seine Eroberungen in Brabant und Flandern zurück; die Kaiserin trat hingegen die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla an Don Philipp, doch mit der Bedingniß, ab, daß, wenn Don Carlos den Spanischen Thron besteigen würde, Don Philipp alsdann sein Nachfolger im Königreiche Neapel seyn, und Parma, Piacenza und Guastalla wieder an das Erzhaus Oesterreich zurückfallen sollten. Engelland und Frankreich verbürgten sich gegenseitig ihre Besitzungen in Amerika, und beschlossen, Bevollmächtigte zu ernennen, welche ihre Gränzstreitigkeiten in Kanada berichtigen sollten. Vermöge eines eigenen Artikels übernahmen alle Mächte auch die Gewährleistung über Schlesien u). So sicherte also dieser Friede nach einem fürchterlichen Kriege, welcher der Königin von Ungarn beinahe alle ihre Staaten zu entreissen gedrohet hatte, ihr auser Schlesien und den gedachten Italiänischen Ländern alle übrigen doch wieder zu, und die von allen Seiten so heftig angefochtene pragmatische Sanktion behielt in der Hauptsache ihre Gültigkeit.

§. 12. Verhalten des deutschen Reiches in Ansehung dieses Krieges. Vikariatsvergleich. Rangstreitigkeiten auf dem Reichstage.

An dem ganzen, weitaussehenden Kriege, welcher der pragmatischen Sanktion wegen in verschiedenen Gegenden Europens, und eine Zeit lang auch in einem Theile Deutschlands geführet ward, nahm

u) Fabri Europäische Staatskanzley Th. 99. S. 266.

das deutsche Reich zu seinem Glücke keinen Theil. Karl VII. hatte sich zwar bemühet, dasselbe durch eine Association der Reichskreise nach dem Beispiele der vorhergehenden Kaiser auf seine Seite zu bringen. Allein er hatte nichts bewirken können, als eine Unterstützung an Geld zur Unterhaltung des Reichshofrathes unter dem Namen der Römermonate. Der Wiener-Hof hatte sich gleichfalls bestrebt, das Reich zu einer solchen Verbindung zu vermögen; denn es schwebte ihm noch lebhaft im Gedächtnisse, wie vortheilhaft ihm bisher die Associationen, welche die Kreise schon öfter zu seinem Besten geschlossen hatten, gewesen waren. Allein da Karl noch lebte, konnte Oesterreich diesen Zweck nicht erreichen. Das Uebergewicht, welches diesem die Unterstützung mächtiger Könige gegeben hatte, verschaffte ihm auch die Gunst kleinerer Fürsten. Als endlich Franz I. die Regierung antrat, brachte er diese Sache durch ein Kommissionsdekret vom 17. December 1745. auf dem Reichstage neuerdings in Bewegung. Sein Antrag war, man sollte die Reichstruppen zur Aufrechthaltung der allgemeinen Sicherheit bis auf die dreifache Anzahl vermehren. Der Churfürst von Hannover, welcher damals als König von Engelland ohnehin mit Oesterreich in Allianz stand, bezeigte sich sehr thätig, um diesen Wunsch in Erfüllung zu bringen; allein der König in Preussen gab sich gleich viel Mühe, dem Reiche die Neutralität zu empfehlen; und seiner Meinung schenkten die Reichsstände mehr Beifall, als dem Vorschlage des Wiener-Hofes. Der König in Frankreich, hieß es, erbiete sich ohnehin die Stände bei der Neutralität zu lassen, wenn die Stände ihn gleichfalls unangefochten liessen; das deutsche Reich sei dadurch vor jeder Gefahr eines feindlichen Einfalles hin-

länglich sicher gestellet, nnd eben darum sei die Zusammenziehung einer Reichsarmee unnöthig. Der König in Frankreich könnte dieses als eine Beleidigung aufnehmen, das Reich könnte mit ihm darüber in Krieg verwickelt, und die vordern Reichskreise dürften alsdann Preis gegeben werden v). Die Erfahrung zeigte zwar bald, und beinahe zu eben derselben Zeit, da man diese Grundsätze mit so vielem Eifer predigte, wie wenig Schonung und Sicherheit man bei aller dieser friedlichen Gesinnung zu erwarten habe. Ungeachtet der Neutralität fielen die Franzosen am 23. Jäner 1746. in den Reichsboden bei Hüningen ein, drangen in den Durlachischen Flecken Wyll, plünderten dort, und verübten mehr andere Feindseligkeiten. Als sich der Markgraf deswegen beklagte, antwortete der französische General de la Ravoye: Ihm sei nichts von diesem Vorfalle bekannt; die Thäter müßten vielleicht entweder Oesterreichische Husaren, oder französische Ueberläufer gewesen seyn w). Nun war es wohl kein Geheimniß, daß sie weder das eine, noch das andere, sondern wirklich Französische Mannschaft waren. Dessen ungeachtet beharrte das Reich unbeweglich auf dem, was es einmal erkläret hatte. Auch die Kreisstände faßten in ihren Versammlungen den Schluß ab, eine genaue Neutralität zu beobachten, und sich in einer solchen Verfassung zu halten, daß man im Falle der Nothwendigkeit Gewalt mit Gewalt abtreiben könne. Der Französische Minister de la Nue, der zu Frankfurt anwesend war, wußte ihnen geschickt diese Gesinnungen einzuflössen, oder sie darin zu bestärken. Er versicherte feierlich, daß auch der König

v) Genealog. hist. Nachrichten Th. 107. S. 994.
w) Ebendaselbst. Th. 95. S. 928.

über der Neutralität pünktlich halten werde. Als die kaiserlichen Ministers, welche die Association, und sogar Oesterreichs Aufnahme in dieselbe betrieben, diese Versicherungen verdächtig zu machen suchten, und die Stände an die neuesten Vorfälle bei Hüningen und Wyll erinnerten, machte der Französische Gesandte sogleich den Oesterreichern entgegen den Vorwurf, daß auch sie zuweilen durch neutrale Reichslande marschiret seyen x). Ueber diese langwierigen Unterhandlungen endigte sich der Krieg, und erst am 27. Julius 1748. kam die Association der vordern Reichskreise durch die Bemühungen des Grafen Cobenzl wirklich zu Stand y). Doch für das Gegenwärtige war diese Anstalt beinahe überflüssig, und konnte nur für die Zukunft nützlich werden; denn um eben diese Zeit ward der Friede zu Aachen geschlossen, und folglich der Krieg gänzlich geendiget.

Die Ruhe, welche jetzt in ganz Europa herrschte, verschaffte den deutschen Fürsten glücklicher Weise die schönste Musse, wohlthätige Anordnungen zur Aufnahme ihrer Staaten zu treffen. Im Einzelnen trat auch wirklich manche schöne Anstalt hervor. Der König in Preussen benützte diese Zeit des Friedens sehr weislich. Er beförderte Künste und Wissenschaften, errichtete Fabricken und Manufakturen, beförderte den Handel und verbesserte die Gesetzgebung. Oesterreich und mehr andere Staaten fühlten gleichfalls nach und nach den Einfluß nützlicher Einrichtungen. Aber auf dem Reichstage geschah in diesem Fache wenig. Kaum hatte der Krieg zwischen Oesterreich, Frankreich und den übrigen Mächten ein Ende genommen, als die Gesandten

x) Genealog. histor. Nachrichten. Th. 107. S. 997.
y) Ebendaselbst Th. 133. S. 18. ff.

auf dem Reichstage zu Regensburg über Rang und Ceremoniel einen Federkrieg anfiengen. Um allen Streitigkeiten über das Ceremoniel, welche bisher schon so oft den guten Fortgang wichtiger Staatsschäfte gehindert hatten, auszuweichen, hatte der neue Prinzipalkommissär auf dem Reichstage, Fürst von Taxis, den Entschluß gefaßt, eine Zeitlang auf dem Lande zu verweilen, und da die Gesandten ohne genaue Beobachtung des Ranges nach und nach zur Tafel zu laden. Am 4. Junius 1748. speiseten der kaiserliche Konkommissar, die Gesandten von Churmaynz, Churkölln, Churböhmen, Oesterreich und Würtemberg, mit ihren Gemahlinnen, wie auch der Stimmenführer der Bischöfe von Regensburg, Freisingen und Lüttich, bei ihm. Da der Böhmische Gesandte, Graf von Sternberg, welcher des Oesterreichischen Gesandten Gemahlin, die Frau von Buchenberg, zur Tafel hätte führen sollen, nicht gleich zugegen war, kam der Würtembergische Gesandte, Herr von Wallbrunn, dem Gesandten der gedachten Bischöfe, Herrn von Stingelheim, zuvor. Er begleitete die Dame, und nahm an der Tafel den Platz über ihn. Diese Kleinigkeit weckte plötzlich die Flamme eines ernstlichen Rangstreites zwischen dem geistlichen und weltlichen Fürstenstande. Gleich als wären die Gerechtsamen und die Ehre der geistlichen Fürsten durch diese unbedeutende Aenderung im Ceremoniel empfindlich gekränket, ließ der Herr von Stingelheim dem Herrn von Wallbrunn gleich am folgenden Tage eine Protestation überreichen, worin er die Gerechtsamen der geistlichen Fürsten wider diesen Vorgang feierlich verwahrte z). Weislich suchte der Fürst von Taxis diesen Zwist in seiner Geburt zu er-

z) Fabri europäische Staatskanzlei Th. 97. S. 94. f.

sticken. Am 16. Junius ließ er hierauf alle Gesandten der geistlichen Fürsten, und am 20. sieben weltlich fürstliche Gesandten zur Tafel laden. Diese Verwechselung, welche über alle bisherige Rangordnung hinausgieng, schien ihm eine Art von hinlänglicher Genugthuung für die geistlichen Fürsten. Aber eben diese Verfügung, wodurch der Prinzipalkommissar alles auszumitteln glaubte, erregte neue Schwierigkeiten. Da der Herr von Stingelheim, welcher dem Bambergischen Gesandten, als dem ersten aus der geistlichen Fürstenbank, am Range nachgieng, schon vor ihm, nämlich am 4. Junius zu Tafel war gezogen worden, so fand er sich jetzt durch diese Nachsetzung beleidiget, und erschien am 16. Junius nicht. Die Gesandten der weltlichen Fürsten, welche erst auf den 20. Junius nach den Gesandten der geistlichen geladen waren, glaubten nun gleichfalls, sie dürften einen Vorzug der geistlichen vor den weltlichen als eine die Ehre ihrer Principalen betreffende Sache nicht so gleichgültig ansehen. Sie befürchteten, die geistlichen möchten, wenn sie jetzt nach ihnen bei der Tafel erscheinen, dieses zum Nachtheile des weltlichen Fürstenranges so ansehen, als wollten sie den Vorzug der erstern, und den Besitz desselben anerkennen; sie verbaten sich also die Einladung. Nur der Fürstlich Hessen-Darmstädtische Gesandte, Herr von Schwarzenau, sah diese Streitigkeit für das an, was sie wirklich war, und fand sich bei der Tafel ein. Die Stelle der Uebrigen ersetzten auf vorhergegangene Einladung der Holländische, und die gräflichen Gesandten. Diese unnütze Streitigkeit erzeugte eine Reihe von zehn Staatsschriften, welche nach einander ins Publikum traten a). Selbst eine aus diesen Schriften,

a) Sie sind abgedruckt in der Staatskanzl. Th. 97. 98. u. 99.

welche der Herr von Schwarzenau verfertiget hatte, veranlaßte wieder eine neue Streitigkeit; denn der Verfasser hatte darin den gräflichen Gesandten nur den Titel der Abgeordneten gegeben. Der gräfliche Komitialgesandte Pistorius nahm dieses sehr übel auf, daß jener die reichsgräflichen Komitialminister durch dieses Wort von andern unterscheiden wolle. Uebrigens erkannten es einige dieser Herren selbst, daß solche Rangstreitigkeiten ins Lächerliche fielen; durch die bisherige Erfahrung belehret, befürchteten sie auch, dieselben möchten unangenehme Weiterungen nach sich ziehen; denn so leicht es ist, sagte ein weltlich fürstlicher Gesandter, etwas auf dem Reichstage ins Trübe zu bringen, so schwer sei es, solches wieder ins Helle zu seßen b). Dießmal hatte zwar dieser Zwist keine weitern Folgen; aber er wurde doch auch nicht förmlich beigelegt. Man ließ die Sache auf sich beruhen; und eben darum konnte er immer wieder von Neuem erwachen.

§. 13. Exekution im Hohenlohischen. Religionsänderung des Erbprinzen in Hessen-Cassel.

Eben um diese Zeit erwachten einige andere Irrungen über Gegenstände von grösserer Wichtigkeit, welche die ganze Aufmerksamkeit der Komitialgesandten und ihrer Herren auf sich zogen. Sie betrafen nichts geringers, als die Frage: Ob es auch künftig noch mit den bisher angenommenen Reichsgesetzen, und der allgemeinen Reichsverfassung sowohl in Religions- als Staatssachen, seinen unerschütterten Bestand haben werde? Einige neuere Begebenheiten, welche der Reichskonstitution wirklich entgegen waren, oder wenigst entgegen zu seyn

b) Staatskanzley Th. 97. S. 96.

schienen, veranlaßten die Reichsstände, sich solchen Neuerungen mit patriotischem Muthe zu widersetzen, oder wenigst den künftigen Wirkungen derselben standhaft entgegen zu arbeiten. Die Fürsten von Hohenlohe waren erst nach dem Westphälischen Frieden zur katholischen Kirche zurückgetreten, und hatten nun gegen den Zustand des in diesem Frieden festgesetzten Entscheidungsjahres solche Veränderungen vorgenommen, daß sich ihre evangelischen Unterthanen genöthiget gesehen hatten, beim Kaiser dagegen zu klagen. Am 30. September 1744. war bereits ein Reichshofrathserkenntniß ergangen, welches den Fürsten von Hohenlohe ernstlich auftrug, alle Bedrückungen und Beschwerden der evangelischen Unterthanen sogleich abzustellen. Allein die Fürsten leisteten keine Folge. Am 13. September des Jahres 1748. ergieng zwar vom kaiserlichen Reichshofrathe den Gesetzen gemäß ein neuer Spruch, worin die wirkliche Hülfsvollstreckung erkannt wurde. Dessen ungeachtet konnten die Unterthanen nicht zu ihren Gerechtsamen gelangen; aus Mangel an wirklicher Vollziehung der Hülfe blieben ihre Beschwerden unabgestellet. In dieser Bedrängniß wandten sie sich daher an das Korps der evangelischen Stände um Unterstützung. Diese nahmen sich ohne Widerrede ihrer an. Der Westphälische Friede berechtiget die Reichsstände in solchen Fällen zur Selbsthülfe. Die evangelischen Fürsten beschlossen daher am 29. April 1750. dem Fränkischen Kreisausschreibamte evangelischen Theiles den Auftrag zu geben, daß selbiges den evangelischen Unterthanen im Hohenlohischen durch militärische Macht zu ihrem Rechte verhelfe. Am 8. Junius desselben Jahres erliessen sie auch Requisitorialien an Churbrandenburg, Churbraunschweig, Sachsen-Gotha und

Hessen-Kassel, und ersuchten dieselben, die Vollziehung der Erkenntnisse des Reichshofrathes und des Schlusses der evangelischen Reichsstände auch durch ihre Macht zu unterstützen c). Die Maaßregeln, welche das Korps der evangelischen Stände genommen hatte, waren wirksam. Am 15. Oktober 1750. rückten ein Anspachischer Hauptmann und 2. Lieutenants mit 104. Grenadiers ins Hohenlohe-Bartensteinische kleine Amt Schnellendorf ein, und nahmen ihre Quartiere bei den Einwohnern. Nachdem sie sich von denselben 50. fl. und Futter für 6. Pferde hatten reichen lassen, brachen sie am folgenden Morgen wieder auf. Ein Theil rückte am 18. zu Waldenburg, der andere zu Syndringen ein. Da das Hohenlohische Haus auf solche Art Ernst sah, legte es sich endlich zum Ziele. Man legte demselbeu einige Punkte vor, die sich zunächst auf die schnelle Abstellung der Religionsbeschwerden bezogen; und nachdem die Fürsten dieselben eingegangen waren, zogen die Exekutionstruppen am 13. November wieder ab d). Auf solche Art war nun den Religionsbeschwerden im Hohenlohischen abgeholfen. Was bisher die Gesetze zu bewirken nicht vermocht hatten, ward durch Selbsthülfe durchgesetzt.

Aber am Hofe zu Wien nahm man es sehr übel auf, daß man einen andern Weg, als den sonst gewöhnlichen einschlug; daß die Protestanten eigenmächtig sich selbst Genugthuung verschafften, und in Vollziehung eines rechtlichen Ausspruches das kaiserliche Ansehen bei Seite setzten. Eine kaiserliche

c) Schauroths Sammlung aller *Conclusorum* des *Corp. evangel.* T. *I.* S. 808. f.

d) Neue genealogische historische Nachrichten Th. 14. S. 153. f.

che Entschliessung, welche deswegen am 30. Oktober eben desselben Jahres erschien, erklärte alles, als eine Unternehmung, welche den Reichsgesetzen, und dem kaiserlichen Ansehen entgegen sei, für ungültig. Doch die protestantischen Stände nahmen wenig Rücksicht auf diese Aeusserung. Denn die Erfahrung hat es von jeher gelehret, daß der Gemeingeist kaum jemals stärker wirket, als wenn es Religion, oder kirchliche Dinge gilt. Die Religion entflammet mächtig den Enthusiasmus ganzer Gemeinden; sie vereiniget Menschen, welche zuvor die hartnäckigsten Gegner oder bittersten Feinde waren, daß sie sich nun freundschaftlich zur gemeinsamen Vertheidigung derselben verbinden. Dieser Stimmung zu Folge beschloß das Korps der evangelischen Stände am 7. November, daß man von den bisherigen Maaßregeln nicht abgehen, sondern vielmehr in dieser Sache, wenn es nöthig seyn sollte, den unmittelbaren Beistand der protestantischen Fürsten suchen würde e). Es war dießmal der erste Fall, daß die evangelischen Fürsten zur Selbsthülfe schritten, und eben darum freilich sehr auffallend. Bisher hatten sie höchstens nur zu Repressalien ihre Zuflucht genommen, und Gewalt gegen Protestanten nur durch widervergeltende Gewalt gegen ihre katholischen Unterthanen abzutreiben gesucht. Auch war ein solcher Schritt allerdings wegen der künftigen Folgen bedenklich; denn der Gebrauch der Selbsthülfe konnte wohl auch mit der Zeit eine entgegengesetzte Selbsthülfe hervorbringen, und Deutschland in einen blutigen einheimischen Krieg stürzen. Allein das Korps der evangelischen Stände berief sich hier schlechterdings selbst auf eines der heiligsten Reichsgesetze, dessen Ausspruch mit

e) Ebendaselbst S. 155. f. und Schauroth a. a. O.

Verlust so vielen Blutes erfochten worden, auf den Westphälischen Frieden. Derselbe berechtiget alle mitschliessenden Theile des Friedens auf den Fall, wenn einer demselben entgegen laufenden Bedrückung in dreien Jahren auf dem Wege Rechtens, oder in Güte nicht abgeholfen wird, mit dem beschwerten Theile ihre Kräfte zu vereinigen, damit das Unrecht abgestellet werde.

Aber bei aller Standhaftigkeit, womit das Korps der protestantischen Reichsstände diese seine Sache durchsetzte, erregte die Aeusserung des Kaisers, welcher ihre Grundsätze und ihr Betragen in ziemlich empfindlichen Ausdrücken mißbilligte, unter ihnen doch eine nicht geringe Besorgniß, der bisherige gesetzmässige Zustand des protestantischen Religionswesens im Reiche möchte wohl nicht immer unangefochten und unerschüttert bleiben. Sie schienen zu befürchten, die Erhaltung desselben möchte nicht so sehr auf den Reichsgesetzen, als auf ihrer eigenen Macht beruhen; und in diesem Falle ließ sich leicht voraussehen, daß die Macht zugleich mit der Zahl der Mitglieder ihres Körpers abnehmen müsse. Dieses unangenehme Loos der Verminderung war ihnen seit dem Westphälischen Frieden schon mehrmalen zu Theil geworden, und eben jetzt ereignete sich schon wieder ein ähnlicher Fall, da der Erbprinz von Hessen-Cassel öffentlich zur katholischen Kirche trat. Schon im Jahre 1749. hatte er sich zu Paderborn, wo er einen Besuch bei dem Churfürsten Clemens August von Kölln abgelegt hatte, heimlich zur katholischen Religion bekannt. Aber erst im Herbste 1754. bekannte er diese Religionsveränderung öffentlich.

Wie viel Erstaunen und Bestürzung diese unerwartete Nachricht allenthalben in den Gemüthern

der Protestanten hervorgebracht habe, kann jeder Kenner des menschlichen Herzens aus der natürlichen Anhänglichkeit eines jeden Menschen an seine väterliche Religion, und ins besondere aus der bekannten grossen Liebe der Protestanten zur Gewissensfreiheit leicht beurtheilen. Auswärtige betrachteten diese Ereignis als einen neuen Stoß, den die Macht des evangelischen Korps durch den Abgang eines so ansehnlichen Fürsten von ihrer Parthei bekam. Die Inländer besorgten, diese Veränderung möchte auf ihren eigenen Religionszustand unangenehm wirken, und es möchte ihre bisher gesetzmässig genossene Gewissensfreiheit in Gefahr gerathen. Alles war betroffen, alles in banger Ewartung. Die Landstände, denen eine so wichtige Sache nicht gleichgültig seyn konnte, versammelten sich am 17. December 1754. um sich darüber zu berathschlagen, und zweckmässige Maaßregeln für die Zukunft festzusetzen f). Da trat der Landgraf Wilhelm VIII. Vater des nunmehro katholischen Prinzen auf, und befreiete die Stände und Unterthanen von ihrer Besorgniß. Er erklärte feierlich, daß die Religionsveränderung seines Prinzen dem Lande in Ansehung der bisherigen Religionsfreiheit zu keinem Nachtheile gereichen sollte. Der Erbprinz selbst stellte Reversalien aus, mit der Versicherung, daß der bisherige Zustand der Religion im Lande stets ungeändert bleiben, neben der reformirten Religion nicht zugleich die Katholische eingeführt, noch bei den Aemtern Katholiken mit Zurücksetzung der Protestanten angestellet werden sollen g). Zugleich machte der Landgraf die Verordnung, daß der älteste aus jenen Prinzen, welche der Erbprinz mit der Englischen

f) Neue genealogisch hist. Nachrichten Th. 64. S. 375.
g) Ebendaselbst Th. 62. S. 101. ff.

Prinzessin Maria erzeugt hatte, nach seinem Tode gleich die Grafschaft Hanau, als deren ersten Erwerber er sich betrachtete, in Besitz nehmen sollte. Die von den Unterthanen befürchtete Gefahr des Umsturzes ihrer väterlichen Religion entfernte er auch dadurch, daß er seine Enkel in derselben erziehen ließ. Dadurch waren nun nicht nur die Hessischen Unterthanen, sondern auch die Protestanten im ganzen übrigen Deutschlande beruhiget. Um alles noch mehr zu befestigen, schickte der Erbprinz die Reversalien nach Regensburg. Vermöge eines Schlusses vom 18. December 1754. übernahm das Korps der evangelischen Reichsstände die Garantie dessen, was der Erbprinz wegen Aufrechthaltung der reformirten Religion in Hessen versprochen hatte; und auch die Könige von Großbritannien, Dännemark und Preussen, leisteten besonders die Gewähr darüber h).

Ungeachtet dieser feierlichen Versicherung konnten die Protestanten doch nie mit ganz hinlänglicher Gewißheit zum Voraus sich überzeugen, was in der Zukunft geschehen dürfte. Dieser Fall erinnerte wenigst daran, daß künftig mehr ähnliche möglich seien; und da eben jetzt auch die evangelischen Glaubensgenossen in Steyermark, Kärnthen und Oberösterreich die Wirkungen einer ihnen nicht günstigen Denkungsart der Kaiserin empfanden, so wurde dadurch natürlich der unangenehme Eindruck, den jene Begebenheit auf sie machte, verdoppelt. In den gedachten Landen der Kaiserin befanden sich seit langer Zeit sehr viele evangelische Unterthanen. Theresia entschloß sich, ihre deutschen Staaten von denselben zu reinigen. Sie ließ Versuche machen, sie durch Missionen zu bekehren; ließ Untersuchungen

h) Ebendas. Th. 64. S. 379.

vornehmen; evangelische Bücher, wo man sie fand, wegnehmen; ließ ihnen die Ausübung ihres Gottesdienstes verbieten, und suchte überhaupt im Jahre 1752. die lutherische Religion durch verschiedene Mittel in diesen ihren Ländern zu unterdrücken. Als sie sah, daß sie durch alle diese Versuche ihren Zweck nicht erreichen konnte, gab sie die Verordnung heraus, daß alle Evangelische, die in diesen Oertern lebten, nach Ungarn und Siebenbürgen übersetzt werden sollten. Allerdings ist ein Landesherr nach dem Westphälischen Frieden berechtiget, seine nicht katholischen Unterthanen zur Auswanderung zu zwingen. Allein den Unterthanen steht es in diesem Falle frei, in welches protestantische Land sie sich begeben wollen. Die evangelischen Unterthanen der Kaiserin zwingen zu wollen, daß sie nirgends als in Ungarn und Siebenbürgen ihren künftigen Sitz aufschlagen sollten, schien hart, schien den protestantischen Reichsständen dem Westphälischen Frieden nicht ganz gemäß zu seyn. Das ganze Korpus ließ daher am 6. November 1754. ein Schreiben an die Kaiserin Königin ergehen, und legte eine Fürsprache für seine Glaubensgenossen ein. Aber nun zeigte es sich bald, wie verschieden das Cabinet zu Wien und die protestantischen Höfe über den Westphälischen Frieden dachten. Theresia nahm diese Fürbitte, als gleichsam einen Eingriff in ihre landesherrlichen Rechte, ungemein übel auf. Unterm 23. April 1755. ward von Wien ein Reskript an den Oesterreichischen Komitialgesandten erlassen, nach welchem er den evangelischen Reichsständen das Befremden der Kaiserin Königin über den kühnen Schritt, den sie gethan hatten, zu erkennen geben mußte i). Zu ihrer Bestürzung erkannten die

i) Mosers Staatsarchiv 1755. Tom. 2. S. 3.

Protestanten daraus, wie wenig Rücksicht man damals zu Wien auf den Westphälischen Frieden nahm.

§. 14. Neues Bisthum zu Fulda. Einführung neuer Stimmen im fürstlichen Kollegium.

Was bisher die Protestanten zur Abstellung der Beschwerden im Hohenlohischen, zur Erhaltung ihrer Religion im Hessischen, und jetzt zur Unterstützung ihrer Glaubensgenossen im Oesterreichischen unternommen hatten, war einzig und allein in der Absicht geschehen, keinen Umsturz der Reichsgesetze zuzugeben, keine Neuerung gegen die Verfassung des Reiches einschleichen zu lassen. Auch die katholischen Fürsten zeigten um diese Zeit ein edles Bestreben, auf eben diesen Zweck zu ihrem Besten hinauszuarbeiten. Zwo neue Begebenheiten gaben ihnen Gelegenheit, ihren patriotischen Eifer an den Tag zu legen: Die Erhebung der Abtey Fulda zu einem Bisthume, und die Einführung neuer Stimmen im Fürstenrathe. Fulda war eine sehr alte, ansehnliche Abtei. Ihre Einkünfte waren beträchtlich, ihr Gebiet ziemlich weitläuftig. Viele Kirchen gehörten zu dieser Abtey; sie hatte das Patronatsrecht über viele Pfarreien und geistliche Pfründen. Ihr Abt war unter den deutschen Aebten einer der ersten; nichts fehlte noch zu ihrer Grösse, als der Rang und die Gewalt eines Bischofes. Schon lange hatten die Aebte nach dieser Würde gestrebt. Der Pabst Benedikt XIV. gab endlich dem dringenden Gesuche nach, ernannte am 4. December 1752. den Abt Amandus, gebornen Freiherrn von Busek, zum Bischofe, und verwandelte seine Abtei in ein Bisthum. Doch hob er die Verbindlichkeit des Abts und seiner Untergebenen, nach der Regel zu leben, nicht auf; sie mußten ihren Ordensstand beibehalten. Lange

Zeit hatten sich die Bischöfe zu Würzburg dieser Erhebung mit allem Ernste widersetzet. Mit Recht betrachteten sie dieselbe als eine Verminderung ihres eigenen Ansehens und ihrer Macht; denn Fulda hatte bisher in dem Kirchspiele Würzburgs gestanden. Allein schmeichelhafte Befriedigung unsers eigenen Ehrgeitzes hat schon oft die Stimme unserer Unzufriedenheit mit der Erhebung eines Nebenbuhlers erstickt. Der Pabst beehrte den Bischof von Würzburg mit dem Pallium, und brachte ihn dadurch zum Schweigen. Das Pallium ist bekanntlich das Zeichen der erzbischöflichen Würde. Wer es besitzt, ist entweder selbst Erzbischof, oder hat wenigst erzbischöflichen Rang. In diesem Falle ist er von der Gerichtsbarkeit desjenigen Erzbischofes, dem er sonst der Regel nach unterworfen wäre, befreiet und nur dem Pabst allein verantwortlich. Diese Auszeichnung schmeichelte dem Bischofe als ein Vorzug, womit er sein Hochstift für jetzt und für alle Zukunft verherrlichte, und er willigte ein, daß die Abtei Fulda zu einem Bisthum erhoben wurde. Fünf Kirchspiele, worüber Würzburg und Fulda schon lange Zeit sich gestritten hatten, wurden dem neuen Bisthume nun einverleibt; auch dieses ließ der Bischof von Würzburg ruhig geschehen k).

Aber mit ganz andern Augen sah man diesen Vorfall zu Maynz, und auf dem Reichstage zu Regensburg an. Die Diöcesanrechte der geistlichen Fürsten, und die Grenzen ihrer Gerichtsbarkeit waren nun einmal in Deutschland bestimmet; ihr Rang seit vielen Jahrhunderten festgesetzt. Die ganze geistliche Hierarchie gehörte gerade in demjenigen Zustande, worin sie sich in Deutschland befand, zugleich

k) Neue genealogisch historische Nachrichten. Th. 40. S. 299.

mit zu der gesetzmässigen Verfassung des deutschen Reiches. Etwas wesentlich darin ändern, hieß nach der Meinung des Churfürsten und Erzbischofes zu Maynz so viel, als die Reichskonstitution erschüttern. Als Erzbischof fand er dadurch seine Gerechtsamen geschmälert; er verlor dadurch seine erzbischöfliche Gerichtsbarkeit über den Bischof zu Würzburg. Als Erzkanzler des Reiches betrachtete er dieses als einen Eingriff in die Freiheit der deutschen Kirche. Vermöge seines Amtes, glaubte er, läge es ihm ob, zu wachen, daß in dem hergebrachten Diöcesanrechte, und in dem festgesetzten Range der geistlichen Fürsten keine Aenderung vorgehe, welche mit der Zeit dem einen oder dem andern zum Nachtheile gereichen könnte. Viele geistliche Reichsstände äusserten in Ansehung dieser Sache eben dieselbe Gesinnung. Es kam darüber auf dem Reichstage zu einer lebhaften Bewegung l). Allein bald machte man auch in diesem Falle wieder die traurige Erfahrung, daß die feierlichsten Widersprüche und Protestationen sehr oft nur leere Formalitäten sind. Ungeachtet aller Einwendungen blieb es bei dem, was einmal zu Rom beschlossen war. Der Bischof von Würzburg nahm am 6. Jäner 1753. von seinen Vorzügen, der neue Bischof zu Fulda am 6. Februar desselben Jahres von seinem Bisthume Besitz m). Maynz und Fulda trafen hierauf am 18. Februar 1757. einen Vergleich, worin der Bischof von Fulda versprach, stets ein Suffragan des Erzbischofes zu bleiben, der Erzbischof aber, ihn stets als einen Bischof zu erkennen n).

Aus eben demselben Grunde, aus welchem der

l) Ebendaselbst S. 300.
m) Ebendaselbst S. 308.
n) Staatskanzley Th. 113. S. 130. ff.

Churfürst zu Maynz, und einige andere geistliche Fürsten ihre Klagen gegen die beschriebenen Neuerungen erhoben, widersetzten sich um diese Zeit auch die weltlichen Fürsten der Einführung neuer Stimmen in ihrem Kollegium auf dem Reichstage. Sie sahen dieses für eine Neuerung an, welche das bisherige Gleichgewicht sowohl unter ihnen selbst, als auch zwischen dem Kaiser und Reiche störte; sie glaubten, ihr wesentlicher Antheil an der Regierung des Reiches werde dadurch allmählig verloren gehen, ihre Stimmfreiheit dadurch geschwächet, die Grundverfassung des deutschen Reiches dadurch erschüttert werden. Sie waren aber, wie folgende Nachricht zeigen wird, in ihrem Bestreben nicht viel glücklicher, als es kurz vorher die geistlichen Churfürsten gewesen waren.

Seit dem Jahre 1723. da der Fürst von Lichtenstein Sitz und Stimme im Fürstenrathe zu Regensburg erhielt, war bis jetzt keine neue Einführung irgend eines Fürsten in das fürstliche Kollegium mit Sitz und Stimme erfolgt. Im Jahre 1753. traten endlich mehrere zugleich mit dem Gesuch auf, in den Fürstenrath als Theilnehmer an allen fürstlichen Vorrechten zugelassen zu werden. Die Fürsten von Schwarzburg thaten dieses durch ein Schreiben, welches Churmaynz am 9. Junius desselben Jahres bei der Reichsversammlung bekannt machte. Der Fürst von Thurn und Taxis empfahl sich in dieser Rücksicht den Reichsständen in besondern Cirkularschreiben, die er an sie erließ. Ziemlich günstige Antworten, die er von einigen Reichsfürsten erhielt, besonders aber ein kaiserliches Kommissionsdekret, welches Churmaynz am 17. December bei der Reichsversammlung diktirte, und das ihn dem Reiche sehr vortheilhaft empfahl, machte ihm

sehr grosse Hoffnung, daß er seinen Zweck bald erreichen werde. Der Fürst von Waldeck stellte sich gleichfalls als Bewerber um diesen Vorzug auf. Auch dieser hatte ein empfehlendes Kommissionsdekret vom Kaiser für sich bewirket, welches der Churfürst von Maynz an eben demselben Tage zu Regensburg diktirte. Der Fürst von Löwenstein-Wertheim reichte sein Ansuchen um Zulassung zu Sitz und Stimme in einem Schreiben unterm 20. Oktober ein. Churmaynz diktirte selbiges am 14. December. Der Fürst von Nassau-Usingen trat um diese Zeit gleichfalls mit einem Gesuche ähnlichen Inhalts auf. Endlich übergaben auch die Landgrafen von Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt beim Reichstage ein Gesammtschreiben vom 20. und 24. November, welches durch Churmaynz am 29. December diktirt wurde. Sie verlangten keine neue Stimme im Fürstenrathe; sondern nur die Wiedereinführung zwoer älterer, seit einiger Zeit erloschener Stimmen. Hessen hatte nämlich einst vier Stimmen gehabt, so wie es auch vier regierende Herren hatte. Die eine Stimme führte Hessen-Cassel, die andere Darmstadt, die dritte Marpurg, die vierte Rheinfels. Seit dem Absterben der Marpurgischen und Rheinfelsischen Linien und den Marpurgischen Successionsstreitigkeiten unterblieb die Führung der beiden Stimmen von Marpurg und Rheinfels. Während dieser Zeit hatten die Landgrafen von Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt schon mehrmahlen das Ansuchen um die Wiederherstellung derselben gestellet; allein bis zu dieser Stunde war ihr Wunsch unbefriedigt geblieben. Mit desto mehr Recht, glaubten sie, auf die Ergänzung ihrer Stimmen gegenwärtig dringen zu können, da sich jetzt sogar einige Fürsten um die In-

troduktion meldeten, die, nach ihrem Ausdrucke, nicht die geringste Eigenschaft hatten, welche die kaiserliche Wahlkapitulation vorschreibt o). Diese und mehr andere Gründe entwickelten sie in einer besondern Schrift, welche sie ihrem Gesammtschreiben beilegten.

Das Ansuchen so vieler jüngerer Fürsten um neue Stimmen zu gleicher Zeit erregte eine grosse Bedenklichkeit unter den Reichsständen, besonders unter den altfürstlichen Häusern. Den Anfang mit den Schwierigkeiten, die man gegen die Erfüllung dieses Verlangens erhob, machte das Reichsgräfliche Kollegium. Die Grafen weigerten sich, den neuen Fürsten, wenn man ihnen Sitz und Stimme einräumen wollte, den Vorsitz zu gestatten. Sie beriefen sich auf alte Gerechtsamen, die ihnen das Recht zusicherten, sich neuen Fürsten nicht nachsetzen zu lassen p). Mit noch heftigern Widersprüchen gegen diese Neuerung traten die altfürstlichen Häuser auf. Unter diesen gaben sich besonders die Herzoge von Sachsen, der Markgraf von Bayreuth, die Herzoge von Wolfenbüttel und Würtemberg, das Haus Anhalt, der Prinz von Oranien als Fürst von Nassau-Dillenburg und Hadamar, die Markgrafen von Baaden-Baden und Baaden-Durlach, und die Landgrafen von Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt viele Mühe, den Wunsch der neuen Fürsten zu vereiteln. Diese Häuser glaubten, es gelte den Verlust oder wenigst die Schwächung ihres Ansehens im Reiche und ihrer politischen Freiheit. In Ansehung des Fürsten von Thurn und Taxis gesellten sich zu diesen Ursachen ihrer Widersetzlichkeit noch andere häusliche Gründe. Der Kaiser hatte

o) Neue genealog. hist. Nachr. Th. 51. S. 203.
p) Ebendaselbst S. 210.

in einem neuen Kommissionsdekrete vom 6. März 1754 desselben und zugleich der Fürsten von Schwarzburg Gesuch bestens empfohlen. Unter den Gründen, warum man dem Fürsten von Thurn und Taxis die Ausübung des Stimmrechts auf dem Reichstage gönnen sollte, hatte er auch diesen angeführt, daß derselbe mit dem Postmeisteramte, als einem unmittelbaren, fürstenmässigen Reichsgute, belehnet sei. Diese Erklärung fiel vielen Reichsständen auf. Dem Postwesen des Fürsten von Thurn und Taxis die Eigenschaft eines unmittelbaren Reichsgutes beilegen, hieß, ihrer Meinung nach, jeden andern Reichsstand von dem Rechte, das Postamt in seinem Lande selbst auszuüben, ausschliessen. Freilich bemühte sich der Fürst, dieses Vorurtheil zu widerlegen. Er erklärte aufrichtig, er verlange nicht mehr, als was ihm vom Kaiser und Reiche zugestanden worden, und was er bereits rechtmässig besitze q). Allein es hält allemal schwer, üble Eindrücke durch Gegenvorstellungen auszulöschen. Ungeachtet der feierlichen Versicherungen des Fürsten legten doch sehr viele ihr Mißtrauen nicht ab. Kurz, die Einführung aller derjenigen, welche sie wünschten, litt ungemein viele Schwierigkeiten. Unter allen alten Fürsten, die sich derselben widersetzten, hatten die Landgrafen von Hessen ein besonders Interesse, ihnen mit allem Eifer hierin beizustimmen. Die Eifersucht mischte sich hier mit ins Spiel. Sie suchten andern einen Vorzug zu entziehen, um denselben desto leichter sich selbst verschaffen zu können; die Ertheilung neuer Gerechtsamen an andern zu hindern, und dagegen ihre alte Gerechtsamen gelten zu machen. Es war in ihren Augen eine Art von kränkender Demüthigung, sich jetzt

q) Ebendaselbst S. 209.

mit so vielen jungen Fürsten als Mitwerber um Stimmen in eine und dieselbe Klasse gesetzt zu sehen. die Sprache in den Schriften, die sie auf dem Reichstag übergaben, war daher ungemein freimüthig. Es sei noch nicht ausgemacht, sagten sie in einer derselben, ob man nicht, ehe man von der Aufnahme neuer Mitglieder im fürstlichen Kollegium sprechen kann, erst untersuchen müsse, in wie weit die neuen Fürsten nach der Wahlkapitulation zur Stimmenführung auf dem Reichstage geeignet seien? Ob die Vermehrung der Stimmen dem Interesse des Kaisers, der Erhaltung der Reichsverfassung, und dem fürstlichen Kollegium ersprießlich sei? Ob man nicht nach dem Sinne der Protokolle des Reichsfürstlichen Kollegiums vom 28. November 1707. und 5. November 1710. in Beförderung der Mitwerber genaue Ordnung nach den Gerechtsamen und Verdiensten derselben beobachten, und diejenigen, welche deren weniger aufzuweisen haben, indessen zur Geduld verweisen soll?

Diese Gesinnungen fanden bei den Gesandten der altfürstlichen Häuser auf dem Reichstage so vielen Beifall, und man bestrebte sich so ernstlich, die gedachten neuen Stimmen im Fürstenrathe nicht aufkommen zu lassen, daß endlich die Gesandten eine Vorstellung unterm 16. Februar an den Kaiser deswegen gelangen liessen, und darin im Namen ihrer Herren mit deutscher Freinüthigkeit erklärten, man lebe der festen Zuversicht, der Kaiser werde das fürstlichen Kollegium in seiner Verfassuug ungeändert lassen, und alle neuen Kompetenten, welche zu dem gesuchten Vorzuge keine hinlänglichen Eigenschaften besitzen, vor der Hand anweisen, daß sie von ihrer Forderung abstehen r). Mit diesem

r) Ebendaselbst S. 212.

freimüthigen Schreiben schickten die Gesandten den Anhaltischen Legationssekretär Cläpius nach Wien ab. Allein wie groß war das Erstaunen der Gesandten zu Regensburg, als sie erfuhren, auf welche Art der Legationssekretär mit seinem Vorstellungsschreiben beim Reichsvicekanzler zu Wien aufgenommen worden! Man fand sich hier empfindlich beleidiget, daß es Gesandte wagten, sich unmittelbar an den Kaiser zu wenden. Der kaiserliche Prinzipalkommissarius zu Regensburg, sagte der Reichsvicekanzler, habe hinlängliche Vollmacht. Warum man sich denn nicht an diesen gewandt habe? Der Kaiser stehe nur mit Churfürsten und Fürsten in Korrespondenz, nicht mit Gesandtschaften. Mit diesen Worten, denen ein gewisser Ernst in Ton und Miene einen besondern Nachdruck ertheilte, gab er dem Sekretär das Schreiben zurück. Dieser weigerte sich, es wieder anzunehmen; allein jener drang es ihm unter wiederholten Drohungen auf. Ernstlich versicherte er ihn, es würde ihm nicht gut gehen, wenn er ferners darauf beständе, das Schreiben an die gehörige Stelle zu bringen, oder wenn er es in seinem Zimmer zurücklassen würde. Da der Legationssekretär sah, daß alle seine Bemühung vergeblich sei, entfernte er sich; behielt sich aber für seine Herren, um ihrer Ehre und ihren Gerechtsamen nichts zu vergeben, alles Nöthige vor s).

Dieser Vorfall scheinet den Muth einiger Reichsfürsten und den Geist der Widersetzlichkeit unter ihnen ein wenig geschwächet zu haben. Denn als man am Reichstage die Einführung neuer Fürstenstimmen am 6. May 1754. in Berathschlagung nahm,

s) Neue genealogisch historische Nachrichten, a. a. O. S. 216—220.

fielen die meisten Stimmen der drei Reichskollegien dafür aus, daß man den Fürsten von Thurn und Taxis, und von Schwarzburg, ihr Sitz- und Stimmrecht auf dem Reichstage einräumen sollte. Am 10. May ward deswegen ein Reichsgutachten erlassen, und am 17. erfolgte die kaiserliche Genehmigung. Sowohl im churfürstlichen Kollegium, als auch sogar im Fürstenrathe, fiel die Mehrheit der Stimmen für Schwarzburg und Thurn- und Taxis aus. Nur auf der weltlichen Fürstenbank, auf welcher diese Fürsten ihren Sitz erhalten sollten, waren die meisten Stimmen in Ansehung der Taxischen Einführung entgegen. Denn Schwarzburg erreichte seinen Zweck nun ohne Schwierigkeit. Die kaiserliche Wahlkapitulation schreibet vor, daß wenn von der Aufnahme neuer reichsständischer Stimmen die Rede ist, neben dem churfürstlichen auch dasjenige Kollegium, und diejenige Bank, worin sie aufgenommen werden sollten, in die Anfnahme ordentlich gewilliget haben müssen. Auf diese Stelle beriefen sich die meisten Fürsten auf der weltlichen Bank. Auf derselben war die Mehrheit der Stimmen gegen den Fürsten von Thurn und Taxis ausgefallen; aus diesem Grunde widersetzten sie sich also mit Verwerfung der Mehrheit der Stimmen im Allgemeinen der Taxischen Introduktion. Diesem Entschlusse der altfürstlichen Häuser trat auch der Preussische Gesandte bei. Derselbe hatte zwar anfänglich im Namen des Churfürsten von Brandenburg in die Aufnahme des gedachten Fürsten gewilliget. In so fern als er aber auch zugleich die fürstlichen Stimmen des Churfürsten wegen Magdeburgs und anderer Oerter führte, hielt er es in der erwähnten Rücksicht mit den altfürstlichen Häusern. Er widersetzte sich dem Verlangen des Kais-

sers mit sehr vieler Thätigkeit; und diese seine Beharrlichkeit war kein geringer Stoff zu einer Mißhelligkeit, welche zwischen dem König in Preussen und dem Erzhaus Oesterreich ausbrach. Der Oesterreichische Direktorialgesandte ließ sich zwar aller Einwendungen ungeachtet nicht hindern, die Taxische Stimme, zu deren Führung er selbst die Vollmacht erhalten hatte, am 30. May 1754. einzuführen. Allein er konnte dieses nur unter fortdauernden Widersprüchen bewerkstelligen. Der Fürst von Thurn und Taxis war zwar nun einmal im Besitze seines Stimmrechtes, und ermangelte nicht, es jederzeit auszuüben; allein die altfürstlichen Häuser standen doch von ihrem Widerspruche nie wieder ab. So oft, als in der Folge die Taxische Stimme im fürstlichen Kollegium aufgerufen wurde, entfernten sich die Gesandten der widersprechenden Fürsten, und liessen auch in ihren Protokollen diese Stimme nie mitschreiben. Diese Gesinnung derselben wirkte auch in der Zukunft so stark fort, daß von dieser Zeit an keine einzige Einführung einer neuen fürstlichen Stimme auf dem Reichstage mehr zu Stand gebracht werden konnte.

§. 15. Ursachen und Anfang des siebenjährigen Krieges.

Als sich der König in Preussen der Taxischen Introduktion so heftig widersetzte, war alles zu dem neuen Bruche zwischen ihm und dem Kaiserhofe schon wieder reif. Eigentlich war der Krieg zwischen diesen beiden Mächten durch den Frieden zu Dresden nur unterbrochen worden; die Ursachen zur Fortsetzung desselben, Eifersucht, Neid, Zwietracht, dauerten noch fort. Die Chikane, vermöge welcher der König in Preussen, als mithandelnde

Haupt-

Hauptperson ehemals die Böhmische Stimme bei der Kaiserwahl ausgeschlossen, und den Großherzog von dem Kaiserlichen Throne verdrängen geholfen; noch mehr aber sein bewunderungswürdiges Kriegsglück, womit er dem Erzhaus Oesterreich die so schöne Provinz Schlesien entrissen hatte, nährte in dem Busen der Kaiserin Königin einen beinahe unvertilgbaren Schmerz, der nur durch die Wiedereroberung Schlesiens, und durch die Demüthigung des Königs in Preussen gestillet werden konnte. Dieser Gegenstand war auch seit dieser Zeit der vornehmste und beinahe einzige Zielpunkt, nach welchem der Wiener-Hof alle seine Maaßregeln richtete. Doch ehe in dieser Sache etwas zur Reife gedieh, war im System der Europäischen Mächte eine grosse Veränderung vorgegangen. Die Franzosen hatten mit den Engelländern über die Grenzen von Kanada alte Streitigkeiten gehabt. Im Frieden zu Utrecht waren sie nicht hinlänglich bestimmet worden, weil der Friede zu sehr übereilet wurde. Die Engelländer legten die Friedensartikel von den Grenzen ihrer Besitzungen zu ihrem eigenen Vortheil aus; die Franzosen thaten das nämliche. Darüber entstanden verschiedene Zänkereien. Die Mißhelligkeit erhielt sich bis zum Frieden zu Achen. Auch in diesem ward sie nichts weniger als gehoben. Die Französischen Gesandten hatten Befehl, den Frieden zu beschleunigen. So geschwind, als es hier nöthig gewesen wäre, konnten sie in einer so verwickelten Sache, als diese Grenzenberichtigung war, nun nicht zum Zwecke kommen; sie standen daher von der Bestimmung dieses Gegenstandes in den Friedenshandlungen ganz und gar ab, und vergleichen sich mit den Engelländern, daß dieselbe durch Kommissärs geschehen sollte, welche beide Nationen des-

wegen ernennen sollten. Die Kommissärs traten ihr Geschäft an, aber mit unglücklichem Erfolge. Verwirrung und gegenseitiger Groll nahmen darüber zu. Beide Partheien beschuldigten sich der Unredlichkeit, und es kam zwischen den Engelländern und Franzosen in Amerika zu feindseligen Thätlichkeiten, ohne daß ein Krieg zwischen beiden förmlich erkläret war. Doch waren alle Aussichten in dieser Lage der Dinge natürlich sehr kriegerisch; man konnte leicht voraussehen, daß ein offenbarer Bruch nächstens erfolgen werde t).

Jede Parthei suchte nun, alte Bündnisse zu befestigen, oder sich durch neue Alliirte zu verstärken; jede hoffte, durch dieses Mittel den Krieg mit desto mehr Nachdruck und Uebergewicht über ihren Gegner führen zu können. Der König von Engelland bewarb sich um die Gewogenheit des Königs in Preussen. Eben dasselbe that der Französische Hof. Das alte Bündniß desselben mit diesem Könige war ohnehin noch nicht erloschen; nur war Preussen durch dasselbe nicht verpflichtet, den Franzosen wegen ihrer Besitzungen in beiden Indien beizustehen. Frankreichs Plan war, den Krieg in das Churfürstenthum Hannover zu spielen, und den König von Großbritannien dadurch zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Die Streitigkeit über die Grenzen von Kanada sollte in Deutschland entschieden werden. Dieses erfuhr der König in Engelland, und drang nun mit verdoppeltem Eifer darauf, eine Allianz mit dem König aus Preussen zu Stand zu bringen. Diese schien ihm das sicherste Mittel, ein fürchterliches Ungewitter von seinem Churfürstenthum abzuwenden. Man rechnete damals auf Rußlands Beitritt

t) Friederich *II.* Geschichte des siebenjährigen Krieges Th. *I.* S. 56. ff.

zu diesem Bündnisse. Zugleich hoffte der König in Preussen, diese Kette neuer politischer Verhältnisse würde den Wiener-Hof hindern, etwas gegen ihn zur Wiedereroberung Schlesiens zu unternehmen. Diese Spekulation hatte ein entscheidendes Gewicht auf ihn; er trat in Unterhandlungen mit Engelland und beide kamen dann vermöge eines am 6. Jäner 1756. unterzeichneten Traktats überein, daß sie sich den Besitz ihrer Staaten gegenseitig verbürgten, und nicht zugeben wollten, daß fremde Truppen den deutschen Boden betreten. Einer der geheimen Artikel, welche man diesem Vertrage beifügte, schloß die Oesterreichischen Niederlande von der Gewährleistung über Deutschland aus u).

Diese Unterhandlungen hatte man ganz in der Stille gepflogen, und eben so sehr in Geheim endlich den Vertrag unterzeichnet. Dem König in Frankreich waren beide verborgen geblieben. Ohne eine solche Ereigniß zu vermuthen, hatte er die Unterhandlungen zu seinem eigenen Vortheile durch seinen Minister am Hofe zu Berlin fortsetzen lassen. Anfänglich hatte Friedrich die Ertheilung einer kategorischen Antwort durch redneriſche Wendungen vermieden; nun aber schlug er eine Erneuerung des Bündnisses mit Frankreich ausdrücklich ab, und zeigte dem Französischen Minister, dem Herzoge von Nivernois, um ihn von der Unschuld seiner neuen Verbindung zu überzeugen, den so eben zu London unterzeichneten Vertrag im Originale vor.

Die Nachricht von diesem Vorfalle setzte den Französischen Hof in das größte Erstaunen. Man betrachtete dort diesen Schritt, den Friedrich gethan hatte, als eine Undankbarkeit; man beschuldigte

u) Fabri Europäische Staatskanzley. Th. 110. S. 657.

ihn der Treulosigkeit, nannte ihn einen Abtrünnigen. Das ganze bisherige System der Französischen Politik war nun verrückt; man sah sich genöthiget, sich um eine andere Allianz zu bewerben. Dem Kaiserhofe war diese unvermuthete Wendung der Dinge willkommen; sie verschaffte ihm Gelegenheit, zu einem lange gewünschten Zwecke zu gelangen. Schon seit dem Frieden zu Achen hatte man zu Wien angefangen, mit der Krone Engelland unzufrieden zu werden. Die eigene Erfahrung belehrte die Kaiserin Königin, daß diese Krone ihre Bundesgenossen nur so lange unterstütze, als sie ihre Rechnung dabei finde; daß sie im Gegentheile selbige fallen lasse, so bald es ihr Vortheil erfodere. Daß die Kaiserin Schlesien nicht wieder erhielt, daß sie im Frieden zu Achen überdieß Parma und Piacenza verlor, schrieb sie nicht ohne Grund dieser Krone zu v). Sie wünschte sich von der Allianz mit Engelland loszumachen, und — was man kaum hätte erwarten sollen, eine Allianz mit Frankreich zu schliessen. Graf Kaunitz, damals bevollmächtigter Minister der Kaiserin Königin bei dem Friedenkongreß zu Achen, entwarf diesen Plan, und fieng schon bei dieser Versammlung an, einige Saamenkörner zur Bewerkstelligung seines Vorschlages auszustreuen. Auf eine geschickte Art gab er dem Französischen Minister, Herrn von St. Severin, zu verstehen: Wenn der König in Frankreich den König in Preussen zur Zurückgabe Schlesiens nöthigen wollte, so dürfte jenem Flandern und Brabant als ein Eigenthum bleiben; zwischen beiden Höfen könnten Verbindungen stattfinden, welche beiden zuträglich wären w). Der Herr von St. Severin

v) Friedrichs *II.* Geschichte des siebenjährigen Krieges. Th. *I.* Kap. 2. S. 39.

w) Ebendaselbst.

lehnte diesen Antrag ab. Sein König, müde des Krieges, trug Bedenken, sich in neue Händel zu mischen. Auch schien der Sprung auf einmal zu auffallend. Es war wenig wahrscheinlich, daß sich die abscheulichen Mißtöne an zweenen Höfen, die seit dreien Jahrhunderten die erklärtesten Gegner gewesen waren, in eine schöne Harmonie sollten auflösen können. Allein Kaunitz ward bald darauf als Gesandter des Wiener-Hofes an den Hof zu Versailles geschickt. Hier setzte er das Geschäft, das er zu Achen bereits angefangen hatte, eifrig fort. Unverdrossenen Fleiß in Betreibung seines Geschäftes, einnehmende Beredsamkeit, und ein gewisses gerades und offenes Wesen, verschaften ihm und der Sache, für die er sprach, allmählig immer mehr Freunde. Unermüdet fuhr er so lange fort, zu Versailles von der Güte und den Vortheilen seines Entwurfes zu predigen, bis endlich seine Vorstellungen einen ziemlich ausgebreiteten Beifall erhielten. Das erste Merkmal desselben war eine gewisse Kälte, womit der Französische Hof dem Preussischen begegnete. Als man endlich erfuhr, daß der König in Preussen sich wider alle Erwartung mit seinem bisherigen Gegner, dem König in Engelland, in ein enges Bündniß eingelassen habe, da bot Kaunitz noch einmal alle seine Kräfte auf, benützte den Unwillen Ludwigs XV. über Friedrich II. und benahm ihm alle weitere Bedenklichkeit in dieser Sache x). Ludwig und sein Ministerium waren vollkommen geneigt, sich mit dem Wiener-Hofe in eine Allianz einzulassen. Die Kaiserin Königin ertheilte dem Grafen Stahrenberg den Auftrag, die Unterhandlungen anzuknüpfen. Beiderseitige Neigung, beiderseits gleiche Wünsche nnd Ab-

x) Friedrich *II.* a. a. O. Kap. 3. S. 66.

sichten vereinigten die Gemüther, und erleichterten den Fortgang dieses Geschäftes. Die Franzosen versprachen sich von einer solchen Allianz die Befriedigung ihres Grolls gegen den König in Engelland. Schon am 1. May 1756. ward das Bündniß zu Versailles unterzeichnet. In der Hauptsache zweckte dasselbe auf gegenseitige Vertheidigung ab. Für den Fall, wenn die eine oder die andere von den schliessenden Mächten sollte angegriffen werden, versprachen sie sich eine gegenseitige Unterstützung von 24,000. Mann y).

Dieses Bündniß bestärkte die Kaiserin aufs Neue in ihrem Vorhaben, ihr Glück an dem König in Preussen zu versuchen. Sie versprach sich besonders auch darum sehr viel von demselben, weil es neu war, und der erste Eifer gemeiniglich auch der thätigste ist. Wäre auch Theresia nicht schon zuvor entschlossen gewesen, ihren verhaßten Gegner, den König Friedrich anzugreifen, so würde ihr doch ganz gewiß diese Allianz neuen Muth gemacht haben, besonders da jetzt die Reihe der bisher erzählten Begebenheiten Gelegenheit gab, das alte Band der Freundschaft der Kaiserin Königin mit dem Russischen und Sächsischen Hofe noch fester zu knüpfen. Als die Könige von Engelland und Preussen ihren Bund miteinander geschlossen hatten, waren alle Politiker der unzweifelhaften Meinung gewesen, Rußland werde sich zu ihrer Parthei schlagen. Der Haß der Russischen Kaiserin Elisabeth gegen die Französische Nation hatte sie zu dieser Vermuthung berechtiget. Allein die Oesterreichischen und Sächsischen Ministers setzten zu Petersburg alles in Bewegung, um den alten Haß des Russischen Ministers

y) Fabri Staatskanzley Th. 110. S. 664.

ums gegen Preussen zu verstärken, und auch auf dessen Alliirte auszudehnen. Dieses betrieben sie mit so gutem Erfolge, daß endlich der Haß gegen die Preussen den Haß gegen die Französische Nation überwog. Die Freundschaft zwischen Rußland und Oesterreich blieb unerschüttert, und gleich als wäre der Fall schon zugegen, in welchem der Russische Hof dem Erzhaus Oesterreich vermöge des Petersburger-Tracktats vom Jahre 1746. beizustehen verbunden war, ließ Elisabeth sogleich ein Heer von 50,000. Mann gegen die Preussischen Grenzen vorrücken z). Bald darauf zog auch Theresia eine bedenklich grosse Anzahl Truppen in Böhmen zusammen, wovon der eine Theil unter dem Kommando des Fürsten Piccolomini sein Lager bei Königingrätz, der andere Theil aber, oder die Hauptarmee, unter dem Oberbefehle des Marschalls Browne, dasselbe bei Prag aufschlug. Auf solche Art war also der Vertrag von London, den man ehe, wenigst dem Vorgeben nach, als ein Mittel, die öffentliche Ruhe in Europa zu erhalten, betrachtet hatte, eine Veranlassung zum Friedensbruche geworden.

Dem Könige Friedrich war es nicht unbekannt geblieben, daß alles darauf angelegt sei, seinen Sturz zu bewirken. Durch einen sonderbaren Zufall hatte er dieses Geheimniß mit allen Umständen, welche sich darauf bezogen, entdecket. Ein gewisser Churſächsischer Kabinetskanzellist Menzel zu Dresden war einem gewissen Rhanitz 100. Reichsthaler schuldig gewesen. Der Gläubiger war zu wiederholtenmalen in ihn um Bezahlung gedrungen, hatte aber allemale die unangenehme Antwort erhalten, seine Unvermögenheit gestatte ihm nicht, seine Schuld abzuführen. Da Menzels Geldmangel dem Gläu-

z) Friedrich *II.* Kap. 3. S. 67. und 69.

biger keine Hoffnung zu seiner Befriedigung übrig ließ, versicherte ihn dieser, ihm sei ein untrügliches Mittel bekannt, wodurch er sich Geld verschaffen könne. Er führte ihn zu dem Preussischen Legationssekretär Hecht, und dieser zu dem Preussischen Gesandten, Herrn von Mahlzahn. Von tröstlicher Hoffnung beseelet, seine ökonomischen Umstände bald verbessert zu sehen, folgte er demselben ohne viele Bedenklichkeit. Der Gesandte gab ihm auf der Stelle 100. Reichsthaler, und ersuchte ihn, ihm von Zeit zu Zeit einige Stücke aus der geheimen Kabinetskanzlei, besonders aber die Korrespondenz, welche die Höfe zu Wien und Petersburg mit Churfachsen bisher gepflogen, und noch pflegen, abschriftlich mitzutheilen. Ein Mann, dessen Herz geprüfte Tugend und Standhaftigkeit waffnete, würde vor einem solchen Antrage zurückgebebt seyn. Allein nicht eines jeden Antheil ist unbestechbare Tugend und Weisheit. Die Noth, die schon manchen schwachen Menschen zum niederträchtigen Bösewicht umschuf, verleitete ihn zur Verrätherey. Im Jahre 1753. fieng er an, dem Preussischen Gesandten eine wichtige Schrift nach der andern mitzutheilen, und empfieng dafür von demselben nach und nach an die 3000. Reichsthaler zur Belohnung a).

Aus dieser Quelle flossen alle Nachrichten, welche Friedrich von den Gesinnungen und Absichten seiner Gegner hatte. Durch diesen Kanzellisten hatte er eine Abschrift von jener zu Leipzig am 18. May 1745. wider ihn geschlossenen geheimen Verbindung erhalten, wovon schon oben Meldung geschehen. Aus derselben ersah er, daß die Kaiserin Königin und der König in Polen sich verstanden hatten, ihm

a) Neue genealogisch historische Nachrichten. Tom. 9. Th. 107. S. 953.

nicht nur Schlesien und die Grafschaft Glatz wieder abzunehmen, sondern auch das Herzogthum Magdeburg mit dem dazu gehörigen Saalkreise, das Fürstenthum Crossen nebst dem darunter begriffenen Züllichauer-Kreise, und die in der Lausitz gelegene Böhmische Lehen, Cotbus, Pritz, Storkau, Breskau, Sommerfeld mit andern davon abhängenden Oertern zu entreissen. Die Kopie eines neuen Bündnisses, welches Oesterreich mit Rußland am 22. May 1746. geschlossen hatte, belehrte ihn, daß sich Oesterreich in einem demselben beigefügten Separatartikel zwar verbindlich gemacht habe, den Dresdener Frieden unverbrüchlich zu beobachten; daß aber auch auf den Fall, wenn Friedrich das Erzhaus oder auch nur Rußland, oder den König in Polen zuerst angreifen würde, selbiges sich schon für berechtiget hielt, in Rücksicht auf Schlesien und Glatz von diesem Frieden abzugehen. Diese und mehr andere Schriften überzeugten den König in Preussen, daß die fürchterlichen Anstalten, die er mit so vielem Eifer an den Grenzen seiner Länder treffen sah, auf nichts anders als auf die in diesen Bündnissen enthaltenen Absichten gerichtet seien. Um sie noch zur Zeit zu verbergen, zog der Wiener-Hof einen andern Vorwand hervor. Friedrich war um das Jahr 1756. in eine Streitigkeit mit dem Herzoge von Mecklenburg verwickelt. Seit langer Zeit hatten die Vorfahren des Königs in diesem Lande das Recht ausgeübt, Soldaten auszuheben. Friedrich bediente sich gleichfalls desselben, und der Herzog machte es ihm streitig. Da er sich mit Heftigkeit widersetzte, brauchte der König Gewalt. Er ließ einige Mecklenburgische Soldaten aufheben, und einige Beamte in Verhaft nehmen. Dadurch fand sich jener empfindlich gekränket; er schrie

über Ungerechtigkeit, und erhob einen grossen Lärmen. Da er aber bemerkte, daß aller Widerstand des Schwächern gegen den Stärkern nur unzeitige Grimmasse sei, so bot er die Hände zu einem gütlichen Vergleiche. Schon war die Sache beinahe ganz beigelegt, als er die Streitigkeit unvermuthet erneuerte, und seine Klage dem Reichstage vorlegte. Diese That war dem Wiener-Hofe willkommen. Sie verschaffte demselben eine erwünschte Gelegenheit, den König zu beschuldigen, er habe den Westphälischen Frieden verletzet b), ihn deswegen mit Krieg zu überziehen, und alle diejenigen Mächte, welche diesen Frieden verbürgt hatten, gegen ihn aufzurufen. Auf solche Art konnte man die Absicht eines besondern Hauskrieges hinter den Namen eines Reichsexekutionskrieges verbergen. Dieser Entwurf mißlang zwar. Das Reich war zu einem so raschen Schritte nicht zu bewegen, daß es sogleich die militärische Exekution gegen den König, als gegen einen Friedensstörer erkannt hätte. Vielmehr war die Sache aufs Neue einem erwünschten Ende sehr nahe; denn die Churbrandenburgische Gesandtschaft traf am 1. August 1756. mit der herzoglich Mecklenburgischen einen Vergleich. Preussen machte sich darin verbindlich, künftig keine Werbung in den Mecklenburgischen Landen auf eine andere Art vorzunehmen, als nach Ersuchen, und nach Bewilligung des Herzoges, welche jedoch von der freien Willkühr desselben abhängen sollte. Ferners versprach dieselbe alle Ausschweifungen dabei zu vermeiden, und alle Verhafteten auf freien Fuß zu stellen. Dem Herzoge von Mecklenburg stellte sie es frei, gegen alle fremden Werbungen Pönalpatente ergehen zu lassen. Endlich kam man überein, daß man

b) Staatskanzley Th. 110. S. 110.

gegenseitig alle alte Streitigkeiten, und alles Vergangene vergessen, und sich bemühen wolle, die kaiserliche Bestättigung dieses Vergleiches und die Garantie vom Reiche zu erhalten c). Nichts fehlte diesem Vergleiche, als die Genehmigung des Königs in Preussen, und des Herzogs in Mecklenburg selbst. Die Gesandten hofften mit gutem Grunde sie zu erlangen. Schon der Umstand, daß der König in Preussen durch seinen Gesandten an einem Vergleich arbeiten ließ, bewies, daß er sich bescheiden zur Nachgiebigkeit entschlossen habe. Dessen ungeachtet setzte die Kaiserin Königin die grossen Kriegsrüstungen fort. Drei Armeen waren an den Grenzen in Bewegung. Absichtlich suchte man durch diese zweideutigen Anstalten Verdacht und Besorglichkeit zu unterhalten. Man hoffte, den König werde diese Unruhe aufreitzen, daß er zuerst angreife; man wünschte dieses, damit man ihn als einen Fürsten, welcher zuerst den Frieden gebrochen, mit Recht bekriegen könne d).

Hätte auch der König keine Nachrichten aus dem Sächsischen Kabinet gehabt, so hätten ihn schon die bedenklichen Zurüstungen verleiten müssen, bei dem Wiener-Hofe anzufragen, wohin selbige zielten. Friedrich that dieses; er verlangte zu wissen, ob derselbe den Frieden mit ihm zu halten, oder ihn zu brechen gedenke. Die Antwort, die er erhielt, war unbestimmt. Aber zweideutige Aeusserungen sind in solchen Fällen gemeiniglich so viel, als deutliche Aussprüche. Dieses bewog den König in Preussen, der Gefahr, die ihn bedrohte, zuvorzukommen. Aus den Nachrichten, die er der Verrätherei des Sächsischen Kabinetskanzellisten verdankte,

c) Ebendas. Th. III. S. 144.

d) Friedrich *II.* a. a. O. App. 3. S. 72.

hatte er erfahren, daß der Russische Hof gesonnen war, den Krieg erst im folgenden Jahre anzufangen. Die Sächsische Armee, welche noch zur Zeit nur 18,000. Mann betrug, sollte gleichfalls erst den nächsten Winter auf 40 000. Mann vermehret werden. Es war mit Grund zu vermuthen, daß auch die Kaiserin Königin nicht eher losbrechen würde, als bis alle ihre Bundesgenossen hinlänglich gefaßt wären. Dem Könige schien es daher eine Nothwendigkeit, ihnen nicht Zeit zu lassen, sondern sie rasch zu überfallen, ehe sie sich in vollkommene Verfassung setzen, und ihre Macht vereinigen könnten. Er ließ dem Wiener-Hofe anzeigen: Er sehe dessen Antwort für eine Kriegserklärung an, und treffe daher Anstalten, sie mit Krieg zu überziehen. So ward der Funke gewecket, der lange unter der Asche glimmte, und brach in eine Kriegsflamme aus, welche sieben Jahre hindurch in Böhmen und in einem Theile Deutschlandes fürchterlich wüthete.

§. 16. Einfall der Preussen in Sachsen und Böhmen. Treffen bei Lowositz. Gefangennehmung der Sächsischen Armee.

Kaum hatte Friedrich diese Erklärung von sich gegeben, als seine Armee im August 1756. in drei Kolonnen aufbrach, und in Sachsen eindrang. Um den Krieg nach Böhmen zu spielen, und die Sachsen alsdann nicht am Rücken zu haben, mußte er sich zuerst dieses Landes bemächtigen. Die erste Kolonne marschierte unter dem Kommando des Prinzen Ferdinand von Braunschweig von Magdeburg aus auf dem Leipziger-Wege gegen Kotta hin. Die zwote, welche der König anführte, zog über Pratsch, gieng bei Torgau über die Elbe, und rückte nach Wilsdruf. Die dritte zog unter dem Befehle des

Prinzen von Bevern durch die Lausitz nach Böhmen. Auf dem Marsche hatte ein Theil der Armee unter dem Prinzen Moritz von Dessau Wittenberg eingenommen. Das unvermuthete Einrücken der Preussen in die Sächsischen Länder, hatte dort alles in Betäubung versetzt. Die Verwirrung war eben so groß als der Schrecken. Aus Dresden hatte sich beinahe alles, bis auf die Königin geflüchtet; die Schätze und das Archiv waren bereits eingepackt, die Besatzung war ausgezogen, die Sächsischen noch zur Zeit nicht sehr zahlreichen Truppen hatten sich zu Pirna versammelt; der König in Preussen rückte sogleich mit einer Abtheilung in Dresden ein, und bemächtigte sich des Archives, welches die Originale jener Urkunden enthielt, die er ehe schon in Abschriften erhalten hatte. Seine Armee, welche nahe bei Dresden gelagert war, brach alsdann auf, und rückte gegen Pirna vor, wo die Sächsischen Truppen gelagert waren. Die Natur hat diese Gegend gleichsam zu einer Festung gebildet. Die Elbe, tiefe Graben, und ringsumher hohe Felsengebürge sicherten dort eine Armee, und erschwerten den Feinden den Zugang. Auf diesen Schutz, den ihnen die natürliche Lage versprach, und auf ihre Pallisaden, Redouten und Verhaue verliessen sich die Sachsen, rechneten überdieß auf Unterstützung von Oesterreich, und achteten wenig der Preussen, welche bereits in der Nähe standen. Allein was Menschenstärke und Muth nicht erzwingen können, bewirket endlich die Länge der Zeit. Friedrich hielt das Lager der Sachsen wie eine Festung gleichsam bloquirt. In der Eile hatten sie sich mit Proviant nur auf zwei Monate versehen können; denn der König hatte sie durch seinen unvermutheten Einfall überraschet. Jetzt besetzte er alle Zugänge ins Lager,

hinderte alle Zufuhre, und suchte die Armee durch Hunger zu zwingen, daß sie sich ihm ergebe.

Ehe er dieses ganz zu Stand bringen konnte, mußte er noch eine grosse Unternehmung in Böhmen ausführen. Der Oesterreichische Feldmarschall Browne hatte von seinem Hofe Befehl erhalten, die Sachsen von der Bloquade zu befreien, es möge kosten, was es wolle. Friedrich mußte seiner Absicht zuvorkommen, wofern er nicht den ganzen Plan seines Feldzuges wollte vereitelt sehen. Schon war jener im Begriffe, nahe bei Budin über die Eger zu gehen. Die Preussische Armee folgte ihm am 30. September in zwoen Kolonnen. Kaum hatte ihr Vortrab den Gipfel von Paskopol erreichet, als derselbe in der Fläche von Lowositz ein feindliches Lager erblickte. Der Vortrab setzte seinen Marsch fort. Am 1. Oktober, da die Armee nahe genug war, stellte sie sich in Schlachtordnung. Die Armee war nicht sehr zahlreich; das Terrain aber ziemlich weitläufig. Nach diesen Umständen mußte man sich nothwendig richten. Zwanzig Bataillons kamen ins erste Treffen, die Reiterei in das zweite; 4. Bataillons wurden zur Reserve bestimmt. Ein dichter Nebel hinderte beinahe bis gegen das Ende des Treffens die freie Aussicht. Die Preussen hielten den Vortrab der Oesterreichischen Armee, welcher aus zweenen Haufen Kavallerie bestand, für den Nachtrupp, und glaubten, er sei im Begriffe, sich zurückzuziehen. Lange feuerte die Artillerie auf sie, und zwang sie dadurch, daß sie mannigfaltige Stellungen nahm; endlich warfen sich von den Anhöhen herab zwanzig Schwadronen Dragoner auf sie hin, in der Absicht, dem Gefechte durch gänzliche Zerstreuung des Nachtrupps ein Ende zu machen. Sie schlugen auch alles, was ihnen entgegen kam, ta-

pfer zurück. Allein als sie den Flüchtigen nachsetzten, setzte ein starkes Feuer aus kleinem Gewehre, welches aus dem Dorfe Sulowitz kam, ihrem Heldenmuthe Grenzen. Hier erst entdeckten die Preussen, daß sie es mit der ganzen Armee des Generals Browne aufnehmen müßten. Ehe aber der König seine Anordnungen nach dieser Entdeckung in Vollziehung bringen konnte, hatten sich die Kürassiers schon mit den Dragonern vereiniget, hatten die Feinde zum zweitenmale zurückgeworfen, und ungeachtet des nämlichen Feuers aus dem gedachten Dorfe ihnen 3000. Schritte weit nachgesetzt. Aber ein Feuer von 60. Kanonen aus den feindlichen Batterien nöthigte sie zum Zurückzuge. Nun gab Browne 20. Bataillonen den Befehl vorzurücken, und selbst anzugreifen. Allein die Preussische Infanterie hielt sich nicht nur standhaft, sondern schlug sie auch tapfer zurück. Viele Oesterreicher wurden bei dieser Gelegenheit in die Elbe gesprengt. Ein anderer Haufe warf sich auf der Flucht in einige Häuser zu Lowositz, und gab sich die Miene, als wollte er sich vertheidigen. Doch die Preussen näherten sich unerschrocken der Stadt, schossen durch die Thüren und Fenster, und zündeten endlich diejenigen Häuser an, worin sich Feinde befanden. Der Oesterreichische Feldmarschall hatte zwar unverzüglich frische Bataillons zur Unterstützung nach Lowositz abgeschickt, und ein grosser Theil der Preussen hatte alles sein Pulver verschossen. Doch dieser Umstand schreckte sie nicht ab. Mit gefälltem Bajonete drangen sie in Lowositz ein, und zwangen auch diesen Suckurs zum Weichen e).

Das Zurückziehen der Oesterreicher auf dieser Seite war nun allgemein. Die Preussen hatten den

e) Friedrich *II. Kap. IV.* S. 89—94.

Sieg in den Händen. Aber auf der andern Seite waren jene noch immer im Besitze des Dorfes Sulowitz; ihrem linken Flügel konnte die Preussische Reiterei nicht beikommen. Auch gelang es dem Herrn von Browne, diejenigen Truppen, welche sich zerstreut aus Lowositz fluchteten, durch eine geschickte Wendung zu decken. Dessen ungeachtet zog er sich in der Nacht zurück, nahm wieder sein altes Lager bei Budin ein, und zerstörte alle Brücken bei Eger, um dem Feinde den Uebergang zu verwehren. Der König in Preussen büßte in diesem Treffen zween Generale, und 3300. Mann an Gefangenen, Todten und Verwundeten ein. Fiel es aber gleich nicht entscheidend glücklich für ihn aus: so hinderte es doch wenigst den Feldmarschall Browne, die Sächsische Armee von dieser Seite durch ein beträchtliches Heer zu unterstützen.

Die Nachricht von diesem Treffen, und der Gedanke an die Folgen desselben, hatte dem König in Polen den Muth genommen. Er verzweifelte nun an einer hinreichenden Hülfe von Seite der Oesterreicher. Der Mangel an Proviant drohete bei seiner Armee schon hereinzubrechen. Seine Generale waren entschlossen, durch die Preussen, welche sie einschlossen, mit Gewalt durchzubrechen. Der erste Versuch, sich bei Willstedt über die Elbe zu retten, mißlang. Die Preussen schossen ihnen mehrere Fahrzeuge in den Grund. Hierauf brachten sie ihre Schifbrücke nach Altstadt. Herr von Browne hatte ihnen aufs Neue seinen Beistand versprochen. Er rückte auch wirklich mit einem Korps in Sachsen ein, und lagerte sich einer Abtheilung Preussen gegenüber, welche zwischen Schandau und der Wendischen Fähre stand. Doch die äusserst gefährliche Lage erlaubte ihm nicht, ein Gefecht zu wagen.

Des-

Dessen ungeachtet fuhren die Sachsen fort, zur Ausführung ihres Vorhabens sich anzuschicken. Am 11. Oktober fiengen sie an, ihre Brücken an der Seite von Altstadt über die Elbe zu schlagen. Kaum hatten sie aber selbige zu Stand gebracht, und versucht, am andern Ufer den Fels zu ersteigen, um in die Ebene von Altstadt zu kommen, als sie nur einen schmalen Fußsteig vor sich sahen. Zwei Bataillons brachten einen halben Tag zu, bis sie durchkamen. Sie konnten ihre Kanonen nicht fortbringen, und mußten sie in ihren Verschanzungen zurücklassen. Als die Preussen von der Flucht der Sachsen Nachricht erhielten, griffen sie sogleich zu den Waffen. Einige griffen sie in dem Rücken an, andere zur Seite, wieder andere von vorne. Die Sachsen waren erstaunt, überall, wohin sie sich wandten, selbst an den steilesten Felsenspitzen verfolgende Preussen zu erblicken. Da der König in Polen sah, daß die traurige Lage sein in Unordnung gerathenes Heer gänzlich muthlos gemacht habe, und keine Hoffnung übrig sei, zu entkommen: so sah er sich endlich genöthiget, eine Kapitulation anzubieten. Diese wurde auch angenommen. Zu Folge derselben streckte die ganze Sächsische Armee, welche 17,000. Mann betrug, das Gewehr, und ergab sich zu Kriegsgefangenen. Die Officiers erhielten, unter der Bedingniß, daß sie während dieses Krieges gegen die Preussen nicht mehr dienen sollten, die Freiheit. Um dem König in Polen, der sich während der ganzen Bloquade in der Festung Königstein befunden hatte, das schmerzliche Gefühl einer zu grossen Beschämung zu lindern, ließ ihm Friedrich die Paucken, Fahnen und Standarten, die man seinen Truppen abgenommen hatte, zurückgeben. Auch gestand er der Festung Königs-

stein die Neutralität zu f). Der Feldmarschall Browne war in der Lage, worin sich die Sachsen befunden hatten, schlechterdings nicht im Stande gewesen, ihnen den geringsten Beistand zu leisten. Er war ihnen zwar zum zweitenmale auf einem andern Wege mit einem Detaschement zu Hülfe geilet. Aber die vortheilhafte Stellung der Preussen hinderte ihn überall. Vielmehr war er selbst keinen Augenblick vor einem feindlichen Ueberfalle sicher. Diese zweideutige Lage hieß ihn nur auf seine eigene Rettung bedacht seyn. Er brach daher am 14. Oktober aus Sachsen auf, und gieng wieder nach Böhmen zurück. Die Preussischen Husaren verfolgten ihn und schlugen seinen Nachtrupp.

§. 17. Bewegung der beiden Höfe von Wien und Dresden. Unterhandlungen auf dem Reichstage. Fortsetzung des Krieges.

Der unerwartete Einfall Friedrichs in die Sächsischen Lande, und das rasche Glück, womit er sich der ganzen Armee und durch dieselbe des ganzen Landes bemächtigte, setzte ganz Europa in das äusserste Erstaunen. Beinahe alles mißbilligte diesen Schritt als eine widerrechtliche, verwegene Gewaltthätigkeit. An den meisten Höfen war eine solche Stimmung schon vorbereitet, ehe noch der feindliche Ausbruch von Seite Preussens geschehen war. Schon durch ein Reskript vom 24. Julius 1756. hatte die Kaiserin Königin ihren Ministern an den Europäischen Höfen aufgetragen, sie sollten daselbst erklären: „Nach so grossen Rüstungen, welche der König in Preussen vornehme, sei auch sie zu kräftigen Gegenanstalten gezwungen. Man habe feindselig ausgestreuet, als hätte man bei Gelegenheit

f) Friedrich II. a. a. O. Kap. 4. S. 104.

der Allianz, welche Oesterreich und Frankreich mit einander geschlossen haben, in geheimen Artikeln festgesetzt, daß man das protestantische Religionswesen im Reiche ganz unterdrücken wolle, worauf auch die Religionsveränderung des Erbprinzen in Hessen-Cassel Beziehung habe. Ferners habe man ausgebreitet, die gedachte Allianz enthalte geheime Verabredungen wegen der künftigen Königswahl des ältesten kaiserlichen Kronprinzen. Dieser Ursachen wegen habe man sogar den Antrag gemacht, eine gemeinsame Verbindung der protestantischen Höfe gegen Oesterreich zu bewirken. Alle diese Gerüchte seien blosse Erdichtungen g)„. Diese und mehr ähnliche Vorstellungen machten schon einen ziemlich widrigen Eindruck gegen den König in Preussen. Als aber derselbe wirklich den Frieden brach, so liessen sich diejenigen, welche die Sache betraf, keine Mühe zu sauer werden, diesen widrigen Eindruck, wo sie nur konnten, zu verstärken. In Frankreich war dieser Zweck sehr leicht zu bewirken. Ludwig fühlte ohnehin einen Groll gegen den König in Preussen; er konnte es ihm nicht vergeben, daß derselbe seine Parthei verlassen, und eine Allianz mit dem Könige von Engelland geschlossen hatte. Er rief seinen Minister von Berlin ab, und schickte im Gegentheile den Preussischen Gesandten zurück. Nachdem ihm verschiedene Künste, sich selbst eine Ursache zum Bruche zwischen ihm und dem Könige in Preussen zu schaffen, mißlungen waren, erklärte er den Einfall der Preussen in das Churfürstenthum Sachsen für eine Verletzung des Westphälischen Friedens h). Diese Erklärung gab ihm Gelegenheit, nicht nur selbst als Bürge desse-

g) Fabri Europäische Staatskanzl. Th. 110. S. 672. ff.
h) Friedrich *II.* Kap. 5. S. 109. und 110.

ben die Waffen gegen ihn zu ergreifen, sondern auch den König in Schweden in eben dasselbe Interesse zu ziehen. Aehnliche Gesinnungen über diese Angelegenheit flösten die Klagen, welche Oesterreich und Sachsen über Friedrichs Unternehmuugen führten, auch dem Hofe zu Petersburg ein. Theresia machte sich sogar verbindlich, der Russischen Kaiserin Elisabeth jährlich 2. Millionen Thaler an Subsidiengeldern zu zahlen, um die Russischen Truppen desto schneller in Bewegung zu bringen.

In Deutschland machte Friedrichs Einfall in das Churfürstenthum Sachsen nicht weniger Aufsehen. Der König in Polen hatte nicht gesäumet, als Churfürst in Sachsen bittere Klagen über die Gewaltthätigkeit seines Feindes, sowohl am kaiserlichen Hofe als am Reichstage zu führen. Der Kaiser, den diese Sache so nahe angieng, als den König in Polen, erließ ohne Verzug ein Abmahnungsschreiben an den König in Preussen, befahl in einem Mandate allen Kriegsleuten, seine Dienste zu verlassen, und trug der Fränkischen Reichsritterschaft in einem Patent auf, daß sie die kaiserlichen Abrufungsbefehle aller Orten bekannt machen sollte. Zugleich ließ er an den Churfürsten von Maynz, als ausschreibenden Fürsten des Churrheinischen Kreises, ein Schreiben ergehen, des Inhalts: Derselbe sollte seine Kreismitstände unverzüglich auffordern, daß sie sich in so gefährlichen Zeiten zur Gegenwehre und zum gesetzmässigen Beistande rüsten i). Man sah diesen Schritt des Königs in Preussen sowohl zu Wien als in Sachsen für nichts geringers an, als für einen Landfriedensbruch, und erhob dagegen sowohl in als auffer Deutschland einen ungemein grossen Lärmen. Friedrich

i) Fabri Europäische Staatsk. Th. 110. S. 705—720.

ließ zwar schon vor dem förmlichen Ausbruche des Krieges, im August 1756. und hernach in der Folge noch öfter am Reichstag erklären, er habe zu den Rüstungen, die man ihm so übel nehme, nicht Anlaß gegeben. Oesterreich habe bekanntlich damit den Anfang gemacht. Er hoffe, man werde das protestantische Religionswesen im deutschen Reiche unangetastet lassen. Wenn man eine Besorglichkeit deswegen geäussert habe, so seyen ja die gegenwärtigen Umstände bedenklich genug, um sie zu rechtfertigen. Es sey ja bekannt, durch welche Intriguen man den Erbprinzen von Hessen-Cassel zu entführen gesucht, worüber sein Vater die bittersten Klagen geführt habe. Dieses war eigentlich die Antwort auf jenes Reskript der Kaiserin Königin vom 24. Julius an ihre Minister an verschiedenen Höfen. Seitdem beharrte der König in Preussen standhaft auf der Behauptung, er habe, wenn er gleich nicht läugnen könne, daß er zuerst den Frieden gebrochen habe, dieses doch nicht aus eigenem Antriebe gethan; er sei durch die Rüstungen und geheimen Verabredungen seiner Feinde gezwungen worden, der angreifende Theil zu seyn. Die Pflicht der Selbstvertheidigung habe ihm die Waffen in die Hände gegeben. In dem Archiv zu Dresden, dessen er sich bemächtiget, hatte er einige Belege gefunden, welche seine Behauptung zu bestätigen schienen. Die Originale aller derjenigen Abschriften, die ihm der Kabinetskanzellist mitgetheilet hatte, waren bei dieser Gelegenheit in seine Hände gerathen. Er säumte nicht, einen öffentlichen Gebrauch zu seinem Vortheile davon zu machen. Er legte alle diese Urkunden dem Publikum vor, und bewies daraus die Nothwendigkeit des Krieges, den er zuerst angefangen.

Allein im Grunde waren dergleichen mündliche und schriftliche Aeusserungen nur ein Mittel, die gegenseitige Erbitterung zu vergrössern. Wer des andern Feind ist, wünschet gemeiniglich nicht desselben Vertheidigung; er fordert nur dessen unbedingte Unterwerfung. Der Kaiser hatte nun einmal seine Klagen über den König in Preussen an den Reichstag gebracht. Er hatte das Betragen desselben in Sachsen als einen Landfriedensbruch und als eine offenbare Empörung, wodurch das kaiserliche Ansehen, und die Hoheit des Reiches beleidiget worden, mit schwarzen Farben geschildert. Er hatte die sämtlichen Reichsstände aufgefodert, sich um ihrer eigenen Sicherheit willen solchen Gewaltthätigkeiten zu widersetzen, und dieser Sache wegen ohne Verzug ein Reichsgutachten an ihn gelangen zu lassen k). Um die Ergreifung kräftiger Maaßregeln zur Zeit einer so dringenden Gefahr nach Möglichkeit zu beschleunigen, hatte er noch an demselben Tage, da er dem Reiche diese Vorstellungen that, die gesamten Reichsstände in einem zweiten Hofdekret vom 14. September aufgefordert sie sollten ihren Gesandten auf dem Reichstage den Auftrag ertheilen, sich während der herannahenden Reichstagsferien nicht aus Regensburg zu entfernen, oder, wenn dieses schon geschehen wäre, alsogleich wieder zurückzukehren l). So groß war die Bestürzung zu Wien über Friedrichs überraschendes Unternehmen; so ungeduldig der Wunsch, daß ausser den Alliirten auch das ganze deutsche Reich über einen so gefährlichen Feind eben so überraschend herfallen, und ihn demüthigen möchte!

Diese Vorstellungen machten bei vielen deutschen

k) Ebendaselbst S. 696.
l) Staatskanzley Th. III. S. 274. ff.

Fürsten, ja wohl bei dem größten Theile derselben den gewünschten Eindruck. Die Schwäche und Wehrlosigkeit des Churfürstenthums Sachsen, welches gänzlich unvorbereitet in Friedrichs Hände fiel, erregte Mitleiden. Die Preussischen Truppen hatten von den Einwohnern starke Kriegssteuern gefordert; sie hatten ihnen Vieh, Pferde, Knechte gewaltthätig weggenommen, die Festungswerke zu Wittenberg niedergerissen, die ganze Sächsische Armee zu Gefangenen gemacht, und alles dasjenige unternommen, was sich gemeiniglich der Sieger in dem Lande seines Feindes erlaubt. Viele erblickten mit Zittern an dem, was in Sachsen geschehen war, das künftige Schicksal ihrer eigenen Länder. Man hatte ihnen zu wissen gemacht, daß der König in Preussen nun auch das Königreich Böhmen bedrohe; hatte ihnen deutlich genug zu verstehen gegeben, daß noch weit mehr andere Länder von ähnlichen Drangsalen dürften heimgesucht werden, und daß die Sicherheit des ganzen Reiches in grosser Gefahr schwebe. Durch dergleichen Vorstellungen gesellte sich dann zu der Empfindung des Mitleids gegen das Churfürstenthum Sachsen auch noch jene der Furcht und Besorgniß für ihre eigene Erhaltung. Alle diese Empfindungen machten die Stände geneigt, mit den Gegnern des Königs in Preussen gemeine Sache zu machen. Diese Stimmung der Gemüther ward noch verstärket, da der kaiserliche Reichshofrath in einem Schlusse vom 9. Oktober eben diese Gesinnungen äusserte, welche der Kaiser bereits in mehreren Hofdekreten an den Tag gelegt hatte. Friedrich hatte in Sachsen manches gethan, wozu er sich vermöge des Kriegsrechtes als Eroberer für berechtiget gehalten hatte. Er hatte Sachsen in Administration genommen, die

Rathskollegien und Konferenzminister auſſer Aktivität gesetzt, die landesherrlichen Kassen in Beschlag genommen, den Beamten jede Lieferung an den Churfürsten verboten, die Korrespondenz des Königs in Polen mit der Königin und seinen Ministern gehemmet, und den General Meagher, welcher von demselben an ihn geschickt worden, einige Tage gefangen gehalten. Ueberdieß war er zu Dresden, so sehr sich auch die Königin widersetzte, mit Gewalt in die geheime Kanzley eingedrungen, hatte sich der wichtigsten Schriften bemächtiget, welche schon eingepackt waren, und nach Polen hätten gebracht werden sollen, selbige durchforschet, und einen Theil durch den Druck öffentlich bekannt gemacht. Der kaiserliche Reichshofrath warf ihm diese Handlungen im Tone der höchsten Mißbilligung vor; beschuldigte ihn, wie es schon zuvor der Kaiser in seinen Hofdekreten gethan hatte, des Landfriedensbruches, und einer gesetzwidrigen Empörung; ließ Abmahnungs- und Abrufungsbefehle an ihn, und alle seine Leute ergehen, und rief sogar den Reichsfiskal wider ihn auf m). Der Kaiser vergaß nicht, den Eindruck, welchen dieser Schluß des Reichshofraths machte, durch neue Hofdekrete vom 10. Oktober fleiſſig zu unterstützen, worin er dem Gerüchte, als stände dem Religionswesen der Protestanten eine Gefahr bevor, neuerdings widersprach, und das Reich zum gemeinsamen Beistande auffoderte. Der Erfolg zeigte auch bald, wie wirksam anhaltende Zudringlichkeit sei, und wie sehr die Wiederholung einer und ebenderselben Vorstellung endlich auch über die gröſte Unentschlossenheit siegen, und sogar heftige Gegner irgend einer Sache für dieselbe einnehmen könne. Der Churrheini-

m) Ebendaselbst S. 408—492.

sche Kreis war der erste, welcher den Schluß faßte, sein Kontingent in marschfertigem Stande zu halten, uud mit allen Kriegsbedürfnissen bereit zu seyn n).

Dazu hatte nun freilich der Churfürst von Maynz, als Kreisausschreibender Fürst, das meiste beigetragen. Dieser Fürst hatte seine Gefälligkeit gegen das Erzhaus Oesterreich so weit ausgedehnet, daß der König in Preussen gerechte Ursache zu haben vermeinte, sich darüber zu beschweren. Der Wiener-Hof hatte in seinen Schriften, die er gegen den König in Preussen theils am Reichstage theils an andern Orten bekannt gemacht hatte, eine ziemlich freimüthige Sprache geführt. Er hatte geglaubt, seinem Feinde keine Schonung schuldig zu seyn. Der Churfürst von Maynz hatte nichts daran auszustellen gewußt, und diese Schriften jederzeit bereitwillig zur Diktatur gebracht. Auf der andern Seite hatte Friedrich einige Schriftsteller, welche in den Staats- und Vertheidigungsschriften, die sie zu seinem Besten verfaßten, Oesterreichs Sprache mit allem Nachdruck erwiederten. Besonders besaß der Churbrandenburgische Komitialgesandte Herr von Plotho die Gabe, recht anzüglich zu schreiben. Ohne Schonung zog er in harten Ausdrücken gegen den Wiener-Hof und dessen Freunde los. Man mag dieses immer, sowohl auf der einen als auf der andern Parthei, für die Wirkung patriotischer Begeisterung ansehen; auch der Patriotismus hat seine Grenzen, und soll nie in gehässige Leidenschaft ausarten. Anzüglichkeiten machen zuletzt auch die Wahrheit verdächtig. Man fand die Schriften, deren Bestimmung war, des Königs Handlungen zu vertheidigen, beleidigend. Der kai-

n) Fabri Staatskanzley Th. 113. S. 231. ff.

serliche Reichshofrath war die erste Stelle, welche diese Kühnheit im Schreiben öffentlich mißbilligte. Er forderte die kaiserliche Bücherkommission zu Frankfurt ernstlich auf, gegen Druckschriften zu wachen, welche durch falsche Angaben die öffentliche Meinung zum Nachtheile des kaiserlichen Hofes umstimmen, und zur Empörung gegen denselben reitzen. Er befahl derselben, die Urheber, Drucker und Verbreiter solcher Schriften zur verdienten Strafe zu ziehen. Selbst auf die Zeitungen dehnte er diese Verordnung aus o). Denn allerdings fanden sich, wie dieses bei wichtigen Zwistigkeiten grosser Häuser gewöhnlich der Fall ist, in ganz Deutschland auch ausserhalb der Kreises der Preussischen Dienerschaft Leute genug, welche sich entweder aus natürlicher Neigung und Freundschaft, oder weil sie bezahlt wurden, oder weil die Erwartung eines künftigen Lohnes sie reitzte, öffentlich sich zu Friedrichs Sachwaltern aufwarfen, und sich's zum Geschäfte machten, Oesterreichs Sache in einem so häßlichen Kolorit darzustellen, als ihr Talent und ihre Sprachstärke es ihnen gestatteten. Allein die ernstliche Verordnung des Reichshofraths fruchtete wenig. Den Churbrandenburgischen Kosmitialgesandten schreckte sie wenigst nicht ab. Er fuhr fort, mit Bitterkeit sich über die Maaßregeln des kaiserlichen Hofes und der Freunde desselben herauszulassen. Am 30. Oktober 1756. erschien ein königlich Preussisches Schreiben am Reichstage, welches in einem solchen Tone abgefaßt war. Am 23. December übergab der churbrandenburgische Gesandte aufs neue ein Memorial, welches eben so anzügliche Stellen enthielt. Der Preussische Hof verlangte, daß der Churfürst von Maynz sie beide

o) Ebendaselbst Th. III. S. 491.

zur Diktatur bringe. Allein in der Wahlkapitulation Karls VI. war festgesetzt worden, daß wenn man wegen ungeziemender harter Ausdrücke, oder aus andern Ursachen Bedenken trage, irgend eine Schrift zu diktiren, das Reichsdirektorium mit dem churfürstlichen Kollegium sich vorläufig darüber berathschlagen, und so, wie die Meinung desselben ausgefallen seyn würde, verfahren sollte p). Im Vertrauen auf diese Verordnung versagte nun der Churfürst von Maynz diesen Schriften die Diktatur. Darüber kam es zu einer heftigen Streitigkeit. Der Preussische Hof machte ihm Vorwürfe, daß er die Schriften des Wiener-Hofes, welche in bittern, die Ehre eines Königs kränkenden Ausdrücken abgefaßt wären, bisher ohne Bedenken diktirt habe. Er beschuldigte ihn einer unrühmlichen Partheilichkeit. Er bestand zu widerholten Malen darauf, daß es eine Unbilligkeit sey, seinen Schriften die Diktatur zu verweigern, und im Gegentheile den Schriften des Wiener-Hofes selbige zu gestatten. Zugleich beschwerte er sich auch in öffentlichen Schriften gegen das Verfahren des Reichshofraths, nannte es reichsgesetzwidrig, und protestirte feierlich dagegen.

Doch alle diese Bemühungen konnten den Churfürsten von Maynz, und mehr andere deutsche Fürsten nicht hindern, ihrer Neigung, oder ihren politischen Absichten zu folgen, und die Wünsche des Erzhauses Oesterreich zu begünstigen. Besonders thätig bezeigte sich in der Reichsversammlung die französische Gesandtschaft. Gründe, Schmeicheleien und Drohungen wandte sie an, um die Reichsstände zu bewegen, daß sie einen Reichskrieg gegen den König in Preussen beschliessen möchten q). Ver-

p) Wahlkapitulation des Kaisers Karls *VII.* Art. 13. §. 7.
q) Friedrich *II.* Th. *I.* Kap. 5. S. 113.

gebens setzten die Wenigen, welche Preussens Parthei hielten, ihre Widersprüche entgegen. Vergebens stellte der König in Preussen vor, seine Absicht sei nicht, die allgemeine Sicherheit zu zerstören; er befinde sich in dem Falle einer gerechten Nothwehre, handle nur nach den Grundsätzen des Präventionsrechtes, und suche nichts anders, als sein Eigenthum zu vertheidigen. Vergeblich widerrieth Churbraunschweig heftige Mittel gegen den König, und schlug vor, daß das Reich lieber eine Friedensvermittelung übernehmen möge r). Die Zahl derjenigen, bei welchen die Gründe der Gegenparthei Eingang gefunden hatten, war grösser. Ihre laute Stimme übertönte die schwache Stimme der andern. Und so erfolgte denn am 17. Jäner 1757. ein allgemeines Reichsgutachten, welches beschloß, daß das Reich dreifache Mannschaft ins Feld stellen, und dieselbe sogleich in marschfertigen Stand setzen wolle s). Der König in Preussen legte zwar auch dießmal seinen Widerspruch ein. Auch Churbraunschweig unterstützte ihn hierin. Allein ihre Aeusserungen konnten den Eindruck nicht auslöschen, den die Vorstellungen der mächtigern Parthei nun schon einmal gemacht hatten, viel weniger einen schon einmal gefaßten Entschluß hemmen. Der zahlreichere Theil des Reiches ward vielmehr darin bestärket, da bald darauf, nämlich am 14. März die Könige in Frankreich und Schweden in der Reichsversammlung feierlich erklärten, daß sie als Garants des Westphälischen Friedens alle ihre Kräfte aufbieten werden, grosse Uebel, welche die gegenwärtige Lage hervorbringen würde, zu verhüten, und die deutsche Freiheit zu retten t).

r) Neue genealog. hist. Nachr. Th. 98. S. 105. ff.
s) Staatskanzley Th. 113. S. 669. ff.
t) Ebendaselbst. Th. 114. S. 293. ff. u. 296.

§. 18. Feldzug der Preussen und Hannoveraner. Konvention bei Kloster Seeven. Treffen bei Roßbach und Leuthen.

Nach diesen Vorfällen am Reichstage verstrichen nur wenige Wochen, bis der König in Preussen den neuen Feldzug eröfnete. Am 20. und 29. April setzte sich seine Armee in Bewegung, und drang in mehrern Abtheilungen und auf verschiedenen Seiten in Böhmen ein. Wo sich die Preussen immer näherten, zogen sich die Oesterreicher betroffen hinter die Eger zurück. Sie hatten einen allgemeinen Einfall in Böhmen gar nicht vermuthet. Schlau hatte Friedrich seine Absicht zu verbergen gewußt. Er hatte die Stadt Dresden befestigen, in derselben Gegend vortheilhafte Lager abstechen, und zuweilen einzelne schwache Streifzüge in Böhmen vornehmen lassen. Dadurch hatte er seine Feinde auf die Vermuthung geführet, er habe die Absicht, sie nur im Kleinen zu beunruhigen; schränke sich aber in der Hauptsache nur auf einen Vertheidigungskrieg ein. Als er daher plötzlich mit seiner ganzen Macht in Böhmen erschien, erstaunte alles über diese unerwartete Wendung. Der Herzog von Bevern, welcher eine der Preussischen Abtheilungen anführte, stieß bei Reichenberg auf ein feindliches Korps, wo es verschanzt war. Dasselbe betrug 20,000. Mann, das Seinige nur 16000. Dessen ungeachtet griff er es muthig an, und schlug es mit einem Verlust von 1000. Mann aus dem Felde. Damals war die ganze Oesterreichische Armee noch nicht in Böhmen versammelt; denn man hatte einen allgemeinen Einfall der Preussen in dieses Königreich nicht vermuthet. Als man aber jetzt dasselbe von allen Seiten beunruhiget sah, erhielt der Feldmarschall Daun den Befehl, seine Armee alsogleich zu ver-

sammeln, mit derselben gerade nach Prag zu gehen, und sich mit dem Feldmarschall Browne zu vereinigen. Friedrich hatte von diesem Vorhaben Nachricht erhalten. Sogleich ließ er, um seinen Feinden zuvorzukommen, am 5. May nahe bei Selz ein Brücke über die Mulda schlagen, gieng mit 20. Bataillons und 40. Schwadronen über dieselbe, und eilte mit starken Schritten, die Gegend von Prag zu erreichen, ehe sich Daun mit dem Feldmarschall Browne vereinigen konnte. Am folgenden Tage war er nur einen Kanonenschuß weit von den Oesterreichern entfernet. Sogleich ordnete er seine Truppen, und ließ das Zeichen zum Angriffe geben. Die Oesterreichische Armee betrug ungefähr 76,000. Mann, folglich um 8000. mehr als die Preussische. Sie hatte sich auf Bergen gelagert, und auf denselben verschanzt. Nur schmale Fußsteige liessen einzelnen Soldaten einen Weg übrig, um zu ihr zu gelangen. Das übrige Terrain war größtentheils sumpfigter Boden, welcher dem Feinde beinahe keinen Zutritt gestattete. Dessen ungeachtet griffen die Preussen mit grosser Herzhaftigkeit an. Grosse Schwierigkeiten hatten sie zu überwinden, ehe sie zu den Feinden gelangen konnten. Eine beträchtliche Zahl Kanonen mußten sie zurücklassen, weil sie über den sumpfigten Boden nicht konnten fortgebracht werden. Viele Soldaten sanken bis an die Knie in den Morast, und konnten nur mit Hülfe der übrigen und mit genauer Noth sich wieder herauswinden u). Dennoch benahm ihnen weder diese Strapaze, noch das heftige Kartätschenfeuer der Feinde den Muth. Dreimal warf sich die Preussische Reiterei auf die Oesterreichische hin, und drängte sie

u) Archenholz Geschichte des siebenjährigen Krieges. S. 32. Wiener Ausgabe.

gewaltig zurück. Aber die Infanterie des linken Flügels stürzte zu übereilt auf den Feind los. Sie ward zurückgeschlagen, und lieferte einen Beweis, daß auch Heldenmuth ein Fehler ist, wenn ihn nicht die Ueberlegung begleitet. Indessen rückte aber das zweite Treffen heran. Der König verstärkte dasselbe durch einige Regimenter, die er in der Eile an sich zog. Alles warf sich jetzt mit grossem Ungestümm auf die Feinde hin, und eine allgemeine Niederlage des rechten Flügels folgte darauf. Eben so glücklich focht der rechte Flügel der Preussen unter dem Beistande des Prinzen Heinrichs und des Herzogs von Bevern. Eine geraume Zeit hielt derselbe ein heftiges Kanonenfeuer aus. Endlich eilte der Prinz Ferdinand von Braunschweig herbei, welcher auf dem linken Flügel keinen Feind mehr vor sich hatte, und nahm die Oesterreicher in die Seiten und in den Rücken. Dieser Umstand machte dem Treffen zum Vortheile der Preussen ein Ende. Die Besiegten fanden kein anders Rettungsmittel mehr, als die Flucht nach Prag. Wie hartnäckig beide Partheien gefochten hatten, läßt sich aus der Grösse ihres Verlustes beurtheilen. Die Preussen büßten 11,000. die Oesterreicher 12,000. Todte und Verwundete ein v).

Die Folge dieses überaus blutigen Treffens bei Prag war nun diese, daß die Preussen die Stadt Prag einschlossen und förmlich belagerten. Eine Zahl von 40,000. Mann, die der Gefahr des Treffens entronnen waren, hatten sich in diese Stadt geworfen. Vor dem Treffen hatte man eine so zahlreiche Versammlung von Truppen darin, und eine Bloquade der Stadt gar nicht vermuthet. Für

v) Archenholz a. a. O. S. 34. Friedrich *II.* Kap. 6. S. 134—139.

so viele Menschen hatte sie nicht Lebensmittel genug. Mangel und Theuerung nahmen täglich mehr überhand; mit denselben vermehrte sich der Jammer und die Verzweiflung. Die einzige schwache Hoffnung gründete man noch auf einen Entsatz durch den Feldmarschall Daun, welcher dem Plane zu Folge schon zuvor zum Feldmarschall Browne hätte stossen sollen, und nun wirklich mit einem Heere von 60,000. Mann nur ungefähr 4. Meilen von Prag entfernt war. Um ihn aus dieser Gegend zu entfernen, und unschädlich zu machen, zog Friedrich von der Belagerungsarmee 10. Bataillons und 20. Schwadronen heraus, stieß mit denselben zur Armee des Herzogs von Bevern, und rückte am 18. Junius 1757. gegen den Feind an. Daun hatte mit seinem Heere sein Lager bei Kollin. Verschiedene Dörfer, gefährliche Hohlwege und steile, unzugängliche Anhöhen vor seiner Fronte sicherten ihn vor aller Gefahr, und machten einen Angriff der Preussen beinahe unmöglich. Ein fürchterliches Kanonenfeuer erschwerte ihre Unternehmen noch mehr. Allein nichts war im Stande, ihren Muth zu erschüttern. Je fürchterlicher der Donner der Kanonen ertönte, mit desto mehr Feuer stürzten sie auf ihren Feind hin. Ihr Enthusiasmus wuchs mit der Gefahr. Siebenmal drängte sie das feindliche Feuer zurück, und allemale sammelten sie sich wieder. Auf den Leichnamen der Getödteten schritten sie hin, und griffen von neuem an. Schon hatten sie die Reiterei geworfen, den rechten Flügel schon geschlagen. Daun war im Begriffe sich zurückzuziehen. Die Preussen belebte schon ein hohes Gefühl ihrer Uebermacht. Frohlockend erhoben sie schon ein stolzes Siegesgeschrei, und wünschten sich Glück. Allein plötzlich gewann das ganze Treffen eine andere Gestalt.

stalt. Einen der Preussischen Generale riß die Hitze über die Gesetze der Kriegskunst weg; er stürzte auf den Feind zu einer Zeit und an einem Orte, wo er es nicht hätte thun sollen, und zerstörte dadurch die ganze Ordnung des Treffens. Der Feldmarschall Daun benützte diesen Fehler mit der ihm eigenen Einsicht. Mit Ungestümm brach er in die Lücke ein, welche jener durch seine unzweckmässige Bewegung verursachet hatte. Die Sächsische Reiterei griff die Preussen in der Front und im Rücken zugleich an; Nationalhaß und Groll wegen der einst in Schlesien erlittenen Niederlage begeisterte sie; ohne Schonung hieb sie alles nieder, was sie erreichen konnte. Das Gewühl von Menschen und Pferden, das Klirren der Schwerter, und das Röcheln der Sterbenden, welche auf dem Schlachtfelde dicht übereinander lagen, bildeten eine gräuliche Scene. Die Niederlage der Preussen war ungemein groß. Ungefähr 11,000. Mann liessen sie theils auf dem Schlachtfelde, theils dem Feinde als Kriegsgefangene w). So viel Unheil konnte der unbehutsame Eifer eines tapfern Generals stiften, zur wichtigen Lehre für Krieger, daß zuweilen auch die größte Tapferkeit schädlich seyn kann.

Dieses Treffen hatte den Belagerten in Prag in ihrem bedrängten Zustande wieder neues Leben eingegossen. Friedrich sah sich nun genöthiget, die Bloquade von Prag aufzuheben. Die zahlreiche Garnison entkam dadurch dem harten Zustande der ängstlichen Gefangenschaft; die Oesterreichische Armee sah sich durch sie um ungefähr 40,000. Mann wieder verstärket. Doch dieses war noch nicht die einzige dem König in Preussen nachtheilige Folge

w) Friedrich *II. a. a.* O. S. 153—158. Archenholz S. 39. ff. Tempelhof Th. *I.* S. 175. f. u. S. 180. f.

des unglücklichen Treffens bei Kollin. Alles vereinigte sich nun gleichsam auf einmal, von dem Unglücke und der Bestürzung der Preussen schnellen Vortheil zu ziehen. Die Franzosen hatten bereits im April den deutschen Boden betreten. Ihr Bündniß mit der Kaiserin Königin verpflichtete sie nur zu einer Lieferung von 24,000. Mann; allein sie waren unter der Anführung des Marschalls d'Etrees mit 100,000. Mann herangerückt, und hatten Westphalen besetzt. Ein Detaschement war ins Hessische vorgedrungen, und hatte sich sogar der Hauptstadt Cassel bemächtiget. Eine andere Französische Armee unter dem Kommando des Prinzen von Soubise war auf einer andern Seite nach Deutschland gekommen, hatte sich mit den Reichstruppen vereiniget, und war im Begriffe in Sachsen einzufallen. Die Russen waren bereits im Monate Junius über 100,000. Mann stark in Preussen eingedrungen, überschwemmten dieses Land, wie ein reissender Strom, und schlugen endlich am 30. Julius die Preussische schwache Armee unter dem Befehle des Generals Lehwald bei Jägerndorf aus dem Felde x). Die Schweden waren über das Balthische Meer geschiffet, in Pommern eingefallen, und bemächtigten sich in kurzer Zeit der festen Oerter Anklam, Demmin, und der Penemünderschanze. Die Oesterreicher fielen unter der Anführung des Prinzen Karls und des Feldmarschall Dauns in die Lausitz ein, zwangen das schwache Preussische Korps, sich zurückzuziehen, und verfolgten es bis an die Thore von Schlesien. Friedrich hatte nur wenig Alliirte. Nebst den Hanoveranern hatten sich noch die Braunschweiger, Hessen, Gothaer und Bückeburger an ihn angeschlossen. Allein diese Unterstü

x) Friedrich *II.* a. a. O. S. 222. f.

kung war viel zu schwach, als daß sie den König hätte in den Stand setzen können, allen seinen so zahlreichen Feinden und in so verschiedenen Gegenden zu widerstehen. Diese vereinigten Truppen der Preussischen Alliirten standen unter dem Kommando des Herzoges von Kumberland im nordwestlichen Deutschland. Mit den Preussen, die mit ihnen vereiniget waren, bildeten sie ein Heer von 50,000. Mann. Diese Zahl war viel zu geringe, als daß sie dem mächtigen Französischen Heere das Gleichgewicht hätte halten können. Die Franzosen bemächtigten sich der Stadt Emden, und bedrückten die Hannöverischen Lande durch starke Kontributionen. Sie schlugen endlich Brücken bei Münden, und giengen auf die Alliirten los. Bei Hastenbeck kam es am 26. Julius zu einem Treffen. Nach langem Kanoniren bemächtigten sich die Franzosen einer Batterie im Mittelpunkte der Alliirten. Aber mit unaufhaltbarem Eifer stürzet nun der Erbprinz von Braunschweig mit dem Degen in der Hand auf sie hin, und erobert sie wieder. Der Hannöverische Oberste Breitenbach fällt den Feinden in den Rücken, treibt sie in die Flucht, und nimmt ihnen Kanonen und Fahnen ab. Die Franzosen sind in Verwirrung; der Marschall d'Etrees giebt schon Befehl zum Zurückzuge, als er plötzlich gegen alle Erwartung erfährt, daß der Herzog von Kumberland in vollem Marsche begriffen ist, und sich nach Hameln zurückzieht y). Dieser unrühmliche Schritt war die Wirkung einer grossen Uebereilung. Die Franzosen setzten ihm nach, und besetzten Hameln. Dieses bewog ihn, sich mehr nordwärts zu ziehen, und Stade zu decken. In diese Stadt hatte man das Archiv von Hannover und andere Kostbarkeiten

y) Archenholz S. 44.

gepflüchtet. Allein der Feind verfolgte ihn unaufhörlich, und brachte ihn so sehr in die Enge, daß ihm nichts anders übrig blieb, als eine Kapitulation. Diese wurde am 9. September 1757. zu Kloster-Seeven geschlossen. Nach derselben sollten alle Feindseligkeiten längstens in vier und zwanzig Stunden aufhören, die Hannöverischen Truppen in Stade und jenseits der Elbe ins Sachsen-Lauenburgische verlegt werden, die Hessen, Braunschweiger, Gothaer und Bückeburger nach ihrem Vaterlande zurückgehen, und alle diese nicht als Kriegsgefangene angesehen werden z). So hatte Friedrich eine Hülfsarmee, welche seinen Feinden wenigst auf einer Seite Beschäftigung gegeben hatte, unglücklich Verloren, und seine Alliirten büßten Hannover, Wolfenbüttel, Braunschweig und Bremen ein, welche in die Hände der Feinde geriethen.

Alles Unheil war seit dem unglücklichen Treffen bei Kollin über Friedrichs Scheitel zusammengestürzet. Die Schweden waren bereits bis in die Uckermark eingedrungen, und man war nicht wenig besorgt, sie möchten ungeachtet ihres Mangels an Kriegsbedürfnissen sich endlich wohl gar der Hauptstadt Berlin bemächtigen. Denn die geringe Besatzung, die sich in dieser Gegend befand, wäre nicht im Stande gewesen, sie aufzuhalten. Die deutsche Reichsarmee hatte sich nach und nach auch gesammelt, und bei Erfurt mit einer Abtheilung Oesterreicher vereiniget. Ueberdieß schickte der Herzog von Richelieu, welcher dem Marschall d'Etrees im Kommando gefolgt war, den Prinzen von Soubise mit 25000. Mann ab, die Reichsarmee zu verstärken. Alle Umstände weissagten nichts anders,

z) Tempelhof Geschichte des siebenjährigen Krieges. Th. *II.* S. 1. f.

als einen Einfall dieser Kriegsvölker in das Churfürstenthum Sachsen und in das Herzogthum Magdeburg. Der Oesterreichische General Haddik war gleichfalls bereits mit 4000. Mann bis vor die Thore der offenen, wehrlosen Stadt Berlin gekommen, und hatte sich von den Einwohnern, als er die Annäherung des Prinzen Moritz von Anhalt befürchtete, 200,000. Reichsthaler bezahlen lassen. Friedrich fand es nöthig, den bei Erfurt vereinigten Truppen entgegen zu rücken, und ein Treffen zu liefern. Am 4. November trafen sich beide Heere; am 5. begann bei Roßbach die merkwürdige Schlacht.

Friedrich zog sich mit seinen Truppen absichtlich ein wenig zurück; die Franzosen erklärten sich dieses als eine Wirkung seiner Furcht und Schwäche. Dieß machte sie sorgenlos. Sie liessen ihre Vorposten mit Geschütz vorrücken. Ihr linker Flügel machte hierauf eine Bewegung gegen den rechten. Diese Veränderung der Stellung brachte ihnen Schaden. In einer Geschwindigkeit, welche die Franzosen nicht vermuthet hatten, waren die Preussen in Schlachtordnung gestellt. Plötzlich kam der General Seidlitz mit der Preussischen Reiterei hinter einem Hügel hervor. Mit unaufhaltbarem Ungestüm warf er sich auf den sorgenlosen Feind hin. Zum größten Erstaunen desselben wagte sich die leichte Reiterei an die schwere Kavalerie, und schlug sie zurück. Soubise setzte jetzt sein Vertrauen auf das Reservekorps. Dieses sollte den bisher erlittenen Schaden ersetzen. Er befahl demselben vorzurücken; allein mit gleicher Tapferkeit stürzten die Preussen hin, und warfen auch das Reservekorps zurück. Beinahe zu gleicher Zeit rückte die Preussische Infanterie in Schlachtordnung an. Ein entsetzliches Feuer aus Kanonen und kleinem Gewehre begleitete ihre Schritte. Die Preus-

sen waren dem französischen Fußvolk in die Flanke gefallen; dasselbe hatte von ihrer Reiterei keine Unterstützung zu hoffen; da änderte sich endlich der bisherige Leichtsinn und Muthwille der Franzosen in eine allgemeine Zaghaftigkeit und Verwirrung. Vom Schrecken betäubt warfen sie und die Reichstruppen ihre Gewehre weg, und suchten nun einzig in der Flucht ihre Rettung. Die grosse Anzahl der Gefangenen, welche die Preussen in diesem Gefechte gemacht hatten, und der Todten auf Seite der Feinde, waren Zeugen der Tapferkeit, mit welcher jene gefochten hatten. 3560. Mann büßten diese an Todten und Verwundeten ein, und 6220. Mann geriethen in Gefangenschaft; 63. Kanonen, 7. Fahnen, 15. Standarten und 1. Paar Paucken wurden eine Beute der Preussen a).

Als nach dem Treffen die Entfernung der Gefahr den Franzosen wieder zu sich selbst zukommen erlaubte, erwachte in ihnen das Gefühl der Schaam. Diese hieß sie, ihre eigenen Fehler vergessen; sie legten die Schuld des Verlustes den Reichstruppen bei. Es ist wahr, diese Reichsarmee war nicht gut organisirt. Von einer Masse zusammengelaufener Menschen aus verschiedenen deutschen Völkerschaften, welche kein gemeinsames Intresse mit einander verband, ja wohl gar der Nationalhaß von einander getrennet hielt, ließ sich wohl wenig Grosses erwarten. Mancher Reichsstand lieferte einige hundert Mann zur Armee, mancher nur fünf oder sechse, mancher gar nur einen einzigen. Aber dieser letztere mußte so gut, wie jene, seinen eigenen Beamten mit in das Feld schicken, welcher den einzigen Mann mit Proviant zu versorgen hatte. Der eine

a) Friedrich *II.* S. 190—197. Archenholz S. 54. f. Tempelhof Th. *I.* S. 252. ff.

Mann dieser Armee, welchen im Treffen einer und derselbe Eifer beseelen sollte, bekam gutes, der andere schlechtes Brod, der dritte gar keines, weil sein Beamter entweder nicht zugegen war, oder weil das Geschäft, das Brod seinen Leuten auszutheilen, der militärischen Einrichtung seines Landes gemäß, auf einen andern Tag fiel, oder weil er es beim Mangel an einer eigenen Feldbäckerei gerade an dem bestimmten Tage nicht herbeischaffen konnte. Nach Verschiedenheit der Verfassung, die in den Ländern dieser mannigfaltigen Kontingente hergebracht war, herrschte auch bei der Reichsarmee keine Gleichheit in Austheilung des Soldes. Dem einen reichte man ihn heute, dem andern morgen; der eine erhielt mehr, der andere weniger. Alles dieses erregte die Unzufriedenheit, erweckte Eifersucht und Neid unter den Truppen einer und derselben Armee b). Den General setzte eine so schlechte Verfassung auffer Stand, die Soldaten, die unter seinem Befehle standen, zum Besten einer gewissen Unternehmung auf eine bestimmte Anzahl Tage mit Brod zu versehen. Er mußte auf jede geheime Expedition mit diesen Truppen Verzicht thun; denn die Nothwendigkeit, so vielen Beamten wegen der Lieferung des Proviants Nachricht davon zu ertheilen, machte das, was bei solchen Entwurfen das größte Bedürfniß ist, die Verschweigenheit, unmöglich. Endlich herrschte bei der Reichsarmee sehr wenig Disciplin, wenig Subordination. Sie war ein aus mehrern fremdartigen Theilen zusammengesetzter Haufe; eine Masse Menschen von verschiedener Denkungsart, von ungleichem Eifer, ungleichen Waffen, ungleicher Geschicklichkeit in der Taktik.

b) Deutsche Kriegskanzley auf das Jahr 1758. B. I. S. 121—125.

Als es in dem Treffen bei Roßbach zum Feuern kam, fanden sich unter 100. Flinten der Reichstruppen kaum 20. welche Feuer gaben c). Eine Armee von solcher Beschaffenheit schien freilich keinen Beruf zu Heldenthaten zu haben. Aber es war doch unbillig, das Mißlingen des Treffens bei Roßbach ihr allein zur Last zu legen. Das Heer der Franzosen befand sich nicht in einem so unkriegerischen Zustande; aber es herrschte bei demselben ein anderer Fehler, der ihm bei mancher Gelegenheit beinahe eben so schädlich wurde; allzugrosse Sicherheit, durch den Leichtsinn erzeugt, zu voreilige Verachtung eines Feindes, dessen Stärke es nach nicht kannte; der Geist der Kleinigkeit und Tändelei. Die Menge der Köche, Laquayen, Friseurs, Kammerdiener und Maitressen, welche die französischen Krieger mit sich schleppten, waren ein unnützer, vielverzehrender Troß, und gereichten der Armee zur Last. Die grosse Zahl von Schlafröcken, Sonnenschirmen, Haarbeuteln, Pudermänteln, Pomaden und wohlriechenden Wässern, welche die Preussen erst vor Kurzem, beim Ueberfalle von Gotha, bei ihnen gefunden hatten d), konnten natürlich in den Köpfen schlichter Deutschen keine vortheilhafte Idee von dem kriegerischen Charakter dieser Herren, keine Furcht vor solchen Feinden erwecken. Ihre Verachtung der deutschen Armeen erzeugte bei ihnen Sorglosigkeit; aus dieser entstanden Vernachlässigung guter Gelegenheiten, Mangel an tiefsinnig entworfenen Planen, Mangel an Ernst und anhaltender Thätigkeit in den Kriegsoperationen. Diesen Ursachen hatten sie manchen Verlust zuzuschreiben, den sie während dieses Krieges erlitten.

c) Deutsche Kriegskanzley a. a. O.
d) Archenholz S. 53.

Vielleicht bei keiner Gelegenheit erschien der deutsche Patriotismus seit langer Zeit in einem so hellen Lichte, als nach der Schlacht bei Roßbach. In ganz Deutschland sprach man mit stolzem Frohlocken davon. Selbst Völker von der Gegenpartei sahen nicht ungern die Franzosen gedemüthigt. Ihre Niederlage schien eine Art von Genugthuung für die Verachtung, womit sie den Deutschen begegneten. Selbst auf dem Schlachtfelde zeigte sich diese Empfindung zwischen zweenen erbitterten Feinden. Ein preussischer Reiter war eben im Begriffe, einen Französischen gefangen zu nehmen. In diesem Augenblicke sprenget ein österreichischer Kürassier mit gezücktem Schwerte hinter ihm her, und will den Franzosen befreien. Bruder Deutscher, ruft ihm der Preusse zu, laß mir den Franzosen! Nimm ihn, erwiederte der Oesterreicher, und ritt wieder zurück e). Nur an denjenigen Höfen, welche der Krieg der Preussen am nähesten angieng, verursachte die Nachricht von der Niederlage der Franzosen und Reichstruppen eine lebhafte Bestürzung. Besonders machte sie auf die Königin in Polen und Churfürstin in Sachsen sehr tiefen Eindruck. Sie befand sich eben in sehr kränklichten Umständen. Als man ihr die Nachricht von dem unglücklichen Treffen bei Roßbach brachte, entließ sie im tiefsten Gefühl ihres Schmerzes ihre Hofleute, und überließ sich, wie dieß das gewöhnliche Betragen einer heftigen Leidenschaft ist, ihrem Gram in der Einsamkeit. Am folgenden Morgen fand man sie todt. Für den König in Preussen schien dieser Todtfall ziemlich vortheilhaft. Sie war seine heftige Feindin gewesen. Sie konnte es ihm nie vergeben, daß seine Krieger nach der Einnahme von

e) Fischers Geschichte Friedrichs *II.* Th. *I.* S. 605.

Dresden in ihr Kabinet gedrungen waren, wohin sie das Archiv mit allen geheimen Schriften gerettet hatte, und daß dieselben, als sie sich mit ausgespannten Armen vor den Schrank hingestellet hatte, um ihn mit ihrem Körper zu decken, gewaltthätig ergriffen, und von dem Platze weggetragen hatten f); eine Handlung, welche in der Folge beinahe in ganz Europa einen ungemein starken Eindruck zum Nachtheile des Königs machte. Seitdem hatte sie immer geheime Verständnisse mit seinen Feinden unterhalten, und alles, was sie von den Entwürfen des Königs, oder von andern wichtigen Umständen hatte erfahren können, den Oesterreichischen Generalen durch geheime Korrespondenzen entdecket. Einmal hatten die preussischen Soldaten eine ganze Kiste voll Würste aufgefangen, welche aus Böhmen gekommen, an die Oberhofmeisterin der Königin addressirt, und ganz mit Briefen ausgestopft waren g). Wahrscheinlich war es nicht ohne ihre Mitwirkung geschehen, daß der König in Polen, obwohl Friedrich der Festung Königstein die Neutralität, ihm selbst aber den freien Abzug aus derselben nach Polen bewilliget hatte, mit dem Erzhaus Oesterreich aufs neue einen Vertrag schloß, nach welchem er demselben vier Regimenter Dragoner und zween Pulks Uhlanen überließ. Zum Theil durch geheime Ermahnungen angetrieben, zum Theil von eigenem Patriotismus entflammet, hatten sich viele sächsische Regimenter, welche Friedrich nach der merkwürdigen Bloquade im Jahre 1756. gefangen genommen, nunmehr als preussische Soldaten unthätig betragen, die Preussen verrathen, oder waren in ganzen Schaaren zur Gegenparthei

f) Archenholz a. a. O. S. 17.

g) Friedrich *II.* Kap. 5. S. 120. f.

übergegangen ; denn Friedrich beging den Fehler, die ganzen Regimenter unzertrennt in seine Dienste zu nehmen, und nicht die Soldaten einzeln unter andere Regimenten zu stecken. Alle diese Umstände hatten bisher dem Könige in Preussen vielen Schaden gebracht. Der leicht erfochtene Sieg bei Roßbach öffnete ihm nun auf einmal wieder frohere Aussichten.

Die Reichstruppen und Franzosen waren nun aus ganz Sachsen und aus den angrenzenden Ländern auf einmal verschwunden, als wären sie nie zugegen gewesen. Sie hatten sich auf der Flucht so unordentlich zerstreut, daß sie sich lange Zeit nicht wieder finden konnten. Einige hatte der Schrecken bis an den Rhein vor sich her gejagt. Bei dem geringsten Geräusche wähnten sie, der Feind trete ihnen schon auf der Ferse nach. Die Furcht bildete ihnen ihre Gefahr grösser vor, als sie wirklich war. Friedrich war nun wieder Meister von Sachsen. Seinen Alliirten flößte sein Sieg wieder neuen Muth ein. Von allen Seiten angegriffen, und genöthiget seinen Feinden auf allen Seiten Truppen entgegen zu stellen, hatte er seit der Konvention zu Kloster-Seeven seine eigene Schwäche vor den Augen der Welt nicht verbergen können. Er war schwach, weil er seine Macht zu sehr zertheilen mußte. Dieser Zustand hatte den Muth und die Zuversicht seiner Feinde erhöht. Jetzt weckte der Sieg bei Roßbach seine alten Allirten, daß sie sich mit ihm aufs Neue vereinigten. In einer gewissen Betrachtung gaben die Franzosen selbst die Veranlassung dazu. Nach der Konvention zu Seeven hätten alle Feindseligkeiten zwischen den Alliirten unter dem Kommando des Herzoges von Kumberland und den Franzosen aufhören sollen. Allein

die Franzosen betrachteten Hannover, anstatt auf diesen Vergleich zu achten, als ein erobertes Land. Die Habsucht, mit welcher sie Brandschatzungen und Lieferungen aller Art ausschrieben, war ohne Grenzen. Sogar ein Generalpächter ward aus Paris nach Hannover geschickt; ihm waren die Einkünfte des Landes verpachtet; er erpreßte nach der Sitte der Generalpächter von den Unterthanen so viel, als er konnte. Das Elend und der Unmuth der Einwohner waren aufs höchste gestiegen. Diese traurige Lage derselben war dem König von Großbritannien tief in die Seele gedrungen; denn er liebte sein Churfürstenthum zärtlich. Der Konvention von Seeven waren gewisse Punkte angehängt worden, welche erst in der Folge durch besondere Unterhandlungen sollten bestimmt werden. Noch bis zu dieser Stunde waren sie nicht vollkommen berichtigt. Schon dieser Umstand allein konnte ein Grund für den König in Engelland werden, sich nicht nach einem Vertrage genau zu halten, welcher noch nicht einmal vollkommen geschlossen war. Die Konvention war ferners ohne Theilnahme des Englischen Ministeriums zu Stand gekommen; selbst aus diesem Grunde war der König Georg geneigt, die Auflösbarkeit derselben zu folgern h). Die Soldaten, welche zur Zeit der Schliessung dieses Vergleiches unter dem Kommando des Herzogs von Kumberland gestanden hatten, waren durch denselben eigentlich nicht dienstunfähig gemacht worden. Man war übereingekommen, daß man sie nicht als Kriegsgefangene ansehen sollte. Sie durften also die Waffen behalten, und konnten bei der ersten Gelegenheit wieder losbrechen. Diese gab Frankreich in vollem Maasse durch seine übertriebenen

h) Tempelhof Th. *II.* S. 3.

Gewaltthätigkeiten in den Hannöverischen Landen. Das Betragen dieser Krone war von der Art, daß man annehmen konnte, sie habe den Vertrag gebrochen. Der König von Großbritannien hieß daher seine Truppen sich wieder zusammenziehen. Der Landgraf von Hessen ward gleichfalls bewogen, daß er seine Truppen wieder zu den Hannöverischen stieß. Diesen Entschluß bewirkte mehr der unzeitige Eigensinn des Französischen Ministeriums, als Georgs Beredsamkeit. Wider die Verabredung, die man zu Kloster-Seeven getroffen hatte, bestanden die Franzosen darauf, daß die Hessischen Truppen sollten entwaffnet werden. Hartnäckig wiesen sie jedes andere Auskunftsmittel von sich. Dieser gebieterische Eigensinn der Franzosen erweckte die Unzufriedenheit des Landgrafen, der schon entschlossen war, der Konvention zu Kloster-Seeven buchstäblich getreu zu bleiben. Er vereinigte seine Truppen, die sich auf 12,000. Mann beliefen, mit den Hannoveranern; zu demselben that noch der Herzog von Braunschweig die Seinigen, welche anfänglich ihr eigener Patriotismus auch wider den Willen ihres Herrn unzertrennlich an die Armee der Alliirten gekettet hatte; der König in Preussen verstärkte diese Macht durch einige Regimenter Kavalerie; auf Ersuchen des Königs in Engelland überließ er ihm den Herzog Ferdinand von Braunschweig, daß er anstatt des Herzoges von Kumberland den Oberbefehl über dieses Heer übernehme; und auf solche Art hatte dann Friedrich wieder neue Kräfte, um seinen Feinden zu widerstehen.

Der Marschall von Richelieu, welcher dem Marschalle d'Etrees im Kommando gefolgt war, hatte die fürchterlichsten Drohungen ausgestossen, als man an der Wiedervereinigung der alliirten Armee ar-

beitete. Im Trone eines Propheten hatte er dem Landgrafen von Hessen angekündiget: Kein Stein soll auf dem andern in seinem Residenzschlosse bleiben; durch Feuer und Schwert soll das ganze Land in eine fürchterliche Einöde verwandelt werden. Diese Weissagung gieng zwar im strengsten Verstande nicht in Erfüllung; aber einigermaassen war sie doch nicht ganz eitle Ruhmredigkeit. Abscheuliche Erpressungen nahmen die Franzosen seitdem im Hessischen vor. Die Zeughäuser wurden ausgeleert, und alle Siegeszeichen, welche die Hessen in verschiedenen Kriegen erobert hatten, verbrannt. Alles gemünzte Gold und Silber, welches die Unterthanen besassen, mußten sie den Franzosen ausliefern, die es mit dem anwesenden Oesterreichischen Kommissär Christiani theilten i). Auch dem Churfürstenthum Hannover verkündigte Richelieu kein besseres Schicksal. Erbittert bedrohte er es mit einer allgemeinen Verheerung. Doch Drohungen schreckten nie einen Helden. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig, tapfer und kühn, wie es wenige Helden waren, ausgerüstet mit grossen militärischen Einsichten, und fest in seinen Entschliessungen, brach am 26. November von Braunschweig auf, schlug in kurzer Zeit zwei französische Korps nacheinander, berannte Harburg, und bekam es am 29. December in seine Hände k).

Als dieses in dem nordwestlichen Theile Deutschlandes vorgieng, machten die Oesterreicher in Schlesien beträchtliche Fortschritte. Nadasti eroberte Schweidnitz, und erbeutete darin, nebst vielen Kriegsbedürfnissen, 200,000. Gulden; dieser General, der Herzog von Lothringen und der Feldmarschall

i) Archenholz S. 60.
k) Tempelhof S. 5. f.

Daun, vereinigten ihre Truppen. Die Preussen wurden an verschiedenen Oertern geschlagen, und aus denselben vertrieben. Der Herzog von Bevern verlor ein Haupttreffen bei Breslau, welches den König 6200. Mann an Todten und Verwundeten, und 3600. Gefangene kostete. Die Hauptstadt selbst gieng darüber verloren, und lieferte den Oesterreichern eine grosse Menge von Proviant, Geschütz und Munition. Friedrich stand auf dem Punkte, beinahe ganz Schlesien einzubüssen. Da raffte der entschlossene König alle seine Kräfte zusammen, zog die zerstreuten flüchtigen Horden des Bevernschen Heeres an sich, und rückte mit Mannskraft seinen Feinden entgegen. Am 5. December trafen sich die beiden feindlichen Armeen beim Dorfe Leuthen. Ehe es zur Schlacht kam, versammelte Friedrich seine Officiers noch um sich her, erinnerte sie an seine dermalige unglückliche Lage, an ihre bisher erfochtenen Siege, an die Tapferkeit und den Ruhm ihrer Vorfahren, und entließ sie, da er sie durch seine Rede angefeuert sah, von sich. Voll von diesen Ermahnungen theilten die Officiers ihre Begeisterung dem ganzen Heere mit, und stürzten dann mit unbeschreiblicher Tapferkeit auf den Feind los. Friedrich ließ in diesem Treffen auch seine Kunst in einem vorzüglich hellen Lichte schimmern. Nach Art der Griechen stellte er seine Leute in eine schiefe Schlachtordnung, wodurch er mehr Soldaten, als der Feind, auf den Hauptpunkt des Angriffes brachte. Er theilte ferners eine Linie leitersprossenartig in mehrere Haufen, schob diese dicht auf einander, ließ denselben gedrängt sich bewegen, oder, wenn er es nöthig fand, sich mit grosser Leichtigkeit und Ordnung entwickeln. Er ließ ferners verstellte Bewegungen gegen den rechten Flügel des

Feindes machen, während daß er seine Hauptabsicht auf den linken richtete. So viel Kunst mit so grossem Muthe vereiniget mußte wohl endlich den Ausgang des Treffens zu seinem Vortheile bestimmen. Der linke Flügel ward zuerst überwältiget. Frische Regimenter rückten zwar immer zum Beistande heran; allein während daß sie bemüht waren, sich in Ordnung zu stellen, waren sie schon, wie die ersten, zurückgeschlagen. Die ganze Linie ward getrennt und in Verwirrung gebracht. Am meisten Anstrengung und Blut kostete es die Preussen, bis sie die Oesterreicher, die sich im Dorfe Leuthen versammelt hatten, bezwingen konnten. Diese bestanden theils aus Leuten, welche die Befehlshaber der Kaiserlichen absichtlich hineingelegt, theils aus grossen Haufen von Flüchtlingen, welche von den Schrecken der Schlacht weg darin ihre Rettung gesucht hatten. Hier machte die Verzweifelung selbst den furchtsamen Flüchtling zum Helden. Mit der äussersten Hartnäckigkeit wehrten sie sich so lange, bis sie endlich der Uebermacht unterlagen. Noch einmal sammelte zwar der Kern der österreichischen Armee seine Kräfte, und setzte sich an einem vortheilhaften Platze den Feinden entgegen. Allein die preussische Artillerie und die Reiterei thaten ihre Pflicht mit so gutem Erfolge, daß auch dieser Haufe endlich weichen mußte. Bringet man die Kunst, welche man dabei anwandte, und die ausserordentliche Tapferkeit der Preussen in Rechnung, so verdienet dieses Treffen einen Platz unter den merkwürdigsten, welche je geliefert worden. Aus ungefähr 60,000. Oesterreichern blieben 6500. auf dem Platze, oder wurden verwundet; 21,000. geriethen in Gefangenschaft, und 6000. Mann, welche die Hoffnung, daß sie auf der Seite der Sieger

mehr

mehr Sicherheit finden würden, zur Untreue verleitete, giengen erst nach der Schlacht zu den Preussen über l).

Nach dem Treffen begaben sich die Preussischen Krieger siegeprangend nach Breslau, und machten Anstalten zur Belagerung. Die Besatzung bestand aus ungefähr 17,000. Mann. Ein grosser Theil derjenigen Truppen, welche bei Leuthen aus dem Felde geschlagen worden, machte sie so zahlreich. Der Kommandant war fest entschlossen, die Stadt zu behaupten. Man bombardirte sie bereits einige Tage; die Belagerten vertheidigten sich. Allein am 16. December ließ das blinde Ungefähr eine Bombe in ein Pulvermagazin fallen; dieses gerieth in Brand, ein Schulterstück flog in die Luft, und die Trümmer machten eine Art von Bresche. Damals war eben die Kälte sehr heftig; die Gräben waren gefroren. In diesem Zustande befürchtete der Kommandant einen Sturm. Auf einen Entsatz konnte er keine Rechnung machen; denn die Oesterreichische Armee war nach Böhmen getrieben worden. Er übergab also die Stadt auf Kapitulation. Die ganze Besatzung ward zu Kriegsgefangenen gemacht. Ein ansehnliches Magazin, und eine Kriegskassa von 144,000. Gulden wurden eine Beute der Preussen. Bald darauf kam auch die Stadt Liegnitz durch Kapitulation wieder in ihre Gewalt. Auf solche Art ward der König wieder Herr von Schlesien, und die kaiserliche Armee war am Ende dieses Feldzuges durch den Verlust bei Leuthen und Breslau um 41,447. Mann geschwächet m).

l) Archenholz S. 65—67. Friedrich *II.* S. 212—216.
m) Friedrich *II.* Kap. 6. S. 219.

§. 19. Kriegerische Unternehmungen im J. 1758. Treffen bei Sangerhausen, Lutternberg und Hochkirch.

Im folgenden Jahre waren die Begebenheiten des Feldzuges wieder so mannigfaltig, das Kriegsglück so abwechselnd, als sie es in dem Feldzuge des verflossenen Jahres gewesen waren. Die Russen drangen schon am Anfange des Jahres in Preussen ein, überschwemmten das ganze Königreich, und liessen überall schreckliche Spuren ihres barbarischen Charackters zurück. Am 25. August lieferten ihnen die Preussen die berühmte Schlacht bei Zorndorf, wovon sich beide Partheien den Sieg zuschrieben. Die Schweden drangen aufs Neue in die Länder des Königs ein, und rückten bis gegen Berlin vor. Allein ein kleines Preussisches Korps gieng ihnen herzhaft entgegen, und trieb sie bis Stralsund zurück. In Schlesien belagerte der König in Preussen die Festung Schweidnitz, die schon seit dem verflossenen Jahre eingeschlossen war, und bekam sie nach einer sechzehntägigen Vertheidigung in seine Hände. Er drang hierauf in Mähren ein, und machte Anstalt zur Belagerung der Festung Ollmütz; allein die Oesterreicher fielen einen grossen Transport von mehr als 3000. Wagen an, welche den Preussen Munition und Proviant hatten zuführen sollen, eroberten einen beträchtlichen Theil desselben, und versetzten den König in die Nothwendigkeit, die Belagerung aufzuheben. In Schlesien belagerten die Kaiserlichen die Festung Neisse, und suchten dem König in Preussen den Einmarsch in dieses Herzogthum zu erschweren. Allein Friedrich erschien doch; und General Harsch hob die Belagerung auf. Dieses Aussehen hatte der Krieg an den nordöstlichen Grenzen von Deutschlande. An dem

nordwestlichen Theile hatte der Herzog Ferdinand von Braunschweig den Feldzug schon sehr früh eröfnet. Die Französische Armee befand sich damals in einem sehr elenden Zustande. Ein grosser Theil lag krank in den Spitälern; die übrigen lagen ohne Plan und Ordnung, ohne Vorsicht gegen künftig mögliche Ereignisse, in den Quartieren zerstreuet. Es mangelte den Truppen an Unterhalt, an Vorrath, an allem. Das Kommando über sie hatte so eben Clermont übernommen, ein Mann ohne alle militärische Kenntnisse In einem so schlechten Zustande befand sich das Französische Heer, als der Herzog Ferdinand von Braunschweig aufbrach, und es rasch überfiel, ehe es im Stande war, sich in eine bessere Verfassung zu setzen. Es war nicht einmal nöthig, ihnen die ganze Macht entgegen zu stellen. Schon beim Anblicke des Vortrabbes ergriffen sie die Flucht. Ihre Betäubung war so groß, daß sie sich nicht einmal Zeit nahmen, alles Geschütz und Gepäcke mit sich zu nehmen. Sogar ihre Kranken liessen sie zurück. In ganzen Schaaren zogen sie nach dem Rheine. In Hoya an der Weser suchten sie sich zwar zu behaupten. Der Widerstand, den sie den Deutschen unter dem Kommando des Erbprinzen von Braunschweig thaten, war ungemein heftig. Dennoch mußten sie zuletzt weichen, und ihm 1500. Mann als Gefangene überlassen. Auf diese Eroberung folgte jene von Zelle, Hannover und Braunschweig. In einer Zeit von acht Tagen war in ganz Hannover kein Feind mehr zu sehen. Viele Magazine wurden eine Beute der Deutschen. Um seinen Rückzug zu decken, warf Clermont 3500. Mann in die Stadt Münden; allein auch diese fiel nebst der Besatzung und einem ansehnlichen Magazin nach einer sechstägigen Belagerung in ihre Hände.

Auf solche Art waren vom Februar, da man diesen Feldzug begann, bis zum May 1758. nebst den eben genannten Oertern auch Verden, Bremen, Wolfenbüttel, Lippstadt, Hamm, Münster und Emden von den Franzosen geräumt, und 11,000. Kriegsgefangene in der Gewalt der Deutschen n). Mit ihrem Glücke wuchs auch ihr Muth. Die Franzosen hatten an den Ufern des Rheins einen ziemlich vortheilhaften Posten gefaßt. Kühn entschloß sich nun Ferdinand, sie dort anzugreifen. In aller Stille setzte er am 1. Junius in der Nacht theils auf Schifbrücken, theils in Böten über den Rhein. Clermont wich ihm aus, und verschanzte sich bei Rheinfelden. In dieser Lage war er nicht anzugreifen. Ferdinand nahm nun die Kunst zu Hülfe, und brachte ihn durch geschickte Bewegungen aus seiner vortheilhaften Stellung. Die Französische Armee zog sich in die Ebenen von Crefeld. Diese Wendung war dem Herzog erwünscht. Ferdinand rückte auf ihn zu, und griff ihn am 23. Junius an. Die Verbündeten hatten sich abgetheilet. Ein Theil rückte dem Feinde von vorne entgegen; der andere umgieng den linken Flügel der Franzosen, und fiel ihnen in die Seite. Eine geraume Zeit fochten die Franzosen sehr tapfer. Als sie aber einen ihrer besten Officiers, den Grafen Gisors fallen sahen, verließ sie der Muth, und in größter Unordnung zerstreuten sie sich, und überliessen ihren Gegnern das Schlachtfeld. Diese setzten ihnen nach. Der Erbprinz nahm bei dieser Gelegenheit Rüremonde durch Kapitulation ein, und ließ einige seiner Truppen bis an die Thore von Brüssel streifen; eine andere Parthei begab sich nach Düsseldorf, belagerte diese Stadt, und bekam

n) Friedrich *II.* Kap. 8. S. 242.

sie am 8. Julius gleichfalls durch Kapitulation in ihre Gewalt o).

So viele und so oft wiederholte Schläge verursachten endlich am Hofe zu Versailles eine grosse Bestürzung. Einem beinahe zweimal kleinern, so oft verachteten Deutschen Heere von ungefähr 30,000. Mann mit einer so grossen Macht zu unterliegen, war eine dem Französischen Nationalstolz unerträgliche Kränkung. Man zog einige Officiers zur Verantwortung, und belegte sie mit Arrest. Man rief den Marschall von Clermont zurück, und schickte an dessen Stelle den Herrn von Contades zur Armee. Den Flecken, welcher den bisherigen Ruhm der Französischen Tapferkeit schändlich verdunkelte, wieder auszuwischen, brach der Prinz von Soubise, der bisher, mit den Reichstruppen vereinigt, in Sachsen gestanden hatte, mit einer beträchtlichen Truppenschaar auf. Sein fester Entschluß war, in Hessen einzudringen, theils um seinen bedrängten Landsleuten durch eine mächtige Diversion Ruhe vor dem Herzoge von Braunschweig, und Erholung zu verschaffen, theils um den bisher erlittenen Schimpf empfindlich zu rächen. Zu Hanau verstärkte er sich mit 15,000. Mann Würtenbergischer Soldaten. In Hessen befand sich damals drr Prinz von Isenburg nur mit ungefähr 7000. Mann. Bei der Ankunft des Französischen Vortrabes zog er sich nach Sangerhausen zurück. Hier griffen ihn die Feinde an. Sechs Stunden dauerte das Gefecht; da mußte er endlich der Uebermacht weichen p). Nun stand dem Prinzen nichts mehr im Wege; er besetzte Nordheim, Münden und Göttingen. Ganz Hessen fühlte alle jene unseligen Folgen der Erbitterung, welche

o) Ebendas. S. 244.
p) Ebendaselbst S. 246.

gewöhnlich das schmerzliche Gefühl gekränkter Ehre vergrössert. Diese Diversion hatte auch in Rücksicht auf die Armee des Herzogs Ferdinand die gehoffte Wirkung. Sie hatte ihn in eine bedenkliche Lage versetzt; er hatte nicht mehr mit dem furchtsamen, des Krieges unkundigen Clermont, er hatte mit einem erfahrnen Contades zu thun; er hatte es mit einer Armee von 80,000. Mann aufzunehmen, welchen der bekannte Heldenruhm ihres Anführers neuen Muth und neue Stärke gegeben hatte. Selbst die Natur versagte ihm den Dienst, ihm seine Lage zu erleichtern. Die Wege waren durch lange angehaltenes Regenwetter verdorben; die Ufer waren überschwemmt; Märsche konnten nur mit grösster Schwierigkeit unternommen werden. Die künftige Subsistenz seiner Truppen hieng von dem Zufalle ab; Hannover ward von den Feinden bedrohet, und erheischte einen schnellen Beistand. Durch alle diese Gründe bestimmet, wagte er es nicht, seine Stellung länger behaupten zu wollen; er gieng zwischen dem 8. und 10. August über den Rhein q). Ferdinand lagerte sich nun an der Lippe, und deckte Hannover. Der Prinz Isenburg nahm seine Stellung an der Weser; Oberg suchte mit 20,000. Mann Hessen zu schützen. Zwischen dem letztern und dem Prinzen von Soubise kam es bei Lutternsberg zu einem Treffen, welches zum Nachtheile der Alliirten ausfiel. Schon hatten die Hessen das Französische Fußvolk tapfer zurückgeworfen, als die Französischen Reiter ihnen in die Flanke und in den Rücken fielen, und sie schlugen. Sie verloren 1500. Mann, und 28. Kanonen.

Während daß alles dieses bei der Armee der Alliirten unter dem Kommando des Herzoges Fer-

q) Archenholz S. 119. Friedrich *II.* S. 247.

dinands vorgieng, die Schweden auf Berlin losgiengen, und die Russen im Königreiche Preussen grosse Verwüstungen anrichteten, hatten sich die Reichsvölker, und eine andere Abtheilung Franzosen auf den Marsch nach Sachsen gesetzt, um sich dort mit dem Feldmarschall Daun zu vereinigen. Dieser hatte, um die Abwesenheit Friedrichs zu benützen, welcher mit einem grossen Theile seiner Macht die Russen in Preussen zu bekämpfen hatte, die Hauptarmee der Oesterreicher in dieses Land geführt. In Schlesien waren wenig glänzende Vortheile zu hoffen. Die grosse Zahl guter Festungen und wohl besetzter Pässe war grossen Absichten nicht günstig. In Sachsen war ein besseres Glück zu erwarten. Der Prinz Heinrich schützte dieses Churfürstenthum nur mit einer kleinen Armee. Glückliche Unternehmungen in diesem Lande konnten wichtige Folgen nach sich ziehen. Daun hoffte, er werde die Preussen daraus vertreiben, und den König von der Elbe abschneiden können. Sobald daher die Reichstruppen den Sonnenstein eingenommen hatten, rückte er gegen Dresden hin, in der Absicht, diese Stadt zu erobern. Dieser Entschluß versetzte alle Einwohner derselben in das größte Leid; denn der Preussische Kommandant, Graf Schmettau drohte, die schönen Vorstädte in einen Aschenhaufen zu verwandeln, und selbst des Residenzschlosses nicht zu schonen, wofern der Oesterreichische Feldherr den geringsten Schritt zur Ausführung dieses Vorhabens thun würde. Daun drohte zwar im Gegentheile mit der grausamsten Rache, wenn jener die Vorstädte abbrennen würde. Aber Schmettau änderte an seiner Erklärung, die er nun einmal gethan hatte, keine Sylbe. Schon ließ er brennbare Materialien in die Häuser bringen,

schon einen grossen Vorrath von Pulver in das Schloß führen. Mit Gewalt versammelte er alle Vornehmen des Hofes in dem Schlosse, wo sie mit der königlich Polnischen Familie in banger Erwartung auf den Erfolg harrten. Bei Hofe und in der Stadt hörte man nichts, als Klagen und Jammergeschrei; sah nichts, als verzweifelnde Menschen die Hände ringen, nichts als todtenbleiche Angst auf den Gesichtern gemalt. Eine so bedeutende Drohung, durch so männlichen Ernst unterstützt, erschütterte endlich die Standhaftigkeit des Feldmarschalls. Er that auf eine Belagerung Dresdens Verzicht, und rettete dadurch die Vorstädte r).

Dieser Vorfall schlug indessen den Muth des Feldmarschalls nicht nieder. Es ärgerte ihn, den Prinzen Heinrich mit einem so kleinen Häufchen Soldaten gegen eine Macht von ungefähr 100,000. Mann noch immer als Meister von Dresden, von der Elbe und von dem grössern Theile des Churfürstenthumes zu sehen. Ihn gänzlich aufzureiben, oder wenigst aus Sachsen zu vertreiben, war noch immer sein fester Entschluß. Bereits hielt er über die Art, diesen Entwurf auszuführen, mit den vornehmsten Officiers mehrmalen Kriegsrath. Der Plan war schon entworfen, den Prinzen Heinrich von vorne und im Rücken zugleich anzugreifen, die Anstalten zur Ausführung schon gemacht, als unvermuthet der König in Preussen, welcher so eben die Russen bei Zorndorf gedemüthiget hatte, in Sachsen erschien. Glücklich vereinigte er sich mit dem Prinzen, und schwächte seine Feinde in verschiedenen Scharmützeln. Er wünschte sich eine Gelegenheit, sie in einem entscheidenden Treffen aus

r) Archenholz S. 88. f.

dem Felde schlagen, und dann dem bedrängten Schlesien zu Hülfe eilen zu können. Denn die Feinde belagerten damals Neisse und Kosel, und die Preussische Armee, welche sich ihren Unternehmungen widersetzen sollte, war schwach. Bei Hochkirch ereignete sich endlich das, was Friedrich gewünscht hatte, am 14. Oktober vor Tages Anbruch. Daun hatte ihn dort in einer sehr unglücklichen Stellung überraschet. Eine der vortheilhaftesten Anhöhen war durch die Preussen nicht besetzt worden. Die Oesterreicher waren ihnen an Menge der leichten Reiterei überlegen. Unaufhörliche Scharmützel, womit diese die Preussen Tag und Nacht beunruhigte, erhielten sie in beständiger Zerstreuung, und verbargen ihre geheimen Absichten. Sorgenlos schliefen die Preussen in ihrem Lager, als plötzlich der Feind des Morgens um fünf Uhr vor demselben erschien. Theils durch List, theils durch Gewalt überwältigte er die Vorposten und drang ins Preussische Lager ein. Der Lärmen, der sich nun allenthalben erhob, und das Getümmel geht über alle Beschreibung. Hier raffte sich einer, durch den Donner der Kanonen geweckt, plötzlich vom Schlaf auf, griff geschwind zu den Waffen, und stellte sich dem Feinde muthig entgegen; dort vergaß einer in der Ueberraschung, sich ordentlich anzukleiden, und stürzte halb nakt aus seinem Schlafgemache heraus; der eine ergriff den Sebel eines andern; der andere die Flinte seines Kameraden; ein dritter konnte im Taumel der Verwirrung nichts finden. Gleichwohl stand ein grosser Theil der Preussischen Armee ungeachtet dieser Ueberraschung in kurzer Zeit in Schlachtordnung. Das Gemetzel, welches nun zwischen beiden Partheien entstand, war ausserordentlich. Blut floß in Strömen hin. Den vortheilhaftesten

Posten der Preussen, das Dorf Hochkirch, zündeten die Oesterreicher an, und zwangen sie, es zu verlassen. In der Fronte und am Rücken zugleich angegriffen, mußten endlich die Preussen nach einem äusserst hartnäckigen Gefecht unterliegen. Ungefähr 9000. Mann, und 100. Kanonen verlor der König in diesem mörderischen Treffen. Auch einige verdienstvolle Feldherren, der Prinz Franz von Braunschweig, der Feldmarschall Keith und mehr andere, fielen als Opfer ihrer Tapferkeit s).

Doch selbst diese auffallende Niederlage hinderte den König in Preussen nicht, seinem ersten Entwurfe gemäß, der von den Oesterreichern belagerten Festung Neisse zu Hülfe zu eilen. Zehn Tage nach diesem unglücklichen Treffen setzte sich die Armee auf den Marsch; nach dreizehn Tagen, nämlich am 5. November, stand sie schon drei Meilen vor Neisse. Der Oesterreichische General Harsch hatte diese Festung seit dem 20. Oktober förmlich belagert. Niemand hatte Friedrichs Ankunft mit einer Armee vermuthet. Seine vierzig Meilen weite Entfernung, und überdieß das Unglück, das er bei Hochkirch erlitten, hatten einen jeden über alle Besorgniß hinausgesetzt. Als daher Friedrich ungeachtet aller dieser Umstände dennoch erschien, und der Oesterreichische General sah, daß das schmerzliche Gefühl über die Niederlage dem Preussischen Heere, mit dem festen Entschlusse den Schimpf zu rächen, zugleich neuen Muth eingeflößt habe; da machte dieses einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er die Belagerung aufhob. Diesem Beispiele folgte auch dasjenige Korps Oesterreicher, welches Cosel bisher einschloß; und so ward denn ganz Schlesien von Oesterreichischen Truppen wieder befreiet.

s) Tempelhof Th. *II.* S. 318—370.

Daun war mit der Hauptarmee in Sachsen zurückgeblieben. Sein glänzender Sieg bei Hochkirch, und die geringe Zahl der Preussischen Truppen, die sich in Sachsen befand, bestärkte ihn in dem Entschlusse, sich der Städte Torgau, Leipzig und Dresden zu bemächtigen. Zum zweitenmale rückte er bereits gegen die Hauptstadt an; und zum zweitenmal drohte der Kommandant, Graf Schmettau, die Vorstädte in einen Aschenhaufen zu verwandeln, wofern er von seinem Vorhaben nicht abstände. Dießmal ließ es Daun wirklich darauf ankommen, und Schmettau verwandelte die fürchterliche Drohung in Wirklichkeit. Am 10. November des Morgens ließ er, da alle Häuser mit brennbarem Stoffe schon angefüllt waren, das grausame Zeichen zum Anzünden geben, und plötzlich loderten die Flammen auf allen Seiten fürchterlich auf. Das schreckliche Geprassel der Flammen, das Krachen zusammenstürzender Gebäude, die brennenden Trümmer von Balken und anderm Holzwerke, welche die Wuth des Feuers in die Luft emportrieb, und das Gewühl und Angstgeschrei der Bewohner der Hauptstadt, bildeten eine gräßliche Scene. In wenig Stunden waren 266. Gebäude ein Schutthaufe; die kostbarsten Geräthschaften, die Werkzeuge, Maschinen und Waaren der blühendsten Manufakturen, und die schönsten Kunstwerke, eine Beute der unbarmherzigen Flamme. Ungeachtet dieses Vorfalles fieng Daun die Belagerung an. Allein unvermuthet erhielt er die traurige Nachricht, daß Neisse entsetzt, die Belagerung von Cosel aufgehoben, die Oesterreichische Armee nach Mähren zurückgegangen sei, und Friedrich bereits aufs Neue gegen Sachsen heranrücke. Diese Umstände, und die Entschlossenheit des Grafen von

Schmettau brachten ihn endlich von seinem Vorsatz ab. Dieser Kommandant hatte ernstlich erkläret, er werde nicht eher aufhören zu fechten, als bis ihn die Ruinen des königlichen Schlosses bedecken werden. Er hatte damals noch nicht alle Vorstädte abgebrannt. Daun brach daher am 15. November mit seiner Armee auf, und gieng nach Böhmen zurück. So wurde auf einmal ganz Sachsen von den Oesterreichern befreiet; denn auch Torgau und Leipzig hatten die Preussen entsetzet; sogar den Sonnenstein mußten die Reichstruppen wieder verlassen.

§. 20. Versuch, den König aus Preussen in die Acht zu erklären. Neuer Einfall der Oesterreicher in Sachsen.

Nach allen diesen Uuternehmungen waren die Truppen beider Partheien in die Winterquartiere gerückt. So viele und grosse Strapatzen machten ihnen allerdings eine Erholung nöthig. Allein die Preussen dachten wenig an alles vergangene Ungemach, und sehnten sich wenig nach Ruhe. Ihr Durst nach kriegerischen Thaten machten sie der rauhen, stürmischen Witterung, der grossen Kälte, und der äusserst schlechten Wege vergessen. Der Prinz Heinrich drang in Böhmen ein, zerstreute die Feinde, welche die Päße besetzt hielten, schlug den Oesterreichischen General Reinhardt, und nahm ihnen viele beträchtliche Magazine weg. Eben derselbe fiel in das Fränkische ein, trieb die Reichstruppen, welche dort in den Winterquartieren lagen, auseinander, nahm eine grosse Anzahl gefangen, und belegte Würzburg, Bamberg und mehr andere Städte, die mit dem deutschen Reiche in gemeinsamer Verbindung wider ihn standen, mit starken Kontri-

lutionen. Eine andere Abtheilung Preussischer Truppen bemächtigte sich der Stadt Erfurt, und wider ein anderes Korps drang in Mecklenburg ein. Unter allen Ländern, welche die Preussen überfielen, verfuhren sie in keinem mit so viel Härte, wie in Mecklenburg. Ohne alle Schonung erpreßten sie unerschwingliche Kriegssteuern, zwangen die jungen Leute auf dem Lande und in den Städten zum Kriegsdienst, plünderten alles rein aus, und zerstörten, was sie nicht fortbringen konnten. Sogar die Betten der Einwohner schnitten sie auf, und streuten die Federn in die Luft t). Diese grausame Behandlung, welche man an den Soldaten einer gesitteten Nation nicht hätte vermuthen sollen, hatte freilich der Herzog von Mecklenburg selbst durch sein feindseliges Betragen gegen den König in Preussen veranlasset. Seit der unangenehmen Streitigkeit wegen der Preussischen Werbungen in seinem Lande nährte er einen bittern Groll gegen den König im Busen. Deutlich äusserte er denselben bei jeder Gelegenheit, wo er dem Könige schaden konnte; vorzüglich aber zur Zeit, da man am kaiserlichen Hofe und am Reichstage zu Regensburg daran arbeitete, jenen in die Acht zu erklären. Er war einer derjenigen, welche in Beförderung dieser Absicht am meisten Eifer und Thätigkeit zeigten.

Schon im April 1757. als man nämlich am kaiserlichen Hofe von dem Eindrucke, den desselben Beschwerden über das Betragen des Königs in Preussen an den meisten deutschen Höfen gemacht hatten, und von der Theilnahme der meisten Fürsten an dem Interesse des Erzhauses Oesterreich hinlänglich überzeugt war, trug der Reichshofrath

t) Archenholz S. 127.

darauf an, einen Achtsprozeß gegen Friedrich einzuleiten u). Der König hatte indessen die Erbitterung gegen sich durch feindliche Einfälle in die Länder verschiedener Reichsfürsten, besonders aber durch seine in zu heftigen Ausdrücken abgefaßten Staatsschriften und Memoires immer noch mehr gereitzet. Dreust hatte er dem Churfürsten von Maynz, der ihm als Direktor am Reichstage die Diktatur einiger Schriften versagt, so wie dem ganzen Reiche, welches sich in der Versammlung zum Besten des Erzhauses Oesterreich erkläret hatte, ungerechte Partheilichkeit vorgeworfen. Ohne Scheu hatte er behauptet, Oesterreich hätte sich durch geheime Geschäftsträger im Reiche der meisten Stimmen versichert; einige habe es überraschet, andern durch Drohungen ihre Einwilligung zu einem Reichsexekutionskriege abgenöthiget v). Durch dergleichen Aeusserungen befand sich sowohl der kaiserliche Hof, als auch der größte Theil der Reichsstände empfindlich beleidiget. Mit desto mehr Zuversicht konnte der Kaiser jetzt fortfahren, die Ausführung einer Absicht zu beschleunigen, die er schon seit dem Anfange des Krieges festgesetzt hatte. Der Reichshofrath hatte bereits unterm 23. Junius 1757. dem Landgrafen von Hessen-Cassel in scharfen Ausdrücken verwiesen, daß er sich bisher geweigert habe, seine Reichsständische Pflicht zu erfüllen, und ihn ernstlich ermahnet, sein Kontingent zum Reichsexekutionskriege zu stellen. Er hatte ferners seine Abrufungsbefehle an alle Vassallen des Reiches erneuert. Doch da alle bisherigen Ermahnungen fruchtlos waren (denn nur der Erbprinz Ludwig von

u) Fabri Staatskanzley Th. 114. S. 301.

v) S. diese Urkunden hin und wieder in der deutschen Kriegskanzley 1757. und 1758.

Darmstadt, und der Prinz Leopold Friedrich Franz von Dessau verliessen dem Befehle zu Folge die Preussischen Kriegsdienste), so ergieng unterm 22. August ein neuer Schluß des Reichshofrathes gegen den Herzog von Sachsen-Gotha. „Der Herzog„, hieß es darin, „habe nicht nur seine Schuldigkeit nicht beobachtet, und sein Kontingent nicht gestellet; sondern sogar seine eigenen Truppen zur Preussischen Armee stossen lassen. Diesen Ungehorsam sogleich durch die Reichsacht zu bestrafen, hätte der Kaiser volle Ursache gehabt. Dennoch wolle er ihn hiermit noch einmal gütlich ermahnen, und befehle ihm, seine Kriegsvölker von der Preusischen Armee abzurufen w). An eben demselben Tage trat endlich der Reichsfiskal auch gegen den König in Preussen selbst auf. Als Churfürsten von Brandenburg lud er ihn feierlich vor, daß er in Zeit von zweien Monaten vor dem kaiserlichen Reichshof erscheine, um zu sehen und zu hören, wie derselbe in die Reichsacht erkläret, und aller seiner Lehen, Gerechtsamen, Würden, Privilegien und Anwartschaften entsetzet werde x).

Der erste Schritt zum Achtsprozesse war nun hiermit gethan. Daß eine solche Unternehmung gegen einen so mächtigen Herrn, wie der König in Preussen war, ungemein grosses Aufsehen erweckte, läßt sich aus der Natur der Sache leicht schliessen. Doch der größte Theil der Reichsstände war ohnehin dem Erzhaus Oesterreich vollkommen ergeben, und gab allen Entschliessungen und Maaßregeln desselben seinen ungetheilten Beifall. Diejenigen Stände hingegen, welche dem König aus Preussen zugethan waren, nahmen zwar äusserlich keinen Theil an den-

w) Staatskanzley Th. 115. S. 60. ff. und S. 353.
x) Ebendaselbst S. 301. ff.

Anstalten des kaiserlichen Hofes; hielten es aber doch auch noch zur Zeit nicht für räthlich, öffentlich zu widersprechen. Diese Stimmung der Gemüther flößte dem Kaiser den Muth ein, mit der Achtsklage fortzufahren. Nach einem Gutachten, welches der Reichshofrath auf eben diese Lage der Dinge gegründet hatte, nahm jener den Krieg wegen Reichskündigen Ungehorsames des Königs für rechtmässig erklärt, und die Achtsklage für eingeräumt an. Diese kaiserliche Erklärung hatte die vielbedeutende Folge, daß der Reichshofrath nun auch gegen die Anhänger Friedrichs, ohne auf ihre Würde oder auf ihre Macht Rücksicht zu nehmen, als strafender Richter öffentlich auftrat. Unterm 21. August 1758. erließ derselbe ein Mandat unter Strafe des Bannes an den König von Großbritannien, als Churfürsten von Hannover, weil derselbe nicht nur die Reichshülfe in einem Exekutionskriege versagt, sondern auch seine Truppen zur Armee des Königs in Preussen gestossen, und in Reichsständischen Landen Feindseligkeiten verübt habe y). Aehnliche Achtsbefehle erhielten der Herzog von Sachsen-Gotha, der Landgraf von Hessen-Cassel, der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, und der Graf von Lippe-Bückeburg. Vergebens beschwerten sich Churbrandenburg und Churhannover gegen dieses Verfahren; vergebens wandte der Brandenburgische Gesandte am Reichstage dagegen ein, dasselbe sei ungültig; man habe den Prozeß von der Exekution angefangen; einem Reichsgutachten sei schon vorgegriffen worden, alles sei schon zum voraus entschieden; man habe den Ständen den Inhalt ihrer Stimmen in den Mund gelegt, habe auf eine ge-

hei-

y) Fabers neue Europäische Staatskanzley Th. 3. S. 144. ff.

heime Art die Freiheit im Stimmen gekränkt z). Aller dieser Vorstellungen ungeachtet behielt der Antrag, die Achtserklärung über den König in Preussen als Churfürsten von Brandenburg auch von Reichs wegen zu verhängen, und so dem Ausspruche des Reichshofraths durch einen allgemeinen Reichsschluß Gültigkeit und wirksame Kraft zu verleihen, bei dem größten Theile der Reichsstände die Oberhand.

Schon waren der Kaiser und die katholischen Reichsstände im Begriffe, die Berathschlagung über diesen Gegenstand bei der Reichsversammlung in den drei Reichskollegien vorzunehmen, und die Sache ganz kurz durch die Mehrheit der Stimmen entscheiden zu lassen. Dem Wiener-Hofe lag recht sehr daran, es so einzuleiten, daß sich dieses Geschäft nicht in die Länge ziehe. Verzögerung konnte gefährlich werden, konnte endlich den ganzen Entwurf vereiteln. Die Ausführbarkeit desselben beruhte größtentheils auf dem unsichern Kriegsglücke. War dieses heute dem Erzhaus Oesterreich günstig, so konnte es morgen plötzlich sich ändern, und der Parthei des Königs in Preussen das Uebergewicht geben. Schon seit dem Anfange dieses Krieges hatte es mehrmalen gewechselt. Wirklich befand sich Friedrich gegenwärtig in ziemlich guten Umständen. Nur noch eine einzige entscheidend glückliche Schlacht konnte plötzlich der ganzen Lage der Dinge eine andere Wendung geben. Das Glück herrschet gemeiniglich über die Gesinnungen der Menschen, und über ihre Entschliessungen eben so, wie über Begebenheiten und Unternehmungen. Nur zu oft lehrte die Erfahrung, daß die Menschen gar zu

z) Ebendaselbst S. 237. f.

leicht von dem Zufalle sich hinreissen lassen, und plötzlich die entgegengesetzte Parthei ergreifen, wenn sie sehen, daß ihr die Gunst des Glückes das Uebergewicht über ihre Gegner verlieh; denn der glücklichere ist gemeiniglich auch der stärkere, und man verspricht sich von seinem Schutze mehr Sicherheit. Diese Betrachtungen bewogen den Wiener-Hof, die vortheilhaften Gesinnungen der meisten Reichsstände ohne Verzug zu benützen, und die Achtserklärung des Königs in Preussen nach allen Kräften zu beschleunigen. Mit gutem Grunde hoffte man dieses durch geschwinde und gleichsam summarische Behandlung der Sache am Reichstage bewirken zu können. Bereits war dieser Entwurf der Ausführung sehr nahe, als unvermuthet das Korps der evangelischen Reichsstände, durch die unaufhörlichen Erinnerungen der Churhöfe Brandenburg und Hannover in Bewegung gesetzt, mit vieler Entschlossenheit anfieng, diesem Vorhaben entgegen zu arbeiten, und endlich öffentlich widersprach.

Nach einer im Jahre 1711. verglichenen Stelle der Wahlkapitulation sollte, wenn es auf die Erörterung der Frage ankäme, ob ein Reichsstand in die Acht zu erklären sei, erst aus den drei Reichskollegien eine Reichsdeputation von eben so vielen Protestanten als Katholiken niedergesetzt werden; diese sollte den vorliegenden Fall untersuchen, und darüber den Ausspruch thun. Unstreitig war diese Vorschrift sehr nützlich, zur Aufrechthaltung der Reichsverfassung sehr zweckmässig. Sich darüber wegzusetzen, schien bedenklich. Schon in der Rücksicht, daß sie einen wichtigen Punkt der Wahlkapitulation ausmachte, konnten die Reichsstände eine Uebertretung desselben nicht gleichgültig ansehen. Wie leicht konnte überdieß eine solche Abweichung

als erstes Beispiel mehr andere nach sich ziehen; wie leicht ließ sich aus einem Beispiele zum Nachtheile der deutschen Konstitution eine Gerechtsame folgern? Sollte ein so wichtiger Gegenstand, als die Achtserklärung ist, gegen den Willen der Kapitulation durch die Mehrheit der Stimmen entschieden werden, so schwebte offenbar bei der überwiegenden Zahl der katholischen Stimmen das Gleichgewicht zwischen Katholiken und Protestanten in grosser Gefahr. Diese Gründe bewogen das Korpus der evangelischen Reichsstände zu dem ernstlichen Versuche, die Maaßregeln, die man am Reichstage zu nehmen bereits im Begriffe war, zu hindern. In dieser Absicht hielten sie Privatversamlungen in der Wohnung des Churſächsischen Gesandten, erwogen alle Umstände genau und faßten endlich am 29. November 1758. den Schluß ab, daß sie auf den Fall, wenn man die Achtserklärungssache des Churfürsten von Brandenburg auf dem Reichstage vortragen, und ein dem unverkennbaren Wunsche einer grossen Parthei entsprechendes Resultat durch die Mehrheit der Stimmen erhalten würde, alsdann das Korps der evangelischen Stände darauf keine Rücksicht nehmen, sondern in Theile gehen werde. „Da gewisse Vorkehrungen„, so hieß es in der Urkunde, „die Besorgniß erwecken, daß man in Achtserklärungen über den 20. Artikel der Wahlkapitulation hinausgehen wolle; so habe das evangelische Korps beschlossen, in eine solche Aenderung, unter welchem Vorwande man sie auch möge bewirken wollen, nie zu willigen sondern jederzeit standhaft zu verlangen, daß die vorgeschriebene Art pünktlich beobachtet werde. Sollte jedoch die Gegenparthei ihr Vorhaben ungeachtet dieser Erklärung durchsetzen wollen, so werde das evangelische Korps dasjeni-

ge thun, wozu der gedachte Artikel der Wahlkapitulation die Anleitung und das Recht ausdrücklich ertheilet„ a).

Als die Gesandten der protestantischen Reichsstände ihre Berathschlagungen über diesen Gegenstand vorgenommen, hatten sich Vorpommern, Darmstadt, Würtemberg, Mecklenburg, Weimar, Glückstadt und Chursachsen, in dieser Sache von ihnen getrennt. In der Folge traten doch die meisten dem gemeinsamen Schlusse bei. Vornehmlich lag es dem Churfürsten von Sachsen daran, daß die Achtserklärung des Königs in Preussen durchgesetzt werde. Der Einfall desselben in Sachsen, und die Gewaltthätigkeiten, die er in diesem Lande vorgenommen, hatten ihn mit einem unversöhnlichen Hasse gegen denselben bewaffnet. Allein die Gesandten der evangelischen Reichsstände hatten gedrohet, daß, wenn Chursachsen als Direktor des evangelischen Korps seine Pflicht in diesem Stücke nicht erfüllte, selbiges sein bisher genossenes Vorrecht verlieren, und der folgende evangelische Gesandte sich des Direktoriums annehmen würde. Diese Drohung nöthigte den Chursächsischen Gesandten, das Konklusum zu diktiren b).

Am Hofe zu Wien machte dieser Schluß denjenigen Eindruck, welcher sich von einer den Absichten desselben so offenbar entgegengesetzten Ereigniß erwarten ließ. Daß ausser den Churfürsten von Brandenburg und Hannover, und den übrigen Anhängern des Königs in Preussen, auch andere protestantische Reichsstände an dem Schlusse des evangelischen Korps Theil genommen, war eine Sache

a) Neue Europäische Staatskanzley Th. 3. S. 299. ff.
b) Neue genealogische historische Nachrichten. Th. 117. S. 733.

die den Kaiser höchst befremdete. Er bezeigte dem Reiche sein Erstaunen darüber in einem Kommissionsdekrete vom 5. Februar 1759. in ziemlich ernstlichen Ausdrücken. Die Erkenntniß in Achtssachen, sagte er, käme nicht einem Religionstheile allein, sondern nur dem ganzen Reiche zu; und dabei könnten Fürsten, welche selbst zugleich mit dem Churfürsten von Brandenburg desselben Verbrechens schuldig wären, als in ihrer eigenen Sache, nicht mitstimmen. Aus diesem Grunde erklärte er das Konklusum für eine Handlung, welche dem Gesetze des Landfriedens offenbar entgegen sei, und äusserte seine Hoffnung, daß die übrigen Reichsstände das Unternehmen der protestantischen, welches er einen Eingriff in das Stimmrecht der Mitstände nannte, gleichfalls mißbilligen werden c). Diese Grundsätze fanden am Reichstage besonders bei den Katholischen Fürsten, die sich durch die Vereitelung ihrer Absichten gekränkt fanden, sehr guten Eingang. Man zog nun schon wieder die Frage hervor, ob das evangelische Korps berechtiget sei, auch ausser eigentlichen Religionssachen in Theile zu gehen; und ob dazu eine vollkommen einmüthige Beistimmung aller evangelischen Stände nöthig sei, oder ob ein Gesammtschluß hinreiche, den die Mehrheit der Stimmen hervorgebracht habe? Man war auch schon geneigt, diese Fragen zum Nachtheile der Protestanten zu entscheiden. Gleichwohl konnte diese zahlreiche Parthei in ihrem Vorhaben nicht durchdringen. Die Bemühungen der Churbrandenburgischen und Churbraunschweigischen Gesandtschaften, welche die Rechtmässigkeit des gemeinschaftlichen Schlusses der Evangelischen, so wie ihre Gerechtsamen überhaupt standhaft vertheidigten, machten alle Gegenbemühun-

c) Fabers neue Staatskanzley Th. 3. S. 418. ff.

gen unnütz. Selbst der Kaiser ward durch dieses mächtige Hinderniß in der Befriedigung seines Wunsches gehemmet. Die Achtserklärung unterblieb, und ward nicht einmal zum Vortrage gebracht.

§. 21. Niederlage der Preussen bei Züllichau, Kunnersdorf und Maxen. Sieg der Preussischen Alliirten bei Minden.

Der Vorschlag, den König in Preussen in die Acht zu erklären, war also mißlungen. Nichts anders war nun seinen Gegnern noch übrig, als ihn durch grosse Siege und Eroberungen zu demüthigen. Sehr bald öffneten sich ihnen auch ziemlich gute Aussichten, welche die schmeichelhafte Befriedigung dieses Wunsches erwarten liessen. Und, was am meisten erwünscht war, die Aussichten wechselten nicht sehr, wie dieß sonst im Kriege gewöhnlich der Fall ist; sie erhielten sich lange Zeit standhaft.

Die Russen waren bereits aufs Neue in die Brandenburgischen Staaten vorgedrungen. Um sie in ihren Unternehmungen zu unterstützen, fand es der Oesterreichische Feldmarschall Daun nöthig, sich ihnen zu nähern. Nichts ließ den Preussen in der damaligen Lage schädlichere Folgen befürchten, als eine Vereinigung der Oesterreicher mit den Russen. Die äusserste Nothwendigkeit erfoderte es, dieselbe zu hindern. Schon waren jene in vollem Marsche; die Vereinigung war schon nicht mehr ferne; der geringste Aufschub drohte Gefahr. In dieser Verlegenheit beschloß der Preussische General Wedel, ungeachtet seiner ungünstigen Lage, den bestimmten Auftrag, den er von seinem Könige hatte, zu vollziehen, und den Feind rasch anzugreifen, ehe jene zu ihm stossen konnten. Er that es am 23. Junius 1759. bei Züllichau mit vieler Entschlossenheit; verlor

aber ungeachtet seiner treflichen Anstalten und der Tapferkeit seiner Truppen das Treffen. Sowohl die Lage des Ortes, als auch die grössere Zahl von Truppen und Kanonen, verschafften dem Feinde die Oberhand über ihn. Er büßte ungefähr 6000. Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen ein, und zog sich über die Oder zurück. Ungehindert vereinigen sich nun die Oesterreicher mit den Russen, und machen so bedenkliche Bewegungen, daß die Brandenburgischen Lande in grosser Gefahr schweben. Dieser unangenehme Umstand bewog den König in Preussen, denselben in eigener Person zu Hülfe zu eilen. Zur Verstärkung mußten der Prinz Heinrich und der General Fink einen grossen Theil ihrer Truppen aus Sachsen abschicken, und mit der Hauptarmee an der Oder vereinigen. Am 11. August traf dieselbe das verbündete Heer der Oesterreicher und Russen zwischen Frankfurt und Kunnersdorf an. Es hatte den Vortheil des Terrains für sich. Auf bequemen Anhöhen stand es verschanzet, und flößte durch seine ungemein starke Artillerie Ehrfurcht ein. Die Fronte schützten tiefe Gründe, den rechten Flügel die Oder, den linken Sümpfe und Gebüsche. Dessen ungeachtet griff Friedrich am folgenden Tage an. Anfänglich fochten seine Truppen mit sehr vielem Glücke. Ungeachtet der grossen Teiche, welche sie in ihrem Marsche hinderten, und des fürchterlichen Kartätschenfeuers, welches ganze Reihen derselben zu Boden streckte, liessen sie sich doch von ihrem Vordringen nicht abhalten. Mit gefälltem Gewehre bemächtigten sie sich der Russischen Batterien. Aus allen seinen Verschanzungen mit dem größten Ungestümm herausgeschlagen suchte der ganze linke Flügel der Russen mit Zurücklassung aller seiner Kanonen seine Ret-

tung nur in der Flucht. Schon hatte eine Menge Feinde in dem Gefecht ihr Leben verloren; mehr als hundert Kanonen und einige tausend Gefangene waren schon in den Händen der Preussen; und nun kam es nur noch auf den rechten Flügel an, um die Schlacht mit eben demselben Nachdrucke fortzusetzen. Zum Unglücke mangelte es hier den Preussen an einer hinlänglichen Anzahl Geschützes. Wegen der vielen Teiche und schmalen Wege konnten die Truppen nur mit der größten Schwierigkeit vorrücken. Diese schlimme Lage benützten die Russen, kamen ihren Feinden mit ihrem lebhaften Kanonenfeuer zuvor, und schmetterten sie allenthalben zurück. Noch schien die Sache der Preussen nicht ganz verloren. Hätte es ihnen glücken können, den sogenannten Spitzberg zu erobern: die ganze Macht der Feinde wäre durch diesen Streich zu Boden geschlagen worden. Friedrich wagte diesen kühnen Versuch. Allein hier mußte die größte Tapferkeit zu Schanden werden, der entschiedenste Heldenmuth war verschwendet. Der Zugang zu diesem Posten, von welchem die ganze Stärke der Feinde abhieng, war von allen Seiten ungemein steil; der Kern der Oesterreichischen Truppen vertheidigte ihn. Vergeblich strengten die Preussen alle ihre Kräfte an, den Berg zu erklettern. Zu Hunderten stürzten sie, durch die feindliche Macht überwältiget, entweder in den Abgrund zurück, oder, durch das heftige Feuer aus Kanonen und Flinten hingestrecket, zu Boden. Ihre Arbeit überstieg ihre Kräfte; ermattet mußten sie der Uebermacht unterliegen, und den Russen das Feld überlassen d). Alle Kanonen, die sie von den Russen erobert hatten, verloren sie wieder, und nebst diesen noch

d) Tempelhof Th. 3. S. 214.

achzig von den ihrigen; auch büßten sie 10,000. Mann der beßten Truppen ein, die theils auf dem Platze blieben, theils wegen schwerer Wunden unbrauchbar wurden, theils in Gefangenschaft geriethen e).

Die unglückliche Niederlage, die größte, welche Friedrich jemals erlitten, hatte alles in Schrecken und Verzweiflung gesetzt. Sein ganzes Churfürstenthum war nun den Feinden gleichsam preisgegeben; selbst die Hauptstadt Berlin stand in größter Gefahr. Die fürchterliche Nachricht benahm den Einwohnern Gegenwart des Geistes, und allen Muth. Die Angst trieb sie unruhig herum. Zitternd glaubten sie alle Augenblicke, der Feind sei schon vor der Stadt. Die Reichern zogen eilends weg, und brachten ihre Habschaften in Sicherheit; die ärmern erwarteten muthlos ihr Schicksal. Die königliche Familie rettete sich durch die Flucht; die königlichen Schätze, die Archive und andere Dinge von Wichtigkeit, wurden geflüchtet. Selbst der König hatte Befehl ertheilt, dieses zu thun; so groß war auch seine Besorgniß, so groß die Wahrscheinlichkeit, daß die Feinde von ihrem Siege den vortheilhaftesten Gebrauch machen werden. Der Erfolg zeigte jedoch, daß diese Furcht ungegründet gewesen. Eine der wichtigern Folgen dieser Niederlage war diese, daß nun auch die Schweden mehr Luft bekamen, und von derselben einige Vortheile zogen. Des Königs Armee war sehr zusammengeschmolzen; um sich wieder in Verfassung zu setzen, war er genöthigt, Truppen aus verschiedenen Gegenden an sich zu ziehen, und bei dieser Gelegenheit ward auch jenes Korps geschwächet, welches bisher gegen die Schweden im Felde gestanden hatte. Diese ergriffen den günstigen Zeitpunkt, nahmen

e) Friedrich *II.* Th. *II.* Kap. 10. S. 32.

mehrere Oerter weg, und drangen bis Brenzlau vor. Der Preussische General Manteufel verstärkte sich zwar durch einige Truppen, so viel er deren in der Eile und in den gegenwärtigen Umständen zusammenbringen konnte; er verfolgte sie unaufhörlich, und trieb sie unter beständigen Gefechten bis Greifswalde zurück. Allein voll Erbitterung über einen General, der sie schimpflich zu fliehen gezwungen hatte, überfielen sie ihn in der Nacht zu Anklam, und nahmen ihn gefangen.

Am vortheilhaftesten hatte jene Oesterreichische Armee, welche in Sachsen stand, die Entfernung Friedrichs aus dieser Gegend benützt. Der König hatte, wie eben gemeldet worden, einen grossen Theil seiner Völker aus Sachsen herausgezogen, um sie gegen die Russen zu führen. Nun hatte er das wichtige Treffen bei Kunnersdorf verlohren, und er ward von Sachsen abgeschnitten. In einer zahlreichen Masse waren indessen die Oesterreicher und Reichstruppen überall eingedrungen, und hatten Leipzig, Torgau und Wittemberg weggenommen. Jetzt giengen sie auch auf Dresden los, und machten Anstalten, diese Stadt zu belagern. Noch immer war der Kommandant in derselben, Graf Schmettau, fest entschlossen, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren. Die Feinde suchten ihn durch die fürchterlichsten Drohungen zur Uebergabe zu bewegen; er hingegen drohte, die übrigen Vorstädte Dresdens in Brand zu stecken, wofern sie von ihrem Vorhaben nicht abstehen würden. Da sie hartnäckig dabei verharrten, ließ er wirklich die Vorstädte anzünden. Wahrscheinlich würden die Oesterreicher und Reichstruppen in Verfolgung dieses Zweckes grosse Schwierigkeiten zu überwinden gehabt haben, hätte nicht auch hier das un-

glückliche Treffen bei Kunersdorf zum Schaden des Königs den Ausschlag gegeben. Der König war jetzt von Sachsen abgeschnitten; seine Macht war geschwächet; an einen Entsatz war nicht zu denken. Alles dieses gab Friedrich dem Grafen in einem Schreiben zu verstehen, und einnerte ihn, im Falle der Noth auf die in Dresden befindlichen Kassen bedacht zu seyn. Diese Erinnerung benahm dem Kommandanten die Hoffnung, sich halten zu können, seiner Besatzung den Muth; und so übergab er die Stadt auf Kapitulation. Die Besatzung zog mit allem Gepäcke, und mit den Kassen, welche mehr als fünf Millionen Thaler enthielten, frei aus. Die Kriegsbedürfnisse aber, und die überaus ansehnlichen Magazine, geriethen in die Hände der Feinde f).

Noch war die ganze Besatzung aus Dresden nicht ausgezogen, als unvermuthet der Preussische General Wunsch mit einem Korps zwo Meilen von Dresden ankam, und seine Ankunft durch Kanonenschüsse verkündigte. Er war in äusserst forcirten Märschen herangezogen, mit dem festen Vorsatze, die Stadt zu entsetzen. Der Eindruck, den eine so unerwartete Wendung, wovon man nicht mehr Gebrauch machen konnte, auf die Garnison machte, und die Verlegenheit und Bestürzung in diesem Falle, war ausserordentlich. Allein die Hülfe war nun einmal zu spät gekommen; es blieb bei dem, was durch die Kapitulation war festgesetzt worden. Der General Wunsch mußte sich also damit begnügen, daß er nach und nach Wittemberg, Torgau und Leipzig, den Feinden wieder abnahm, und die Wiedereroberung Dresdens günstigern Zeiten überließ. Auch

f) Archenholz S. 140. f.

Friedrichs Absicht gieng vorzüglich dahin, diese Hauptstadt so bald, als möglich, wieder in seine Gewalt zu bekommen, und den Feldmarschall Daun zum Zurückzuge nach Böhmen zu zwingen. Zu diesem Ende stieß der Prinz Heinrich zum General Wunsch; mehr andere Korps zogen sich gleichfalls nach Sachsen; die Preussen behaupteten in diesem Lande bald wieder das Uebergewicht; und sie würden es länger behalten haben, wäre nicht am 21. November das unglückliche Treffen bei Maxen vorgefallen. Der Preussische General Fink hatte es mit einer Macht aufzunehmen, welche der seinigen weit überlegen war. Auf der einen Seite standen 30,000. Oesterreicher gegen ihn, auf der andern die Reichstruppen. Beide waren auf vortheilhaften Anhöhen postirt. Den ganzen Tag hatten die Preussen unermüdet gefeuert. Endlich mangelten ihnen die Patronen, und sie waren genöthiget zu weichen. Allein als sie eben im Begriffe waren, sich durch Zurückziehen zu retten, sahen sie den Rückweg sich durch die Feinde versperret. Einen Versuch, sich durchzuhauen, mißrieth ihre Schwäche. Der General Fink ergab sich also mit seinem Heerhaufen auf Kapitulation. 11,000. Mann Fußvolk und Kavalerie, und 9. Generals, streckten das Gewehr. Kaum entkamen einige Hussaren, welche dem Könige die Nachricht bringen konnten, daß alles verloren sei g).

Die Bestürzung, welche so viele und grosse Unglücksfälle in dem Gemüthe des Königs aus Preussen nothwendig hervorbringen mußten, ward durch die übeln Nachrichten vergrössert, welche er von der nordwestlichen Armee seiner Alliirten erhielt. Die Franzosen hatten mitten im Winter die Reichs-

g) Archenholz S. 147. Tempelhof Th. 3. S. 360. ff.

stadt Frankfurt überrumpelt. Ohne darauf zu achten, daß dieselbe, als ein Theil des Reiches, mit Oesterreich und folglich auch mit den Franzosen in Verbindung stand, und ihr Kontingent zu diesem Kriege richtig lieferte, bemächtigten sie sich derselben gleich als wäre sie eine feindliche Stadt. Unter dem Vorwande, als verlangten sie einen Durchzug, der ihnen, so wie schon öfters, auch dießmal nicht verweigert wurde, überfielen sie die Thorwache; machten den übrigen Theil der Stadtgarnison, die sich theils um der Bedeckung, theils um der Erhaltung der Ruhe willen in der Nähe befand, durch den Schrecken ihres gewaltthätigen Betragens unthätig; überschwemmten alle Strassen der Stadt, und entwaffneten endlich die Stadtsoldaten h). Durch diese Eroberung hatten die Franzosen eine vollkommene Verbindung mit der kaiserlichen und Reichsarmee hergestellet. Auf dem Rhein und Mayn konnten sie nun alle Mund- und Kriegsbedürfnisse ungehindert erhalten. Die Erreichung dieses Zweckes war auch die Hauptursache ihres sonderbaren Betragens gegen einer mit ihnen selbst verbündete Reichsstadt. Der Prinz Ferdinand sah den Nutzen ein, welchen diese vortheilhafte Lage den Alliirten gewähren mußte; er kannte den Nachtheil, welcher daraus ihm selbst und seiner ganzen Parthei erwachsen konnte. Sogleich faßte er daher den Entschluß, sich der Stadt Frankfurt zu nähern, und die Feinde aus dem Besitze ihrer Vortheile zu verdrängen. Doch zuvor mußte er erst einige Korps Oesterreicher, Franzosen und Reichstruppen, aus Hessen und der umliegenden Gegend, wo sie kurz zuvor eingefallen waren, vertreiben. Dieses Geschäft führte der Erbprinz von Braunschweig mit sehr vielem

h) Archenholz S. 152.

Glück aus. Er schlug die Reichstruppen in verschiedenen Scharmützeln, nahm mehrere Regimenter und Bataillons verschiedener deutscher Fürsten gefangen, und reinigte ganz Hessen und die ganze Nachbarschaft von den Feinden. Sobald diese Unternehmung glücklich vollendet war, trat Ferdinand mit 30,000. Mann seinen Marsch nach Frankfurt an. Als der Herzog von Broglio dessen Absicht merkte, suchte er ihm zuvor zu kommen, und faßte mit seiner Armee an einem vortheilhaften Platze in der Nähe von Frankfurt, bei dem Dorfe Bergen, Posto. Am 13. April stiessen beide Armeen auf einander. Mit grosser Tapferkeit griffen die Hessen zuerst an; mit eben so viel Muth setzten die Hannoveraner und übrigen Truppen den Angriff fort. Allein Hohlwege und Hecken und Zäune hinderten sie, in regelmässiger Ordnung vorzurücken, und dem Feinde in hinlänglich starken Haufen beizukommen. Diese gaben aus dem Dorfe und hinter demselben ein lebhaftes Feuer. Dessen ungeachtet wichen jene nicht zurück. Aber plötzlich machte Broglio eine geschickte Wendung, und fiel ihnen in die Flanke. Die Niederlage, welche nun die Franzosen unter den tapfern Hessen anrichteten, begeisterte sie mehr, als es bei gefährlichen Unternehmungen räthlich ist. Sorgenlos und unordentlich verliessen sie ihre Posten, und setzten den Flüchtigen nach. Beinahe hätte sie dieser übertriebene Heldenmuth um ihr ganzes bisher erfochtenes Glück gebracht; denn die Kavalerie der Verbündeten bekam dadurch Luft, und hieb gewaltig in sie ein. Dessen ungeachtet blieben die Franzosen fest im Besitze ihres Postens; keine Gewalt konnte sie daraus verdrängen. Ferdinand konnte wohl, wie er bei mancher Gelegenheit schon gezeigt hatte, einen Feind, aber nicht

die Natur des Bodens besiegen. Er zog sich zurück, nachdem er dem Feinde 2000. Mann und 5. Kanonen geopfert hatte i).

Dieses Unglück des Prinzen Ferdinand hatte für ihn und seine Bundesgenossen traurige Folgen. Die Franzosen erhielten sich nun in Frankfurt; sie blieben Meister vom Mayn und Rhein, und eroberten Cassel, Minden und Münster. Der Prinz sah sich zu dem demüthigenden Zustand eines blossen Vertheidigungskrieges herabgewürdiget. Bereits hatten sie den Plan entworfen, ins Hannöverische einzufallen, als endlich das Glück zu Ferdinands Armee wieder zurückkehrte, und ihr Vorhaben vereitelte. Erst nahm er ihnen die Stadt Bremen ab, und machte sich dadurch zum Herrn von der Weser bis nach Stade. Alsdann lieferte er ihnen am 1. August ein glückliches Treffen bei Minden, sicherte dadurch Hannover, und verschaffte sich für den ganzen übrigen Feldzug die Oberhand über die Feinde. Um es dahin zu bringen, daß es zu diesem Treffen komme, machte er Miene, ihnen die ansehnlichen Magazine, die sie am Rücken hatten, wegnehmen zu wollen. Wirklich rückte auch ein Korps nach Osnabrück hin, sprengte die Thore, jagte die Besatzung in die Flucht, und bemächtigte sich des Magazins, welches sich dort befand. Durch diese Unternehmung lockte sie Ferdinand aus ihrem vortheilhaften Posten; und durch andere geschickte Wendungen nöthigte er sie, eine sehr gefährliche Stellung zu nehmen. Sogleich ließ er das Englische und Hannöverische Fußvolk auf den Mittelpunkt der feindlichen Armee anrücken, welche aus dem Kern der Französischen Reiterei bestand. Dieses geschah mit

i) Archenholz S. 153. f. Tempelhof Th. 3. S. 31. ff.

so vieler Standhaftigkeit, und unter einem so anhaltend lebhaften Feuer, daß jene bald in grosser Unordnung zurückwich. Wiederholte Angriffe der Französischen Reiterei, so wie der Gensd'armes und der Sächsischen Kriegsvölker, hatten keinen bessern Erfolg. Mit eben so vieler Heftigkeit stürmten die Preussischen, Hannöverischen und Hessischen Reiter auf dem rechten Flügel auf das Französische Fußvolk los, und schlugen dasselbe zurück. Wäre der Englische General Sackville dem Befehle des Prinzen zu Folge mit der Englischen Reiterei zu rechter Zeit angerückt, beinahe die ganze Französische Armee würde dadurch aufgerieben worden seyn. Hier machte aber niedrige Eifersucht die schönsten Aussichten unnütz. Aus schändlichem Neide über Ferdinands Heldenruhm unterließ er es, vorzurücken, und verschaffte dadurch der Französischen Armee Gelegenheit, sich durch einen regelmässigen Rückzug zu retten k).

Doch das Treffen war ungeachtet dieses Unfalles gewonnen. Die Französische Armee war dadurch um 8000. Mann geschwächet worden, welche theils auf dem Plaze blieben, theils schwer verwundet wurden, theils in Gefangenschaft geriethen. Ueberdieß verlor sie 30. Kanonen und 17. Fahnen. Am folgenden Tage fielen auch ihr Gepäcke, ein Theil ihrer Kriegskasse, und das Kriegsarchiv in die Hände des Prinzen Ferdinand. Eine Niederlage, welche der Erbprinz von Braunschweig am nämlichen Tage, an welchem das Treffen bei Minden vorfiel, dem Herzoge von Brisac bei Goofeld beibrachte, vergrösserte noch den Verlust der Feinde. Doch die empfindlichste Folge war unstreitig diese:

Daß

k) Archenholz 156. ff. Tempelhof a. a. O. S. 193. ff.

daß die Franzosen die Vortheile des ganzen vergangenen Feldzuges verloren. In kurzer Zeit bekamen die Bundesgenossen des Königs in Preussen Minden, Bielefeld, Paderborn nebst den ansehnlichen Magazinen dieser Städte, ingleichen Cassel, Marsburg und Münster in ihre Gewalt. Die letzte Unternehmung des Erbprinzen von Braunschweig in diesem Feldzuge war ein Versuch, die Stadt Fulda zu überfallen. Der Herzog von Würtenberg befand sich darin mit 10,000. Mann. Unbesorgt war er eben im Begriffe, einen Ball zu geben, als der Feind gegen alle Erwartung vor den Thoren erschien. Da kam es anfänglich beinahe zu keinem Gefechte. Der plötzliche Schrecken hatte allen Truppen der Besatzung zu sehr die Gegenwart des Geistes genommen. Als sich aber dieselbe wieder erholet hatte, wehrte sie sich tapfer; mußte aber am Ende doch unterliegen. Eine grosse Zahl wurde niedergehauen; 1200. Mann wurden gefangen genommen. Die übrigen, worunter sich auch der Herzog befand, entkamen durch die Flucht 1).

§. 22. Vorbereitung zu einem Frieden. Fortsetzung des Krieges.

Der ganze Krieg war bisher so geführt worden, daß Engelland und Preussen zwar keine entscheidenden Vortheile noch in Händen, aber auch noch keinen unwiederbringlichen Verlust erlitten hatten. Allein die Fortsetzung des Krieges wurde gleichsam von Tage zu Tag beschwerlicher. Dieselbe erfoderte eine grosse Anstrengung der Kräfte; sie erfoderte die Eröfnung ausserordentlicher Hülfsquellen. Diese konnte besonders der König in Preussen nicht immer in hinlänglicher Menge und Ergiebigkeit aus-

1) Archenholz S. 162.

findig machen, ohne sich selbst wehe zu thun. Zudem hieng der künftige Ausgang des Krieges, das künftige Schicksal beider Könige, von dem unsichern Glücke ab. Ein einziger unglücklicher Feldzug konnte sie nicht nur um alle bisher errungenen Vortheile bringen; er konnte alle ihre Entwürfe zu Boden schlagen, ihnen mit einemmal alle Hoffnung zu einem je nur erträglichen Frieden rauben. Diese Betrachtungen bewogen die Könige von Preussen und Engelland zu dem Versuche, ob nicht schon gegenwärtig ein vortheilhafter Friede eingeleitet werden könnte. Friedrich sah es wohl ein, daß in der gegenwärtigen Lage, da die mit Oesterreich verbundenen Mächte stolz auf ihre Macht, zum Theil auch stolz auf ihr bisheriges Glück waren, wenig zu hoffen sei. Er glaubte, kaum dürfte irgend ein anders Mittel, diesen Zweck zu erreichen, wirksamer seyn, als wenn es ihm und seinem Bundesgenossen gelänge die Alliirten zu trennen, oder wohl gar zu entzweien m). In dieser Absicht liessen beide Könige allen Mächten erklären, sie trügen ein grosses Verlangen, Mittel und Wege zur Aussöhnung zu finden, wodurch ein allgemeiner Friede könnte hergestellet werden. Diese Eröfnung that der Prinz Ludwig von Braunschweig den Ministern der kriegführenden Mächte im Haag n). Die Krone Engelland ließ noch eine besondere Erklärung an Frankreich gelangen, wie sie bereits geneigt sei, Unterhandlungen anzufangen, welche einen so ersprießlichen Endzweck hervorbringen könnten. Frankreich hatte nicht so fast in dem Kriege gegen den König in Preussen in Deutschland, als vielmehr in

m) Friedrichs *II.* Geschichte des siebenjährigen Krieges Th. *II.* Kap. 11. S. 61. ff.

n) Neue Staatskanzley Th. 5. S. 2.

jenem besondern Kriege, den es wegen der Grenzen Akadiens in Amerika mit dem Könige von Engelland zur See führte, ziemlich viel gelitten. Es ließ sich vermuthen, daß dieser Krone eben darum ein Friede nicht unwillkommen seyn würde. Und konnte man nur so viel zu Stand bringen, daß sich diese beiden Kronen ihrer besondern Fehde wegen vereinigten, so ließ sich immer auch darauf rechnen, daß Frankreich dadurch von Oesterreichs Parthei würde abgezogen werden, und daß alsdann auch Oesterreich, durch den Abgang eines mächtigen Alliirten geschwächt, desto leichter seine Hände zum Frieden bieten dürfte. In dieser Hoffnung spannen Engelland und Preussen zu Versailles und in Petersburg Unterhandlungen an; denn diese Höfe, so wie der Wiener-Hof, hatten bereits erklärt, sie schlügen friedliche Gedanken nicht aus, und wären bereit, Bevollmächtigte an einen Platz abzuschicken, den man bestimmen würde o). Die Holländer hatten auch bereits die Stadt Breda zum Friedenskongreß angeboten. Allein ehe es so weit kam, daß mau von diesem Anerbieten Gebrauch machte, zerschlug sich das ganze Geschäft. Gleich auf den ersten Antrag hatten sich die Höfe zu Wien, Petersburg und Versailles geäussert, sie würden sich ohne Theilnahme aller derjenigen, welche mit ihnen alliirt seien, in nichts einlassen. Jetzt fuhren sie fort, dem Fortgange der Sache eine Schwierigkeit über die andere in den Weg zu legen. Dem König in Preussen ließ der König in Frankreich melden, er wünsche eine vollkommene Aussöhnung mit Engelland in Ansehung seiner besondern Zwistigkeit mit dieser Krone recht sehr; habe aber erfahren, Friedrich trage darauf an, daß der König in Polen

o) Neue Staatskanzley Th. 5. S. 5.

durch geistliche Fürstenthümer, welche sekularisirt werden sollten, möchte entschädiget werden; dieses werde er aber nie zugeben p). Der König in Engelland ließ dem Französischen Minister im Haag erklären, er sei geneigt Friede zu machen, aber nur unter der Bedingniß, daß man die gänzliche Erhaltung des Königs in Preussen als den ersten Artikel zum Grunde lege. Die Krone Frankreich betheuerte im Gegentheile gleichfalls ihre Neigung zum Frieden; erklärte aber auch zugleich, daß sie Friedrichs Sache mit der Sache des Königs in Engelland nicht vermischen könne; denn mit jenem habe es eigentlich keinen Krieg gehabt. So ward der ganze Entwurf zur Herstellung eines Friedens vereitelt. Friedrich sah wohl, daß, wenn ein Friede zu Stand kommen sollte, die noch zu sehr erbitterten Gemüther sich erst noch mehr abkühlen müßten; daß aber dieses nur von der Länge der Zeit zu erwarten sei, und daß er endlich wahrscheinlich nur von Siegen erwarten müsse, was Unterhandlungen allein nicht bewirken konnten q).

Die Oesterreicher richteten jetzt ihr Augenmerk besonders auf Schlesien. Nur die Wiedererhaltung dieser Provinz lag ihnen vorzüglich am Herzen. Ihrem Plane gemäß rückten also die Russen in Schlesien ein, um in Vereinigung mit den Oesterreichern Breslau zu erobern, und die ganze Provinz vollkommen in ihre Gewalt zu bekommen. Der Preussische General Fouquet befand sich damals mit 13,000. Mann zu ihrem Schutze darin. Da er eben seine Macht durch ausgeschickte Partheien geschwächet hatte, griff ihn plötzlich der Oesterreichische General Laudon mit einem Heere von ungefähr 40,000.

p) Friedrich *II.* Kap. 11. S. 64.
q) Friedrich *II.* a. a. O. S. 65. f. und S. 69. f.

Mann in seinem verschanzten Lager bei Landshut an fünf Orten zugleich an. Muthig bestiegen seine Leute einige Schanzen, und nun forderte er ihn förmlich auf, sich zu ergeben. Lange Zeit wehrte sich Fouquet mit hartnäckiger Tapferkeit. Endlich ward er, nachdem er 600. Mann todt auf dem Kampfplatze gelassen hatte, doch von der Uebermacht überwältigt. Mit 6000. Mann ward er ein Kriegsgefangener des Generals Laudon. Nur die Reiterei hatte sich mit dem Schwert in der Faust einen Weg durch den Feind gebahnet, und war nebst einem kleinen Theile des Fußvolkes entkommen. Durch den glücklichen Erfolg dieser Unternehmung ermuntert rückten hierauf die Oesterreicher im Julius 1760. unter der Anführung des Generals Draskowitz nach Glatz, und fiengen an, diese Festung zu beschiessen. Hier zeigte es sich bald, wie schlecht gemeiniglich auch das tapferste Kriegesvolk fechte, wenn es dem Anführer an Muth und Tapferkeit fehlet. Kaum hatte das Feuer der feindlichen Kanonen angefangen lebhaft zu werden, so verliessen die Preussen zaghaft die Aussenwerke. Die Oesterreichische Truppen nahmen sie ein, und stürmten nun auch die Hauptwerke. In kurzer Zeit bekamen sie auch diese in ihre Gewalt. Ungemein beträchtliche Magazine wurden ihnen hier zu Theil; und, was der größte Vortheil dieser Eroberung war, sie verschaffte ihnen einen festen Fuß in Schlesien.

Zu gleicher Zeit, da die Oesterreicher solche Fortschritte in Schlesien thaten, belagerte Friedrich die Hauptstadt Dresden in Sachsen. Sie hatten seine Ankunft vor dieser Stadt nicht vermuthet; denn durch eine schlaue Bewegung hatte er sie in den Wahn gesetzt, er sei gesonnen, nach Schlesien zu marschieren. Seine unerwartete Erscheinnug vor

den Thoren brachte daher eine grosse Bestürzung unter den Einwohnern hervor. Vielleicht hätte dieser Schrecken die baldige Uebergabe veranlasset, hätten nicht die Oesterreicher von der andern Seite der Elbe her Wege gefunden, die Stadt mit einer sehr beträchtlichen Anzahl Truppen zu verstärken. Den Preussen war also nichts übrig, als die Stadt zu beschiessen. Dieses thaten sie auch mit der äussersten Heftigkeit. Hier sah man die Flammen von Häusern und reichen Pallästen fürchterlich auflodern, dort Mauern und ganze Häuser, durch die Bomben zerschmettert, zusammenstürzen. Hier wollte einer der Wuth des Feuers entrinnen, und wurde auf der Strasse von dem Schutte eines andern einstürzenden Hauses begraben; dort suchte ein anderer sich durch die Flucht zu retten, und wurde durch eine Kanonenkugel zu Boden gestreckt. Seufzer und Geheule der Unglücklichen erfüllten die Luft. Die schönsten Palläste, die schätzbarsten Kunstwerke, die vortreflichsten Produkte der Fabriken und Manufakturen, verzehrte die unbarmherzige Flamme. Während daß die Preussen der bedauernswürdigen Stadt durch so ein heftiges Feuer zusetzten, thaten die Oesterreicher häufige Ausfälle auf sie. Viele derselben hatten einen sehr guten Erfolg. Mancher tapfere Preusse büßte dabei sein Leben ein; mancher gerieth in Gefangenschaft. Aller Anstrengung ungeachtet konnte Friedrich die Stadt nicht erobern. Sein Bombardement wurde immer durch ein nicht weniger lebhaftes Feuer beantwortet. Dieses nöthigte ihn endlich, auf Dresden Verzicht zu thun; und da eben um diese Zeit die traurige Nachricht eintraf, daß Glatz übergegangen sei, so zog er mit seiner Armee eilig, jedoch in aller Stille ab, um wenigst Schlesiens Hauptstadt zu retten; denn Lau-

don, dem die Eroberung der Festung Glatz den ungehinderten Weg nach Breslau gebahnet hatte, war eben im Begriffe, sie zu belagern.

Der General Tauenzien vertheidigte diese Stadt mit einer Standhaftigkeit, welche der Muth dieses Helden und sein hohes Gefühl von Ehre erzeugten. Doch der Sieg hängt nur gar zu oft auch von andern Umständen, als von der blossen Einsicht und Tapferkeit ab. Breslau stand in grosser Gefahr, und Laudon im Begriffe, es zu bestürmen. Die Russen waren nur noch eine Meile entfernet, und hatten die Absicht, mit den Oesterreichern sich zu vereinigen. Daß man einer so grossen Macht in die Länge werde widerstehen können, war nicht sehr wahrscheinlich. Während daß man ängstlich sich mit diesem Gedanken beschäftigte, erschien der Prinz Heinrich, und entsetzte die Stadt. Laudon hob die Belagerung auf. Der Prinz rettete dadurch nicht nur Breslau, sondern ganz Schlesien.

Friedrich hatte sich indessen gleichfalls genähert. Um ihn aufzuhalten, und weitere Unternehmungen desselben zu hindern, nöthigte ihn der Feldmarschall Daun am 15. August zu Liegnitz zu einem Treffen. Die Oesterreichische Reiterei drang mit grossem Ungestümm auf die Preussische ein; aber mit eben so vieler Tapferkeit wurde sie von dieser zurückgeworfen. Als hierauf die Infanterie der Preussen vorrückte, wurden die Oesterreicher gänzlich geschlagen. Daun, der dem rechten Flügel der Preussen gegenüber stand, konnte sie wegen des schlimmen Terrains nicht unterstützen. Durch diesen glücklichen Sieg hinderte der König die Vereinigung der Oesterreicher und Russen, und vereitelte alle ihre Absichten auf die Schlesischen Festungen.

Da ihnen das Glück seinen Beistand in dieser

Gegend versagte, machten sie einen Anschlag auf Berlin, und marschierten nach Brandenburg, während daß eine andere Abtheilung von Russen in Pommern Feindseligkeiten ausübte, und Colberg vergeblich belagerte. 20,000. Russen unter dem Befehl des Generals Ccernichef, und 14,000. Oesterreicher unter dem Kommando des Generals Lascy überschwemmten das Churfürstenthum Brandenburg. Am 3. Oktober stand der Russische General, Graf Tortleben, vor den Thoren der Stadt Berlin, und foderte sie zur Uebergabe auf Da er eine abschlägige Antwort erhielt spielte er mit Haubitzgranaten und Feuerkugeln hinein. Viele Häuser geriethen in Brand; derselbe wurde aber bald wieder gelöschet. Lange hatte Tortleben die Stadt vergeblich bestürmt und beschossen; endlich näherte sich der Heerhaufe des Ccernichef, und jener erhielt von demselben Verstärkung. Da endlich die herzhaften Vertheidiger der Stadt erfuhren, daß überdieß noch mehrere Regimenter heranrückten, auch selbst die Hauptarmee der Russen in der Nähe sei, da fanden sie bedenklich, sich länger zu widersetzen, und ergaben sich auf Kapitulation. Anfänglich behandelte Tortleben diese Stadt sehr menschlich; allein in der Folge begiengen sowohl die Russen, als die Oesterreicher und Sachsen hier und in den übrigen Theilen des Churfürstenthumes die größten Ausschweifungen; mißhandelten die Einwohner auf mannigfaltig grausame Art, plünderten die Häuser, erbrachen Paläste, und zerstörten muthwillig die herrlichsten Kunstwerke r). Auf solche Art hatten die Alliirten den Preussen alle jene Uebel vergolten, die sie erst vor Kurzem der schuldlosen Hauptstadt Dresden zugefügt hatten.

r) Archenholz S. 193. ff.

Die mit Oesterreich Alliirten waren bereits im Begriffe, die Winterquartiere zu beziehen, als Friedrich wider alle Erwartung aus Schlesien im Brandenburgischen ankam. Sogleich verliessen die Russen und Oesterreicher Berlin; die Hauptarmee der erstern zog sich über die Oder, und der General Lascy nach Sachsen, wo er sich mit der Armee des Feldmarschalls Daun zu vereinigen gedachte. Aber alle ihre Schritte bezeichneten die Russen bei ihrem Zurückzuge mit den Merkmalen der grausamsten Verwüstungen. Friedrich folgte den Feinden auf dem Fusse nach, vertrieb die Reichsarmee, die sich bei Leipzig gelagert hatte, und nahm diese Stadt in Besitz. Er hatte den festen Vorsatz gefaßt, alles mögliche zu versuchen, um ganz Sachsen wieder in seine Gewalt zu bekommen. In dieser Absicht griff er am 3. November den Feldmarschall Daun in seinem festen Lager bei Torgau an. Das Treffen war ungemein mörderisch. Mit einer Tapferkeit, die wenig ähnliche Beispiele hat, stürmten die Preussen das Lager. Ungeachtet des unglaublich fürchterlichen Kartätschenfeuers, das ganze Reihen Soldaten zu Boden streckte, erstiegen sie doch Anhöhen auf Anhöhen, und eroberten eine Batterie nach der andern. Die Oesterreichische Reiterei stürzte zwar hierauf gegen das Preussische Fußvolk los, und schlug es nebst der Preussischen Kavalerie, welche demselben beistehen wollte, zurück. Ein neuer Angriff Friedrichs mißlang. Für die Preussen schien das Treffen bereits verloren zu seyn; Daun fertigte schon einen Kourrier mit einer fröhlichen Nachricht vom Siege an seinen Hof ab. Allein plötzlich änderte sich die Sache. Eine einzige glückliche Wendung, wodurch die Preussen sich einiger Anhöhen, und einer grossen Batterie bemächtigten, verschaffte ihnen den Sieg.

Eine starke Kanonade derselben, und das Dunkle der hereinbrechenden Nacht, brachte die Oesterreicher aus ihrer Fassung. Sie zogen sich zurück, und überliessen den Preussen das Schlachtfeld s). Friedrich war also wieder Meister von ganz Sachsen. Nur Dresden war noch in den Händen der Feinde.

Weit weniger reichhaltig an auffallenden und grossen Unternehmungen war der dießjährige Feldzug des Prinzen Ferdinands gegen die Franzosen. Diese hatten Bewegungen gemacht, welche vermuthen liessen, daß sie in Hannover einzudringen gedächten. Um solches zu hindern, rückte ihnen der Erbprinz entgegen. Bei Corbach stößt er auf die Feinde, und läßt sich mit ihnen ein. Allein zu schwach gegen ein Korps, welches mit der Französischen Hauptarmee zusammenhieng, und von derselben immer frische Truppen zur Unterstützung erhielt, ist er genöthigt, sich zurückzuziehen. Ein kleines Treffen bei Emsdorf am 16. Julius, und bald darauf noch ein anders bei Warburg, fielen zwar glücklicher aus. Die Franzosen wurden geschlagen, und verloren einige tausend Mann. Am 10. Oktober begann hierauf der Erbprinz die Belagerung der Stadt Wesel. Allein ein unglückliches Treffen, das er den Franzosen bei Rheinberg lieferte, nöthigte ihn, sie wieder aufzuheben t). Die Feinde waren Meister von Hessen; ihre Hauptarmee stand bei Cassel; Göttingen war in ihren Händen; die Sächsischen Grenzen waren bedrohet. Anstatt in die Winterquartiere zu rücken, wie dieses die übrigen Armeen thaten, setzte also der Herzog Ferdinand mitten im Winter seine Unternehmungen fort. In dreien Kolonnen brach er am 11. Februar

s) Archenholz S. 200. ff.
t) Ebend. S. 219.

1761. auf, um die Französischen Quartiere zu überfallen, die sich von Göttingen bis Wesel erstreckten. Der Schrecken, den dieser überraschende Schritt verursachte, war so groß, daß die Franzosen überall flohen. Fünf der ansehnlichsten Magazine fielen den Preussischen Alliirten in die Hände; die übrigen vernichteten jene selbst. Um diese Vortheile noch zu vergrössern, rückten 7000. Preussen nach Langensalza vor, und schlugen am 15. Februar die Sachsen in einem hitzigen Treffen. Doch der wichtigste Posten war Cassel, ohne dessen Eroberung die übrigen Unternehmungen nichts entscheiden konnten. Ferdinand fieng daher am 1. März an, diese Stadt zu belagern. Um die Einnahme durch die Zertheilung der Französischen Macht zu erleichtern, ließ er nebst Cassel auch Ziegenhain und Marburg, folglich drei Festungen zugleich belagern. Aber der Marschall Broglio, der die Gefahr einsah, welche die Eroberung der Stadt Cassel der Sache der Franzosen bringen würde, zog alle seine Truppen am Niederrheine zusammen, und griff den Erbprinzen bei Stangerode an. Die vortheilhafte Lage des Orts, und die grosse Ueberlegenheit an Mannschaft, verschafften den Franzosen den Sieg. Ein anders Detaschement, welches Ziegenhain belagerte, ward gleichfalls geschlagen. Diese Unfälle vereitelten den ganzen Plan. Die Belagerungen hörten auf; alle Posten, welche die Preussischen Alliirten bereits im Besitze hatten, verliessen sie wieder; ganz Hessen wurde von ihnen geräumet u).

Kurz vor diesen Ereignissen war Georg II. König von Großbritanien gestorben. Sein Nachfolger änderte sein Ministerium; zugleich mit demselben auch seine Gesinnung. Die Subsidien, welche En-

u) Archenholz S. 221.

gelland bisher bezahlt hatte, wurden verweigert. Dieses nöthigte den König in Preussen, in dem gegenwärtigen Feldzuge vom Jahre 1761. bloß vertheidigungsweise zu verfahren. Die Oesterreicher betrachteten diese Unthätigkeit, die ihnen mit Friedrichs feurigem Temperament unvereinbarlich schien, als das Symptom einer geheim verborgenen List; behutsam folgten sie seinem Beispiele, und schränkten sich eine Zeit lang gleichfalls nur auf einen Vertheidigungskrieg ein. Der Prinz Heinrich blieb in Sachsen zurück; Friedrich brach im Frühlinge nach Schlesien auf; Laudon folgte ihm mit einer zahlreichen Armee.

Die Russen hatten den Plan, sich mit den Oesterreichern zu vereinigen, und alsdann irgend einen grossen Streich zu wagen. Lange Zeit machte ihnen der König aus Preussen den Uebergang über die Oder streitig, und hinderte die Vereinigung. Endlich konnte er der Uebermacht nicht mehr widerstehen; die Vereinigung erfolgte am 12. August 1761. Dieser Unfall versetzte ihn in eine äusserst kritische Lage. Auf allen Seiten war er nun von Feinden umringt; kein Ausweg, der augenscheinlichen Gefahr zu entrinnen, war offen; ihnen ein Treffen zu liefern, verbot ihre Uebermacht. Nichts war ihm in diesem Gedränge übrig, als sich in seinem Lager bei Bunzelwitz unweit Schweidnitz so stark und geschwind als möglich zu verschanzen. Die Preussischen Krieger vollendeten diese Arbeit in einer Geschwindigkeit, die vielleicht ohne Beispiel ist. In dreien Tagen war das Lager befestiget. Als die Feinde ihrem Plane gemäß heranrückten, den König anzugreifen, sahen sie zu ihrem größten Erstaunen nicht ein gewöhnliches Lager, sondern eine ganze Festung vor sich. Verschanzungen mit tiefen Gra-

ben, und vier und zwanzig grosse Batterien, welche mit denselben zusammen hiengen; vor den Linien Pallisaden und Spanische Reiter; vor denselben noch drei Reihen sechs Fuß tiefer Wolfsgruben, welcher fürchterlich überraschende Anblick! Ueberdieß waren bei jeder Batterie zwo Flatterminen angelegt, welche mit Pulver, Kugeln und Haubitzgranaten gefüllet waren, und die Artillerie ward durch 150. Kanonen aus Schweidnitz verstärket v). Gleich als wären sie versteinert, starrten die Feinde auf diese unerwartete Erscheinung hin, unschlüssig, ob sie ihren Augen trauen sollten. Der ganze Entwurf eines Treffens, den sie gemacht hatten, war nun unbrauchbar. Friedrich hielt sich indessen bereit, und erwartete entschlossen den Erfolg. Tag und Nacht wachten die Krieger abwechselnd hinter ihren Verschanzungen in Schlachtordnung. Alle Abende wurde das ganze Gepäcke der Armee unter die Kanonen von Schweidnitz gebracht; alle Morgen kam es wieder zurück, und die Soldaten schlugen ihre Gezelte wieder auf. Zwanzig Tage dauerte bereits diese Strapatze; eine so anhaltend ermüdende Arbeit, der Mangel an Schlaf, der Abbruch an Fleisch und gekochten Speisen, erweckte bereits eine beinahe allgemeine Unzufriedenheit bei der Preussischen Armee. Aber zum Glücke drohte der Mangel an Proviant auch den Feinden. Dieser und die augenscheinliche Ueberzeugung, daß sie den König in dieser Lage nie würden überwinden können, bewog sie endlich, auf ihre bisherige Absicht Verzicht zu thun. Zweimal waren sie des Morgens ausgerückt, mit dem Vorsatze, den Angriff zu wagen; und jedesmal waren sie wieder in ihr Lager zurückgekehrt, ohne das geringste gethan zu haben; so gegründet war ihre

v) Archenholz S. 225. f.

Furcht, so groß die Gefahr w). Butterlin marschierte mit der Russischen Armee am 13. September über die Oder, und Ccernichef blieb mit 20,000. Mann bei dem Oesterreichischen Heere zurück.

Diese Ereigniß belebte die Preussische Armee wieder aufs Neue. Friedrich handelte nun wieder als angreifender Theil. Um den General Laudon entweder nach Böhmen zu treiben, oder zum Schlagen zu bringen, entfernte er sich zween Tagemärsche von Schweidnitz. Aber Laudon benützte diese Gelegenheit, überrumpelte die Festung, und nahm sie ein. Dadurch wurden die Oesterreicher in den Stand gesetzt, die Winterquartiere in Schlesien aufzuschlagen. Alle Vortheile des bisherigen Feldzuges giengen dadurch für die Preussen verloren. Die Bestürzung Friedrichs über dieses Unglück ward durch üble Nachrichten aus Pommern noch vermehrt. Die Russen hatten Colberg erobert, und eben dadurch festen Fuß in Pommern gefaßt. Nicht viel günstiger waren die Nachrichten, die er bisher von dem Zustande der Armee des Herzogs Ferdinand gegen die Franzosen erhalten hatte. Diese mächtigen Feinde hatten seit einiger Zeit ein so entscheidendes Uebergewicht behauptet, daß Ferdinand es schlechterdings nicht wagen konnte, sich zu regen. Der Prinz von Soubise eröfnete zuerst den Feldzug mitten im Sommer. Er gieng über den Rhein, und bald darauf vereinigte sich Broglio mit ihm. Die Belagerung dreier Festungen, Ziegenhain, Marburg und Cassel, welche Ferdinand unternahm, mißlang. Das einzige, was er in diesen Umständen thun konnte, war dieses, daß er die Franzosen in verschiedenen kleinen Gefechten unaufhörlich beunruhigte, ihnen die Proviantlieferungen wegnahm,

w) Ebendaselbst S. 228. f.

und ihre Magazine zerstörte. Dem Marschall Broglio fielen diese Neckereien in die Länge zur Last. Er vereiniget sich mit Soubise, und geht den Feinden mit dem festen Vorsatze, sie zu einer Schlacht zu zwingen, entgegen. Am 15. Julius stößt er auf sie in ihrem festen Lager bei Hohenover, und sogleich fängt sich ein hitziges Treffen an. Bis zum Abende dauerte das Feuer beider Partheien mit immer gleicher Heftigkeit fort. Die Franzosen zogen sich hierauf in die nahe gelegenen Gebüsche zurück. Aber am folgenden Morgen griffen sie von Neuem an. Fünf Stunden lang feuerten sie aus grobem Geschütz und Musketen; aber ihre Gegner antworteten so lebhaft, daß jene nicht um einen Schritt vordringen konnten. Endlich bemächtigten sich Ferdinands Truppen einiger Anhöhen; dieses gab der Sache den Ausschlag. Die Franzosen geriethen in Unordnung, und ergriffen die Flucht. Ihre Furcht und Verwirrung war so groß, daß sie in der Geschwindigkeit ihre Todten und Verwundeten nicht mit sich nehmen konnten, und sogar ihre Kanonen zurückliessen. Ihr Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen belief sich auf 5000. Mann.

Nach diesem Treffen trennte sich Broglio von Soubise. Jener rückte nach Cassel, dieser gieng über die Röhr. Dadurch war Ferdinand genöthiget, seine Macht gleichfalls zu theilen. Einzelne kleine Unternehmungen glückten zwar seinen Leuten noch immer. Sie fügten den Franzosen manchen beträchtlichen Schaden zu; nahmen ihnen mehrere ansehnliche Magazine weg; nöthigten sie, nicht nur von Braunschweig, welches sie belagerten, unverrichteter Dinge abzuziehen, sondern auch Wolfenbüttel zu verlassen, welches der Prinz Xaver von Sachsen erobert hatte, und vereitelten ihre Absich-

ten auf Bremen. Dagegen bemächtigten sich jene der Städte Osnabrück und Emden, setzten ganz Westphalen in Kontribution, verheerten es grausam, und behaupteten sich noch immer in Hannover und Hessen.

§. 23. Besondere Friedensschlüsse Rußlands und Schwedens. Begebenheiten des letzten Feldzuges.

Noch nie befand sich der König aus Preussen in einer so unglücklichen Lage, als nach diesem Feldzuge. Ein grosser Theil von Sachsen war nebst der Hauptstadt in Oesterreichischen Händen; zwo der besten Festungen, wovon beinahe sein ganzes Schicksal abhieng, waren verloren. Die Schweden hatten in Pommern die Oberhand, die Oesterreicher in Schlesien. Nur eine Reihe glücklicher Treffen, nur langwierige und kostspielige Belagerungen konnten ihm seine Länder wieder verschaffen. Allein sein Heer war geschwächt, und seine Kassen so ziemlich erschöpft; dagegen waren die Feinde in sehr guter Verfassung. Sich aus diesem Labyrinthe durch eigene Kraft, durch die Macht der Waffen herauszuwinden, schien in diesen Umständen beinahe eine Unmöglichkeit. Nur eine Trennung der Oesterreichischen Bundesgenossen, und ein daraus fliessender Friede, konnten ihn vom Untergange retten.

Im Grunde waren auch die meisten Feinde des Königs in Preussen des Krieges müde. Der Französische Hof hatte bereits am Anfange des Jahres 1761. seinen Bundesgenossen die Erklärung gethan, nach einer vierjährigen fruchtlosen Anstrengung seiner Kräfte finde er sich nicht mehr im Stande, einen so ungeheuren Aufwand ferners zu machen; Deutschland würde durch die Fortsetzung des Krieges gänz-

lich

lich verwüstet werden; er ertheile daher den übrigen Mächten den Rath, auf Eroberungen Verzicht zu thun, und ernstlich auf die Wiederherstellung des Friedens zu denken x). Schweden war gleichfalls des Krieges überdrüssig; man sah ihn am dortigen Hofe für das Mittel an, dieses Königreich ins Verderben zu stürzen. Der König in Polen fühlte die leidigen Folgen dieses Krieges in der grausamen Verwüstung seines schönen Churfürstenthums zu sehr, als daß er nicht den Frieden sollte gewünscht haben. Auch die Kaiserin von Rußland und die Kaiserin Königin sehnten sich nach dem Ende der Unruhen. Doch alle diese wünschten sich den Frieden nur in so fern, als es ihre übrigen Absichten befriedigen würde. Die Stimme des Eigennutzes war stärker, als die Stimme der Mäßigung, welche zum Frieden rieth; dadurch wurde der Gang eines eben so nöthigen als nützlichen Geschäftes wo nicht gehemmet, doch wenigst verzögert. Um indessen doch auch in den Ton der übrigen Mächte zu stimmen, hatte Maria Theresia den Vorschlag gethan, daß zu Augsburg ein Friedenskongreß sollte gehalten werden. Die Höfe von Petersburg, Versailles, Stockholm und Warschau liessen sich diese Entschliessung als ein edles Zeichen der Mäßigung gefallen, und diesen Vorschlag gemeinschaftlich mit dem Hofe zu Wien am 26. März 1761. an die Höfe zu Berlin und London gelangen y). Diese beiden Höfe hatten ohnehin schon einmal einen ähnlichen Antrag gethan, ohne daß ihr Wort damals Eindruck gemacht hatte. Gegenwärtig nahmen sie daher diesen Vorschlag um so bereitwilliger an, da seitdem die Fortsetzung des Krieges eine noch beschwerlichere Bürde für sie ges

x) Friedrich *II.* Kap. 13. S. 171.

y) Fabers neue Europäische Staatskanzley Th. 6. S. 7.

worden war. Das Englische Ministerium kam mit dem Französischen bereits wegen der Absendung gegenseitiger Gesandten überein. Der König in Preussen ernannte einige Ministers, welche bey der Friedensversammlung zu Augsburg erscheinen sollten z). Der Kaiser machte es durch ein Kommissionsdekret vom 6. Junius 1761. bei der Reichsversammlung bekannt, daß man an einem Frieden arbeite, und verlangte darüber ein Reichsgutachten.

Bald breitete sich diese fröhliche Nachricht durch ganz Deutschland aus. Schon verloren sich die Merkmale des Gram und Trübsinnes, welche die Grausamkeiten des Krieges so vielen Deutschen aufgedrückt hatten, aus ihren Gesichtern. Belebende Hoffnung und Freude kehrten in ihre Herzen wieder zurück. Auf dem Reichstage fieng man schon an, sich ernstlich über diesen Gegenstand zu berathschlagen. Man entwarf schon einige Punkte, deren Festsetzung im künftigen Friedensschlusse man wünschte. Die Punkte, welche das Reich den Friede schliessenden Mächten zur Beherzigung und zum Einrücken in den künftigen Friedensschluß empfahl, waren ganz den Zeitumständen angemessen; sie betrafen nicht nur eine Schadloshaltung gegen die bisher erlittenen Unfälle, sondern auch die künftige Aufnahme der deutschen Staaten, die Gründung einer grössern Wohlfahrt. Zugleich waren sie ein nicht undeutlicher Ausdruck des Mißvergnügens vieler Reichsstände mit dem bisherigen Betragen des Königs in Preussen, eine sorgfältige Verwahrung gegen eigenmächtige Bedrückungen, welche sich der Stärkere so gern erlaubt, wenn er das Uebergewicht seiner Macht fühlet. Der Handel, hieß es in dem

z) Friedrichs *II.* Geschichte des siebenjährigen Krieges Th. *II.* Kap. 13. S. 174.

Entwurfe, der auf dem Reichstage über diesen Gegenstand zum Vorscheine kam, soll künftig in Deutschland nicht mehr erschweret werden; besonders sollen in Sachsen auf der Elbe die Preussischen Bedrückungen durch unrechtmässige Ausdehnung des Stappelrechtes und durch Vervielfältigung oder Erhöhung der Zölle aufhören. Der Unfug der heimlichen und öffentlichen Werbungen soll abgestellet werden. Das Prägen schlechter Münzsorten soll man künftig hindern; und jene Reichsstände, welche bisher durch den Zufluß schlechter Münzen anderer Reichsstände in ihre Länder einen Schaden gelitten haben, sollen sowohl dafür, als für den Schaden, den ihnen der Krieg zugefügt hat, eine angemessene Entschädigung erhalten. Den Churfürsten von Brandenburg endlich soll man anhalten, künftig die Kammerzieler richtig zu liefern a).

Ueber diese gemeinnützlichen Punkte kamen die meisten Reichsstände bald überein. Es war aber noch ein anderer überaus wichtiger Punkt ihrer Berathschlagung übrig, worüber sie sich in ihren Meinungen theilten. Man mußte es nämlich noch ausmachen, welcher von den ältern Friedensschlüssen bei dem künftigen Frieden sollte zum Grunde gelegt werden. Die Katholiken waren bekanntlich aus einem alten unter ihnen herrschenden Gemeingeist dem Ryswickischen Frieden geneigt. Die Protestanten hingegen erklärten sich einzig und allein für den Westphälischen Frieden. Die Verschiedenheit der Denkungsart und Wünsche trennte die Gemüther. Die letztern sonderten sich von den erstern ab, giengen in Theile, und beharrten darauf, daß diese Sache nach der Vorschrift des Westphälischen Friedens nicht durch die Mehrheit der Stimmen könne

a) Neue Staatskanzlei Th. 6. S. 141.

entschieden werden, sondern durch eine gütliche Uebereinkunft beider Partheien, wovon jede als ein besonders, gleich starkes Korps zu betrachten sei, bestimmet werden müsse. Mit dieser Aeusserung waren die Katholischen unzufrieden. Sie machten den Protestanten das Recht streitig, in dieser Sache in Theile zu gehen. Darüber faßten aber diese am 5. August einen gemeinsamen Schluß ab, worin sie sich verbanden, bei ihren einmal abgelegten Stimmen und Grundsätzen fest zu verharren, und den Ryswickischen Friedensschluß schlechterdings nicht als Grundlage des künftigen Friedens gelten zu lassen. Um gegen alle mögliche Fälle stets auf der Hut zu seyn, machten sie noch den besondern Schluß, künftig alle acht Tage eine besondere evangelische Konferenz zu halten b). Diese Mißhelligkeit zwischen beiden Religionspartheien hatte, wie gewöhnlich, den Fortgang dieses Geschäftes verzögert. Aber am 7. August kam dennoch ein allgemeiner Reichsschluß zu Stand, nur mit Ausnahme einiger Punkte, welche sich die protestantischen Reichsstände vorbehielten. Das Reich bestätigte die oben angeführten Punkte, deren Aufnahme in den künftigen Friedensschluß es wünschte, und ertheilte dem Kaiser die Vollmacht, den Frieden auch im Namen des deutschen Reiches zu schliessen c).

Allein dieser Reichsschluß war überflüssig. Alle Umstände gaben damals schon zu erkennen, daß keine Friedensversammlung zu Augsburg, viel weniger der Friede selbst erfolgen werde. Es war nicht schwer zu entziffern, daß es unter jenen kriegführenden Mächten, auf welchen die Beförderung dieser Sache vorzüglich beruhte, den meisten mehr

b) Ebendaselbst S. 214. f.
c) Ebendaselbst S. 300. ff.

um ihren eigenen Vortheil, keiner um den Frieden ernstlich zu thun sei. Der Wiener-Hof wünschte zuerst den König in Preussen unterdrücket zu sehen. Die Kaiserin von Rußland sah es für eine Art von Herabwürdigung an, vor erfolgter Demüthigung Friedrichs die Waffen niederzulegen. Die Krone Frankreich bekümmerte sich mehr um eine vortheilhafte Ausgleichung ihrer eigenen Streitigkeit mit Engelland, als um eine ersprießliche Beendigung des deutschen Krieges. Alle diese Mächte hatten die Festsetzung eines Waffenstillstandes als erste Bedingniß verlanget, unter welcher man die Friedenshandlungen anfangen und fortsetzen wollte. Allein den Königen von Engelland und Preussen entgieng die Bemerkung nicht, daß ein Waffenstillstand für die Gegenparthei nur das Mittel würde, während der Zeit, daß sich die Unterhandlungen in die Länge zögen, sich desto fürchterlicher zur Fortsetzung des Krieges rüsten, und alsdann ihre Feinde desto leichter unterdrücken zu können. Sie lehnten diesen Antrag standhaft ab; eben dadurch gaben sie dem Friedensprojekte den ersten Stoß d). Selbst der Umstand endlich, daß der Kaiser auch das deutsche Reich zur Mithandlung an diesem Werke aufgefordert, und daß sich selbiges sogleich mit darein hatte verwickeln lassen, war auch neben den andern eine Ursache, daß der Kongreß nicht zu Stand kam. Weil man zu Berlin den Reichsschluß vom Jahre 1757. wodurch ein Reichsexekutionskrieg gegen den König aus Preussen, als einen Störer des Landfriedens festgesetzt worden, noch immer nicht als gesetzmässig gültig erkannte, waren Engelland und Preussen übereingekommen, das deutsche Reich an diesem Friedenskongresse keinen Antheil nehmen zu

d) Friedrich *II.* a. a. O. S. 174.

lassen. Sogar einem Minister des Kaisers wollte man keinen Zutritt gestatten, weil man nicht mit dem Oberhaupte des Reiches, sondern eigentlich mit der Kaiserin Königin Krieg geführet habe e). Die ganze Spekulation der Könige von Engelland und Preussen lief darauf hinaus, bloß Separatfrieden mit einzelnen Mächten zu schliessen. Dadurch hofften sie eher zu ihrem Zwecke zu gelangen. Nur auf diesen Fall konnte Friedrich die ungeschmälerte Wiederherstellung seiner Provinzen wahrscheinlich hoffen. Allein dem Interesse der meisten Mächte von der Gegenparthei, besonders dem Interesse des Wiener-Hofes, war dieses gerade entgegen. Man wußte, daß die Herstellung eines allgemeinen Friedens sehr lange Zeit erfodere; man hoffte Vortheile von der Länge der Zeit entweder durch kriegerische Thaten, oder durch irgend eine politische Wendung. Man bestand daher darauf, daß ein allgemeiner Friede errichtet, und folglich Kaiser und Reich bei der Bestimmung desselben als wesentlich mithandelnde Theile zugelassen werden. Darüber zerfiel der ganze Entwurf, und der Krieg wurde fortgesetzt.

Indessen hatten die Oesterreichischen Bundesgenossen ausserordentlich glückliche Fortschritte im Felde gemacht. Ihre Waffen hatten ihnen die Oberhand in den wichtigsten Theilen der Preussischen Staaten verschaffet. Friedrichs Macht war am Ende des Feldzuges vom Jahre 1761. tief niedergedrückt. Ein grosser Theil seiner Länder war verheeret; ein anderer von den Feinden besetzt; der Zufluß von Lebensmitteln aus Polen durch einen Russischen Kordon gehemmet; das ganze Churfürstenthum Brandenburg stand seit der Eroberung der

e) Ebendaselbst S. 175.

Festung Colberg in grosser Gefahr; ohne Aussicht auf künftig grössers Glück im Felde, ohne Hoffnung in diesen traurigen Umständen einen vortheilhaften Frieden zu erlangen, sah Friedrich verzweifelungsvoll seinem nahen Untergang entgegen. Er trug Gift bei sich, um im äussersten Falle seinen gänzlichen Sturz nicht zu überleben f). Während daß alles voll stummer Erwartung auf die äusserst zweifelhafte Entwicklung dieses festverschlungenen Knotens hinharrte, die Feinde Friedrichs im Herzen seines Unglückes sich freuten, seine Freunde für sein Schicksal zitterten, niemand an die Möglichkeit einer vollkommenen Rettung glaubte, starb die Kaiserin Elisabeth von Rußland (am 5. Jäner 1762.) und ihr Tod zog den König vom Rande des Verderbens zurück. Ihr Nachfolger auf dem Throne Peter III. fühlte persönliche Neigung gegen den König aus Preussen; beide hatten zur Zeit, da derselbe nur noch Herzog von Holstein war, enge Freundschaft geschlossen. Im Herzen hatte er das Betragen der Kaiserin gegen Friedrich nie gebilliget. Um an keiner Entschliessung gegen ihn Theil zu haben, hatte er sich sogar der Sitzungen im Staatsrath enthalten. Nach seiner Thronbesteigung sendet ihm der König ein Glückwünschungsschreiben, versichert ihn darin seiner Hochachtung, und entdecket ihm sein Verlangen, mit ihm in gutem Vernehmen zu leben. Der Russische Kaiser schicket bald darauf heimlich einen seiner Vertrauten an ihn, und läßt ihn gleichfalls seiner Achtung und Freundschaft versichern. Hier entdeckt Friedrich offenherzig seine Gesinnung, daß er die Herstellung eines dauerhaften Friedens mit Rußland aufrichtig wünsche. Er schicket hierauf ein Schreiben an den Kai-

f) Archenholz S. 250.

ser, worin er eben dieselben Gesinnungen äussert; und dem folget ein ausserordentlicher Preussischer Gesandter, die Friedensunterhandlungen zu betreiben g). Die Folge davon war, daß Peter III. ehe noch ein Friede förmlich geschlossen ward, das Korps des Generals Czernichef von der Oesterreichischen Armee abrief. Die Unterhandlungen wurden indessen lebhaft betrieben, und schon am 5. May deutscher Zeitrechnung ward der Friede zwischen Rußland und Preussen zu Petersburg unterzeichnet h). Ganz war es indessen doch nicht die Freundschaft allein gewesen, welche diese schnelle Veränderung hervorgebracht hatte. Peter fühlte einen unwiderstehlichen Groll gegen die Könige von Dänemark. In der Person seiner Vorfahren, deren Rechte sie gekränket hatten, fand er sich selbst beleidiget. Auch hatten sie seinen Unwillen durch Ungerechtigkeiten gegen ihn selbst gereitzet. Sie hatten verschiedene Versuche gemacht, seinen Antheil an Holstein ihm zu entreissen. Unmöglich konnte er diese Behandlung verdauen; er war fest entschlossen, sie empfindlich zu rächen. Diese Leidenschaft war vorzüglich auch eine der Hauptursachen, warum er mit dem Könige so schnell nicht nur den Frieden, sondern auch ein förmliches Bündniß schloß i).

Keine Begebenheit konnte wohl dem Hofe zu Wien unerwarteter fallen, und eine grössere Bestürzung erwecken, als dieser Friede und dieses Bündniß. Eben machten die Oesterreicher die thätigsten Anstalten, ihr Kriegsglück noch höher zu treiben, und stellten sich beim hohen Gefühl ihrer Uebermacht schon im Geiste ihre künftigen Siege vor, als sich

g) Friedrich *II.* Kap. 15. S. 250. f.
h) Neue Staatskanzley Th. 9. S. 253. ff.
i) Friedrich *II.* a. a. O. S. 253. f.

die Armee des Generals Czernichef nicht nur von den Oesterreichern trennte, sondern auf Befehl des Russischen Kaisers sogar zu den Preussen stieß, um in Gesellschaft mit ihnen den Krieg gegen die Oesterreicher zu führen. Durch diese unvermuthete Veränderung scheiterten auf einmal alle grossen Entwürfe. Ueberzeugt, wie tief die Macht des Königs aus Preussen in dem Feldzuge des verflossenen Jahres herabgesunken sei, und in der festen Hoffnung, daß er sich nie wieder ganz würde erholen können, hatte der Wiener-Hof erst vor kurzem 20,000. Mann abgedankt. Zu dieser Verminderung kam jetzt noch eine Krankheit, welche eine beträchtliche Anzahl Soldaten von der Armee des Generals Laudon wegraffte k). Rechnet man zu diesem Verlust noch die 20,000. Russen hinzu, welche von der Oesterreichischen Armee abtraten, und sich mit den Preussen vereinigten, so erscheinet Friedrich auf einmal in einer seinen Feinden überlegenen Verfassung. Doch dieses war noch nicht das einzige Unglück, wodurch die Macht der Kaiserin-Königin geschwächet wurde. Die Schweden geriethen durch diese plötzliche Aenderung in Furcht. Nur im Vertrauen auf Rußlands Unterstützung, hatten sie sich in diesen Krieg eingelassen; nur an der Seite der Russen und durch gemeinschaftliches Zusammenwirken konnten sie einen glücklichen Erfolg ihrer Unternehmungen hoffen. Alle diese Hoffnung war nun auf einmal verschwunden. Mit Befremden sahen sie sich ihrer einzigen Stütze beraubt. Den Krieg in dieser Lage noch fortzusetzen schien gefährlich. Nicht ohne Grund befürchteten sie, daß sie es in einem solchen Falle nicht mehr mit dem König in Preussen allein, sondern zugleich auch mit Rußland würden

k) Friedrich *II.* Kap. 15. S. 263.

findig machen, ohne sich selbst wehe zu thun. Zudem hieng der künftige Ausgang des Krieges, das künftige Schicksal beider Könige, von dem unsichern Glücke ab. Ein einziger unglücklicher Feldzug konnte sie nicht nur um alle bisher errungenen Vortheile bringen; er konnte alle ihre Entwürfe zu Boden schlagen, ihnen mit einemmal alle Hoffnung zu einem je nur erträglichen Frieden rauben. Diese Betrachtungen bewogen die Könige von Preussen und Engelland zu dem Versuche, ob nicht schon gegenwärtig ein vortheilhafter Friede eingeleitet werden könnte. Friedrich sah es wohl ein, daß in der gegenwärtigen Lage, da die mit Oesterreich verbundenen Mächte stolz auf ihre Macht, zum Theil auch stolz auf ihr bisheriges Glück waren, wenig zu hoffen sei. Er glaubte, kaum dürfte irgend ein anders Mittel, diesen Zweck zu erreichen, wirksamer seyn, als wenn es ihm und seinem Bundesgenossen gelänge die Alliirten zu trennen, oder wohl gar zu entzweien m). In dieser Absicht liessen beide Könige allen Mächten erklären, sie trügen ein grosses Verlangen, Mittel und Wege zur Aussöhnung zu finden, wodurch ein allgemeiner Friede könnte hergestellet werden. Diese Eröfnung that der Prinz Ludwig von Braunschweig den Ministern der kriegführenden Mächte im Haag n). Die Krone Engelland ließ noch eine besondere Erklärung an Frankreich gelangen, wie sie bereits geneigt sei, Unterhandlungen anzufangen, welche einen so ersprießlichen Endzweck hervorbringen könnten. Frankreich hatte nicht so fast in dem Kriege gegen den König in Preussen in Deutschland, als vielmehr in

m) Friedrichs *II.* Geschichte des siebenjährigen Krieges Th. *II.* Kap. 11. S. 61. ff.

n) Neue Staatskanzley Th. 5. S. 2.

jenem besondern Kriege, den es wegen der Grenzen Akadiens in Amerika mit dem Könige von Engelland zur See führte, ziemlich viel gelitten. Es ließ sich vermuthen, daß dieser Krone eben darum ein Friede nicht unwillkommen seyn würde. Und konnte man nur so viel zu Stand bringen, daß sich diese beiden Kronen ihrer besondern Fehde wegen vereinigten, so ließ sich immer auch darauf rechnen, daß Frankreich dadurch von Oesterreichs Parthei würde abgezogen werden, und daß alsdann auch Oesterreich, durch den Abgang eines mächtigen Alliirten geschwächt, desto leichter seine Hände zum Frieden bieten dürfte. In dieser Hoffnung spannen Engelland und Preussen zu Versailles und in Petersburg Unterhandlungen an; denn diese Höfe, so wie der Wiener-Hof, hatten bereits erklärt, sie schlügen friedliche Gedanken nicht aus, und wären bereit, Bevollmächtigte an einen Platz abzuschicken, den man bestimmen würde o). Die Holländer hatten auch bereits die Stadt Breda zum Friedenskongreß angeboten. Allein ehe es so weit kam, daß man von diesem Anerbieten Gebrauch machte, zerschlug sich das ganze Geschäft. Gleich auf den ersten Antrag hatten sich die Höfe zu Wien, Petersburg und Versailles geäussert, sie würden sich ohne Theilnahme aller derjenigen, welche mit ihnen alliirt seien, in nichts einlassen. Jetzt fuhren sie fort, dem Fortgange der Sache eine Schwierigkeit über die andere in den Weg zu legen. Dem König in Preussen ließ der König in Frankreich melden, er wünsche eine vollkommene Aussöhnung mit Engelland in Ansehung seiner besondern Zwistigkeit mit dieser Krone recht sehr; habe aber erfahren, Friedrich trage darauf an, daß der König in Polen

o) Neue Staatskanzley Th. 5. S. 5.

durch geistliche Fürstenthümer, welche sekularisirt werden sollten, möchte entschädiget werden; dieses werde er aber nie zugeben p). Der König in Engelland ließ dem Französischen Minister im Haag erklären, er sei geneigt Friede zu machen, aber nur unter der Bedingniß, daß man die gänzliche Erhaltung des Königs in Preussen als den ersten Artikel zum Grunde lege. Die Krone Frankreich betheuerte im Gegentheile gleichfalls ihre Neigung zum Frieden; erklärte aber auch zugleich, daß sie Friedrichs Sache mit der Sache des Königs in Engelland nicht vermischen könne; denn mit jenem habe es eigentlich keinen Krieg gehabt. So ward der ganze Entwurf zur Herstellung eines Friedens vereitelt. Friedrich sah wohl, daß, wenn ein Friede zu Stand kommen sollte, die noch zu sehr erbitterten Gemüther sich erst noch mehr abkühlen müßten; daß aber dieses nur von der Länge der Zeit zu erwarten sei, und daß er endlich wahrscheinlich nur von Siegen erwarten müsse, was Unterhandlungen allein nicht bewirken konnten q).

Die Oesterreicher richteten jetzt ihr Augenmerk besonders auf Schlesien. Nur die Wiedererhaltung dieser Provinz lag ihnen vorzüglich am Herzen. Ihrem Plane gemäß rückten also die Russen in Schlesien ein, um in Vereinigung mit den Oesterreichern Breslau zu erobern, und die ganze Provinz vollkommen in ihre Gewalt zu bekommen. Der Preussische General Fouquet befand sich damals mit 13,000. Mann zu ihrem Schutze darin. Da er eben seine Macht durch ausgeschickte Partheien geschwächet hatte, griff ihn plötzlich der Oesterreichische General Laudon mit einem Heere von ungefähr 40,000.

p) Friedrich *II.* Kap. 11. S. 64.
q) Friedrich *II.* a. a. O. S. 65. f. und S. 69. f.

Mann in seinem verschanzten Lager bei Landshut an fünf Orten zugleich an. Muthig bestiegen seine Leute einige Schanzen, und nun forderte er ihn förmlich auf, sich zu ergeben. Lange Zeit wehrte sich Fouquet mit hartnäckiger Tapferkeit. Endlich ward er, nachdem er 600. Mann todt auf dem Kampfplatze gelassen hatte, doch von der Uebermacht überwältigt. Mit 6000. Mann ward er ein Kriegsgefangener des Generals Laudon. Nur die Reiterei hatte sich mit dem Schwert in der Faust einen Weg durch den Feind gebahnet, und war nebst einem kleinen Theile des Fußvolkes entkommen. Durch den glücklichen Erfolg dieser Unternehmung ermuntert rückten hierauf die Oesterreicher im Julius 1760. unter der Anführung des Generals Drasskowitz nach Glatz, und fiengen an, diese Festung zu beschiessen. Hier zeigte es sich bald, wie schlecht gemeiniglich auch das tapferste Kriegesvolk fechte, wenn es dem Anführer an Muth und Tapferkeit fehlet. Kaum hatte das Feuer der feindlichen Kanonen angefangen lebhaft zu werden, so verliessen die Preussen zaghaft die Aussenwerke. Die Oesterreichische Truppen nahmen sie ein, und stürmten nun auch die Hauptwerke. In kurzer Zeit bekamen sie auch diese in ihre Gewalt. Ungemein beträchtliche Magazine wurden ihnen hier zu Theil; und, was der größte Vortheil dieser Eroberung war, sie verschaffte ihnen einen festen Fuß in Schlesien.

Zu gleicher Zeit, da die Oesterreicher solche Fortschritte in Schlesien thaten, belagerte Friedrich die Hauptstadt Dresden in Sachsen. Sie hatten seine Ankunft vor dieser Stadt nicht vermuthet; denn durch eine schlaue Bewegung hatte er sie in den Wahn gesetzt, er sei gesonnen, nach Schlesien zu marschieren. Seine unerwartete Erscheinnug vor

den Thoren brachte daher eine grosse Bestürzung unter den Einwohnern hervor. Vielleicht hätte dieser Schrecken die baldige Uebergabe veranlasset, hätten nicht die Oesterreicher von der andern Seite der Elbe her Wege gefunden, die Stadt mit einer sehr beträchtlichen Anzahl Truppen zu verstärken. Den Preussen war also nichts übrig, als die Stadt zu beschiessen. Dieses thaten sie auch mit der äussersten Heftigkeit. Hier sah man die Flammen von Häusern und reichen Pallästen fürchterlich auflodern, dort Mauern und ganze Häuser, durch die Bomben zerschmettert, zusammenstürzen. Hier wollte einer der Wuth des Feuers entrinnen, und wurde auf der Strasse von dem Schutte eines andern einstürzenden Hauses begraben; dort suchte ein anderer sich durch die Flucht zu retten, und wurde durch eine Kanonenkugel zu Boden gestreckt. Seufzer und Geheule der Unglücklichen erfüllten die Luft. Die schönsten Palläste, die schätzbarsten Kunstwerke, die vortreflichsten Produkte der Fabriken und Manufakturen, verzehrte die unbarmherzige Flamme. Während daß die Preussen der bedauernswürdigen Stadt durch so ein heftiges Feuer zusetzten, thaten die Oesterreicher häufige Ausfälle auf sie. Viele derselben hatten einen sehr guten Erfolg. Mancher tapfere Preusse büßte dabei sein Leben ein; mancher gerieth in Gefangenschaft. Aller Anstrengung ungeachtet konnte Friedrich die Stadt nicht erobern. Sein Bombardement wurde immer durch ein nicht weniger lebhaftes Feuer beantwortet. Dieses nöthigte ihn endlich, auf Dresden Verzicht zu thun; und da eben um diese Zeit die traurige Nachricht eintraf, daß Glatz übergegangen sei, so zog er mit seiner Armee eilig, jedoch in aller Stille ab, um wenigst Schlesiens Hauptstadt zu retten; denn Laus

don, dem die Eroberung der Festung Glatz den ungehinderten Weg nach Breslau gebahnet hatte, war eben im Begriffe, sie zu belagern.

Der General Tauenzien vertheidigte diese Stadt mit einer Standhaftigkeit, welche der Muth dieses Helden und sein hohes Gefühl von Ehre erzeugten. Doch der Sieg hängt nur gar zu oft auch von andern Umständen, als von der blossen Einsicht und Tapferkeit ab. Breslau stand in grosser Gefahr, und Laudon im Begriffe, es zu bestürmen. Die Russen waren nur noch eine Meile entfernet, und hatten die Absicht, mit den Oesterreichern sich zu vereinigen. Daß man einer so grossen Macht in die Länge werde widerstehen können, war nicht sehr wahrscheinlich. Während daß man ängstlich sich mit diesem Gedanken beschäftigte, erschien der Prinz Heinrich, und entsetzte die Stadt. Laudon hob die Belagerung auf. Der Prinz rettete dadurch nicht nur Breslau, sondern ganz Schlesien.

Friedrich hatte sich indessen gleichfalls genähert. Um ihn aufzuhalten, und weitere Unternehmungen desselben zu hindern, nöthigte ihn der Feldmarschall Daun am 15. August zu Liegnitz zu einem Treffen. Die Oesterreichische Reiterei drang mit grossem Ungestümm auf die Preussische ein; aber mit eben so vieler Tapferkeit wurde sie von dieser zurückgeworfen. Als hierauf die Infanterie der Preussen vorrückte, wurden die Oesterreicher gänzlich geschlagen. Daun, der dem rechten Flügel der Preussen gegenüber stand, konnte sie wegen des schlimmen Terrains nicht unterstützen. Durch diesen glücklichen Sieg hinderte der König die Vereinigung der Oesterreicher und Russen, und vereitelte alle ihre Absichten auf die Schlesischen Festungen.

Da ihnen das Glück seinen Beistand in dieser

Gegend versagte, machten sie einen Anschlag auf Berlin, und marschierten nach Brandenburg, während daß eine andere Abtheilung von Russen in Pommern Feindseligkeiten ausübte, und Colberg vergeblich belagerte. 20,000. Russen unter dem Befehl des Generals Ccernichef, und 14,000. Oesterreicher unter dem Kommando des Generals Lascy überschwemmten das Churfürstenthum Brandenburg. Am 3. Oktober stand der Russische General, Graf Tottleben, vor den Thoren der Stadt Berlin, und foderte sie zur Uebergabe auf Da er eine abschlägige Antwort erhielt spielte er mit Haubitzgranaten und Feuerkugeln hinein. Viele Häuser geriethen in Brand; derselbe wurde aber bald wieder gelöschet. Lange hatte Tottleben die Stadt vergeblich bestürmt und beschossen; endlich näherte sich der Heerhaufe des Ccernichef, und jener erhielt von demselben Verstärkung. Da endlich die herzhaften Vertheidiger der Stadt erfuhren, daß überdieß noch mehrere Regimenter heranrückten, auch selbst die Hauptarmee der Russen in der Nähe sei, da fanden sie bedenklich, sich länger zu widersetzen, und ergaben sich auf Kapitulation. Anfänglich behandelte Tottleben diese Stadt sehr menschlich; allein in der Folge begiengen sowohl die Russen, als die Oesterreicher und Sachsen hier und in den übrigen Theilen des Churfürstenthumes die größten Ausschweifungen; mißhandelten die Einwohner auf mannigfaltig grausame Art, plünderten die Häuser, erbrachen Pallästе, und zerstörten muthwillig die herrlichsten Kunstwerke r). Auf solche Art hatten die Alliirten den Preussen alle jene Uebel vergolten, die sie erst vor Kurzem der schuldlosen Hauptstadt Dresden zugefügt hatten.

r) Archenholz S. 193. ff.

Die mit Oesterreich Alliirten waren bereits im Begriffe, die Winterquartiere zu beziehen, als Friedrich wider alle Erwartung aus Schlesien im Brandenburgischen ankam. Sogleich verliessen die Russen und Oesterreicher Berlin; die Hauptarmee der erstern zog sich über die Oder, und der General Lascy nach Sachsen, wo er sich mit der Armee des Feldmarschalls Daun zu vereinigen gedachte. Aber alle ihre Schritte bezeichneten die Russen bei ihrem Zurückzuge mit den Merkmalen der grausamsten Verwüstungen. Friedrich folgte den Feinden auf dem Fusse nach, vertrieb die Reichsarmee, die sich bei Leipzig gelagert hatte, und nahm diese Stadt in Besitz. Er hatte den festen Vorsatz gefaßt, alles mögliche zu versuchen, um ganz Sachsen wieder in seine Gewalt zu bekommen. In dieser Absicht griff er am 3. November den Feldmarschall Daun in seinem festen Lager bei Torgau an. Das Treffen war ungemein mörderisch. Mit einer Tapferkeit, die wenig ähnliche Beispiele hat, stürmten die Preussen das Lager. Ungeachtet des unglaublich fürchterlichen Kartätschenfeuers, das ganze Reihen Soldaten zu Boden streckte, erstiegen sie doch Anhöhen auf Anhöhen, und eroberten eine Batterie nach der andern. Die Oesterreichische Reiterei stürzte zwar hierauf gegen das Preussische Fußvolk los, und schlug es nebst der Preussischen Kavalerie, welche demselben beistehen wollte, zurück. Ein neuer Angriff Friedrichs mißlang. Für die Preussen schien das Treffen bereits verloren zu seyn; Daun fertigte schon einen Kourrier mit einer fröhlichen Nachricht vom Siege an seinen Hof ab. Allein plötzlich änderte sich die Sache. Eine einzige glückliche Wendung, wodurch die Preussen sich einiger Anhöhen, und einer grossen Batterie bemächtigten, verschaffte ihnen den Sieg.

Eine starke Kanonade derselben, und das Dunkle der hereinbrechenden Nacht, brachte die Oesterreicher aus ihrer Fassung. Sie zogen sich zurück, und überliessen den Preussen das Schlachtfeld s). Friedrich war also wieder Meister von ganz Sachsen. Nur Dresden war noch in den Händen der Feinde.

Weit weniger reichhaltig an auffallenden und grossen Unternehmungen war der dießjährige Feldzug des Prinzen Ferdinands gegen die Franzosen. Diese hatten Bewegungen gemacht, welche vermuthen liessen, daß sie in Hannover einzudringen gedächten. Um solches zu hindern, rückte ihnen der Erbprinz entgegen. Bei Corbach stößt er auf die Feinde, und läßt sich mit ihnen ein. Allein zu schwach gegen ein Korps, welches mit der Französischen Hauptarmee zusammenhieng, und von derselben immer frische Truppen zur Unterstützung erhielt, ist er genöthigt, sich zurückzuziehen. Ein kleines Treffen bei Emsdorf am 16. Julius, und bald darauf noch ein anders bei Warburg, fielen zwar glücklicher aus. Die Franzosen wurden geschlagen, und verloren einige tausend Mann. Am 10. Oktober begann hierauf der Erbprinz die Belagerung der Stadt Wesel. Allein ein unglückliches Treffen, das er den Franzosen bei Rheinberg lieferte, nöthigte ihn, sie wieder aufzuheben t). Die Feinde waren Meister von Hessen; ihre Hauptarmee stand bei Cassel; Göttingen war in ihren Händen; die Sächsischen Grenzen waren bedrohet. Anstatt in die Winterquartiere zu rücken, wie dieses die übrigen Armeen thaten, setzte also der Herzog Ferdinand mitten im Winter seine Unternehmungen fort. In dreien Kolonnen brach er am 11. Februar

s) Archenholz S. 200. ff.
t) Ebend. S. 219.

1761. auf, um die Französischen Quartiere zu überfallen, die sich von Göttingen bis Wesel erstreckten. Der Schrecken, den dieser überraschende Schritt verursachte, war so groß, daß die Franzosen überall flohen. Fünf der ansehnlichsten Magazine fielen den Preussischen Alliirten in die Hände; die übrigen vernichteten jene selbst. Um diese Vortheile noch zu vergrössern, rückten 7000. Preussen nach Langensalza vor, und schlugen am 15. Februar die Sachsen in einem hitzigen Treffen. Doch der wichtigste Posten war Cassel, ohne dessen Eroberung die übrigen Unternehmungen nichts entscheiden konnten. Ferdinand fieng daher am 1. März an, diese Stadt zu belagern. Um die Einnahme durch die Zertheilung der Französischen Macht zu erleichtern, ließ er nebst Cassel auch Ziegenhain und Marburg, folglich drei Festungen zugleich belagern. Aber der Marschall Broglio, der die Gefahr einsah, welche die Eroberung der Stadt Cassel der Sache der Franzosen bringen würde, zog alle seine Truppen am Niederrheine zusammen, und griff den Erbprinzen bei Stangerode an. Die vortheilhafte Lage des Orts, und die grosse Ueberlegenheit an Mannschaft, verschafften den Franzosen den Sieg. Ein anders Detaschement, welches Ziegenhain belagerte, ward gleichfalls geschlagen. Diese Unfälle vereitelten den ganzen Plan. Die Belagerungen hörten auf; alle Posten, welche die Preussischen Alliirten bereits im Besitze hatten, verliessen sie wieder; ganz Hessen wurde von ihnen geräumet u).

Kurz vor diesen Ereignissen war Georg II. König von Großbritanien gestorben. Sein Nachfolger änderte sein Ministerium; zugleich mit demselben auch seine Gesinnung. Die Subsidien, welche En-

u) Archenholz S. 221.

gelland bisher bezahlt hatte, wurden verweigert. Dieses nöthigte den König in Preussen, in dem gegenwärtigen Feldzuge vom Jahre 1761. bloß vertheidigungsweise zu verfahren. Die Oesterreicher betrachteten diese Unthätigkeit, die ihnen mit Friedrichs feurigem Temperament unvereinbarlich schien, als das Symptom einer geheim verborgenen List; behutsam folgten sie seinem Beispiele, und schränkten sich eine Zeit lang gleichfalls nur auf einen Vertheidigungskrieg ein. Der Prinz Heinrich blieb in Sachsen zurück; Friedrich brach im Frühlinge nach Schlesien auf; Laudon folgte ihm mit einer zahlreichen Armee.

Die Russen hatten den Plan, sich mit den Oesterreichern zu vereinigen, und alsdann irgend einen grossen Streich zu wagen. Lange Zeit machte ihnen der König aus Preussen den Uebergang über die Oder streitig, und hinderte die Vereinigung. Endlich konnte er der Uebermacht nicht mehr widerstehen; die Vereinigung erfolgte am 12. August 1761. Dieser Unfall versetzte ihn in eine äusserst kritische Lage. Auf allen Seiten war er nun von Feinden umringt; kein Ausweg, der augenscheinlichen Gefahr zu entrinnen, war offen; ihnen ein Treffen zu liefern, verbot ihre Uebermacht. Nichts war ihm in diesem Gedränge übrig, als sich in seinem Lager bei Bunzelwitz unweit Schweidnitz so stark und geschwind als möglich zu verschanzen. Die Preussischen Krieger vollendeten diese Arbeit in einer Geschwindigkeit, die vielleicht ohne Beispiel ist. In dreien Tagen war das Lager befestiget. Als die Feinde ihrem Plane gemäß heranrückten, den König anzugreifen, sahen sie zu ihrem größten Erstaunen nicht ein gewöhnliches Lager, sondern eine ganze Festung vor sich. Verschanzungen mit tiefen Gra-

ben, und vier und zwanzig grosse Batterien, welche mit denselben zusammen hiengen; vor den Linien Pallisaden und Spanische Reiter; vor denselben noch drei Reihen sechs Fuß tiefer Wolfsgruben, welcher fürchterlich überraschende Anblick! Ueberdieß waren bei jeder Batterie zwo Flatterminen angelegt, welche mit Pulver, Kugeln und Haubitzgranaten gefüllet waren, und die Artillerie ward durch 150. Kanonen aus Schweidnitz verstärket v). Gleich als wären sie versteinert, starrten die Feinde auf diese unerwartete Erscheinung hin, unschlüssig, ob sie ihren Augen trauen sollten. Der ganze Entwurf eines Treffens, den sie gemacht hatten, war nun unbrauchbar. Friedrich hielt sich indessen bereit, und erwartete entschlossen den Erfolg. Tag und Nacht wachten die Krieger abwechselnd hinter ihren Verschanzungen in Schlachtordnung. Alle Abende wurde das ganze Gepäcke der Armee unter die Kanonen von Schweidnitz gebracht; alle Morgen kam es wieder zurück, und die Soldaten schlugen ihre Gezelte wieder auf. Zwanzig Tage dauerte bereits diese Strapatze; eine so anhaltend ermüdende Arbeit, der Mangel an Schlaf, der Abbruch an Fleisch und gekochten Speisen, erweckte bereits eine beinahe allgemeine Unzufriedenheit bei der Preussischen Armee. Aber zum Glücke drohte der Mangel an Proviant auch den Feinden. Dieser und die augenscheinliche Ueberzeugung, daß sie den König in dieser Lage nie würden überwinden können, bewog sie endlich, auf ihre bisherige Absicht Verzicht zu thun. Zweimal waren sie des Morgens ausgerückt, mit dem Vorsatze, den Angriff zu wagen; und jedesmal waren sie wieder in ihr Lager zurückgekehrt, ohne das geringste gethan zu haben; so gegründet war ihre

v) Archenholz S. 225. f.

Furcht, so groß die Gefahr w). Butterlin marschierte mit der Russischen Armee am 13. September über die Oder, und Ccernichef blieb mit 20,000. Mann bei dem Oesterreichischen Heere zurück.

Diese Ereigniß belebte die Preussische Armee wieder aufs Neue. Friedrich handelte nun wieder als angreifender Theil. Um den General Laudon entweder nach Böhmen zu treiben, oder zum Schlagen zu bringen, entfernte er sich zween Tagemärsche von Schweidnitz. Aber Laudon benützte diese Gelegenheit, überrumpelte die Festung, und nahm sie ein. Dadurch wurden die Oesterreicher in den Stand gesetzt, die Winterquartiere in Schlesien aufzuschlagen. Alle Vortheile des bisherigen Feldzuges giengen dadurch für die Preussen verloren. Die Bestürzung Friedrichs über dieses Unglück ward durch üble Nachrichten aus Pommern noch vermehrt. Die Russen hatten Colberg erobert, und eben dadurch festen Fuß in Pommern gefaßt. Nicht viel günstiger waren die Nachrichten, die er bisher von dem Zustande der Armee des Herzogs Ferdinand gegen die Franzosen erhalten hatte. Diese mächtigen Feinde hatten seit einiger Zeit ein so entscheidendes Uebergewicht behauptet, daß Ferdinand es schlechterdings nicht wagen konnte, sich zu regen. Der Prinz von Soubise eröfnete zuerst den Feldzug mitten im Sommer. Er gieng über den Rhein, und bald darauf vereinigte sich Broglio mit ihm. Die Belagerung dreier Festungen, Ziegenhain, Marburg und Cassel, welche Ferdinand unternahm, mißlang. Das einzige, was er in diesen Umständen thun konnte, war dieses, daß er die Franzosen in verschiedenen kleinen Gefechten unaufhörlich beunruhigte, ihnen die Proviantlieferungen wegnahm,

w) Ebendaselbst S. 228. f.

und ihre Magazine zerstörte. Dem Marschall Broglio fielen diese Neckereien in die Länge zur Last. Er vereiniget sich mit Soubise, und geht den Feinden mit dem festen Vorsatze, sie zu einer Schlacht zu zwingen, entgegen. Am 15. Julius stößt er auf sie in ihrem festen Lager bei Hohenover, und sogleich fängt sich ein hitziges Treffen an. Bis zum Abende dauerte das Feuer beider Partheien mit immer gleicher Heftigkeit fort. Die Franzosen zogen sich hierauf in die nahe gelegenen Gebüsche zurück. Aber am folgenden Morgen griffen sie von Neuem an. Fünf Stunden lang feuerten sie aus grobem Geschütz und Musketen; aber ihre Gegner antworteten so lebhaft, daß jene nicht um einen Schritt vordringen konnten. Endlich bemächtigten sich Ferdinands Truppen einiger Anhöhen; dieses gab der Sache den Ausschlag. Die Franzosen geriethen in Unordnung, und ergriffen die Flucht. Ihre Furcht und Verwirrung war so groß, daß sie in der Geschwindigkeit ihre Todten und Verwundeten nicht mit sich nehmen konnten, und sogar ihre Kanonen zurückliessen. Ihr Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen belief sich auf 5000. Mann.

Nach diesem Treffen trennte sich Broglio von Soubise. Jener rückte nach Cassel, dieser gieng über die Röhr. Dadurch war Ferdinand genöthiget, seine Macht gleichfalls zu theilen. Einzelne kleine Unternehmungen glückten zwar seinen Leuten noch immer. Sie fügten den Franzosen manchen beträchtlichen Schaden zu; nahmen ihnen mehrere ansehnliche Magazine weg; nöthigten sie, nicht nur von Braunschweig, welches sie belagerten, unverrichteter Dinge abzuziehen, sondern auch Wolfenbüttel zu verlassen, welches der Prinz Xaver von Sachsen erobert hatte, und vereitelten ihre Absich-

ten auf Bremen. Dagegen bemächtigten sich jene der Städte Osnabrück und Emden, setzten ganz Westphalen in Kontribution, verheerten es grausam, und behaupteten sich noch immer in Hannover und Hessen.

§. 23. Besondere Friedensschlüsse Rußlands und Schwedens. Begebenheiten des letzten Feldzuges.

Noch nie befand sich der König aus Preussen in einer so unglücklichen Lage, als nach diesem Feldzuge. Ein grosser Theil von Sachsen war nebst der Hauptstadt in Oesterreichischen Händen; zwo der besten Festungen, wovon beinahe sein ganzes Schicksal abhieng, waren verloren. Die Schweden hatten in Pommern die Oberhand, die Oesterreicher in Schlesien. Nur eine Reihe glücklicher Treffen, nur langwierige und kostspielige Belagerungen konnten ihm seine Länder wieder verschaffen. Allein sein Heer war geschwächt, und seine Kassen so ziemlich erschöpft; dagegen waren die Feinde in sehr guter Verfassung. Sich aus diesem Labyrinthe durch eigene Kraft, durch die Macht der Waffen herauszuwinden, schien in diesen Umständen beinahe eine Unmöglichkeit. Nur eine Trennung der Oesterreichischen Bundesgenossen, und ein daraus fliessender Friede, konnten ihn vom Untergange retten.

Im Grunde waren auch die meisten Feinde des Königs in Preussen des Krieges müde. Der Französische Hof hatte bereits am Anfange des Jahres 1761. seinen Bundesgenossen die Erklärung gethan, nach einer vierjährigen fruchtlosen Anstrengung seiner Kräfte finde er sich nicht mehr im Stande, einen so ungeheuren Aufwand ferners zu machen; Deutschland würde durch die Fortsetzung des Krieges gänz-

lich

lich verwüstet werden; er ertheile daher den übrigen Mächten den Rath, auf Eroberungen Verzicht zu thun, und ernstlich auf die Wiederherstellung des Friedens zu denken x). Schweden war gleichfalls des Krieges überdrüssig; man sah ihn am dortigen Hofe für das Mittel an, dieses Königreich ins Verderben zu stürzen. Der König in Polen fühlte die leidigen Folgen dieses Krieges in der grausamen Verwüstung seines schönen Churfürstenthums zu sehr, als daß er nicht den Frieden sollte gewünscht haben. Auch die Kaiserin von Rußland und die Kaiserin Königin sehnten sich nach dem Ende der Unruhen. Doch alle diese wünschten sich den Frieden nur in so fern, als es ihre übrigen Absichten befriedigen würde. Die Stimme des Eigennutzes war stärker, als die Stimme der Mäßigung, welche zum Frieden rieth; dadurch wurde der Gang eines eben so nöthigen als nützlichen Geschäftes wo nicht gehemmet, doch wenigst verzögert. Um indessen doch auch in den Ton der übrigen Mächte zu stimmen, hatte Maria Theresia den Vorschlag gethan, daß zu Augsburg ein Friedenskongreß sollte gehalten werden. Die Höfe von Petersburg, Versailles, Stockholm und Warschau liessen sich diese Entschliessung als ein edles Zeichen der Mäßigung gefallen, und diesen Vorschlag gemeinschaftlich mit dem Hofe zu Wien am 26. März 1761. an die Höfe zu Berlin und London gelangen y). Diese beiden Höfe hatten ohnehin schon einmal einen ähnlichen Antrag gethan, ohne daß ihr Wort damals Eindruck gemacht hatte. Gegenwärtig nahmen sie daher diesen Vorschlag um so bereitwilliger an, da seitdem die Fortsetzung des Krieges eine noch beschwerlichere Bürde für sie ge-

x) Friedrich *II.* Kap. 13. S. 171.

y) Fabers neue Europäische Staatskanzley Th. 6. S. 7.

worden war. Das Englische Ministerium kam mit dem Französischen bereits wegen der Absendung gegenseitiger Gesandten überein. Der König in Preussen ernannte einige Ministers, welche bey der Friedensversammlung zu Augsburg erscheinen sollten z). Der Kaiser machte es durch ein Kommissionsdekret vom 6. Junius 1761. bei der Reichsversammlung bekannt, daß man an einem Frieden arbeite, und verlangte darüber ein Reichsgutachten.

Bald breitete sich diese fröhliche Nachricht durch ganz Deutschland aus. Schon verloren sich die Merkmale des Gram und Trübsinnes, welche die Grausamkeiten des Krieges so vielen Deutschen aufgedrückt hatten, aus ihren Gesichtern. Belebende Hoffnung und Freude kehrten in ihre Herzen wieder zurück. Auf dem Reichstage fieng man schon an, sich ernstlich über diesen Gegenstand zu berathschlagen. Man entwarf schon einige Punkte, deren Festsetzung im künftigen Friedensschlusse man wünschte. Die Punkte, welche das Reich den Friede schliessenden Mächten zur Beherzigung und zum Einrücken in den künftigen Friedensschluß empfahl, waren ganz den Zeitumständen angemessen; sie betrafen nicht nur eine Schadloshaltung gegen die bisher erlittenen Unfälle, sondern auch die künftige Aufnahme der deutschen Staaten, die Gründung einer grössern Wohlfahrt. Zugleich waren sie ein nicht undeutlicher Ausdruck des Mißvergnügens vieler Reichsstände mit dem bisherigen Betragen des Königs in Preussen, eine sorgfältige Verwahrung gegen eigenmächtige Bedrückungen, welche sich der Stärkere so gern erlaubt, wenn er das Uebergewicht seiner Macht fühlet. Der Handel, hieß es in dem

z) Friedrichs *II.* Geschichte des siebenjährigen Krieges Th. *II.* Kap. 13. S. 174.

Entwurfe, der auf dem Reichstage über diesen Gegenstand zum Vorscheine kam, soll künftig in Deutschland nicht mehr erschweret werden; besonders sollen in Sachsen auf der Elbe die Preussischen Bedrückungen durch unrechtmässige Ausdehnung des Stappelrechtes und durch Vervielfältigung oder Erhöhung der Zölle aufhören. Der Unfug der heimlichen und öffentlichen Werbungen soll abgestellet werden. Das Prägen schlechter Münzsorten soll man künftig hindern; und jene Reichsstände, welche bisher durch den Zufluß schlechter Münzen anderer Reichsstände in ihre Länder einen Schaden gelitten haben, sollen sowohl dafür, als für den Schaden, den ihnen der Krieg zugefügt hat, eine angemessene Entschädigung erhalten. Den Churfürsten von Brandenburg endlich soll man anhalten, künftig die Kammerzieler richtig zu liefern a).

Ueber diese gemeinnützlichen Punkte kamen die meisten Reichsstände bald überein. Es war aber noch ein anderer überaus wichtiger Punkt ihrer Berathschlagung übrig, worüber sie sich in ihren Meinungen theilten. Man mußte es nämlich noch ausmachen, welcher von den ältern Friedensschlüssen bei dem künftigen Frieden sollte zum Grunde gelegt werden. Die Katholiken waren bekanntlich aus einem alten unter ihnen herrschenden Gemeingeist dem Ryswickischen Frieden geneigt. Die Protestanten hingegen erklärten sich einzig und allein für den Westphälischen Frieden. Die Verschiedenheit der Denkungsart und Wünsche trennte die Gemüther. Die letztern sonderten sich von den erstern ab, giengen in Theile, und beharrten darauf, daß diese Sache nach der Vorschrift des Westphälischen Friedens nicht durch die Mehrheit der Stimmen könne

a) Neue Staatskanzlei Th. 6. S. 141.

entschieden werden, sondern durch eine gütliche Uebereinkunft beider Partheien, wovon jede als ein besonders, gleich starkes Korps zu betrachten sei, bestimmet werden müsse. Mit dieser Aeusserung waren die Katholischen unzufrieden. Sie machten den Protestanten das Recht streitig, in dieser Sache in Theile zu gehen. Darüber faßten aber diese am 5. August einen gemeinsamen Schluß ab, worin sie sich verbanden, bei ihren einmal abgelegten Stimmen und Grundsätzen fest zu verharren, und den Ryswickischen Friedensschluß schlechterdings nicht als Grundlage des künftigen Friedens gelten zu lassen. Um gegen alle mögliche Fälle stets auf der Hut zu seyn, machten sie noch den besondern Schluß, künftig alle acht Täge eine besondere evangelische Konferenz zu halten b). Diese Mißhelligkeit zwischen beiden Religionspartheien hatte, wie gewöhnlich, den Fortgang dieses Geschäftes verzögert. Aber am 7. August kam dennoch ein allgemeiner Reichsschluß zu Stand, nur mit Ausnahme einiger Punkte, welche sich die protestantischen Reichsstände vorbehielten. Das Reich bestätigte die oben angeführten Punkte, deren Aufnahme in den künftigen Friedensschluß es wünschte, und ertheilte dem Kaiser die Vollmacht, den Frieden auch im Namen des deutschen Reiches zu schliessen c).

Allein dieser Reichsschluß war überflüssig. Alle Umstände gaben damals schon zu erkennen, daß keine Friedensversammlung zu Augsburg, viel weniger der Friede selbst erfolgen werde. Es war nicht schwer zu entziffern, daß es unter jenen kriegführenden Mächten, auf welchen die Beförderung dieser Sache vorzüglich beruhte, den meisten mehr

b) Ebendaselbst S. 214. f.
c) Ebendaselbst S. 300. ff.

um ihren eigenen Vortheil, keiner um den Frieden ernstlich zu thun sei. Der Wiener-Hof wünschte zuerst den König in Preussen unterdrücket zu sehen. Die Kaiserin von Rußland sah es für eine Art von Herabwürdigung an, vor erfolgter Demüthigung Friedrichs die Waffen niederzulegen. Die Krone Frankreich bekümmerte sich mehr um eine vortheilhafte Ausgleichung ihrer eigenen Streitigkeit mit Engelland, als um eine ersprießliche Beendigung des deutschen Krieges. Alle diese Mächte hatten die Festsetzung eines Waffenstillstandes als erste Bedingniß verlanget, unter welcher man die Friedenshandlungen anfangen und fortsetzen wollte. Allein den Königen von Engelland und Preussen entgieng die Bemerkung nicht, daß ein Waffenstillstand für die Gegenparthei nur das Mittel würde, während der Zeit, daß sich die Unterhandlungen in die Länge zögen, sich desto fürchterlicher zur Fortsetzung des Krieges rüsten, und alsdann ihre Feinde desto leichter unterdrücken zu können. Sie lehnten diesen Antrag standhaft ab; eben dadurch gaben sie dem Friedensprojekte den ersten Stoß d). Selbst der Umstand endlich, daß der Kaiser auch das deutsche Reich zur Mithandlung an diesem Werke aufgefordert, und daß sich selbiges sogleich mit darein hatte verwickeln lassen, war auch neben den andern eine Ursache, daß der Kongreß nicht zu Stand kam. Weil man zu Berlin den Reichsschluß vom Jahre 1757. wodurch ein Reichsexekutionskrieg gegen den König aus Preussen, als einen Störer des Landfriedens festgesetzt worden, noch immer nicht als gesetzmässig gültig erkannte, waren Engelland und Preussen übereingekommen, das deutsche Reich an diesem Friedenskongresse keinen Antheil nehmen zu

d) Friedrich *II.* a. a. O. S. 174.

lassen. Sogar einem Minister des Kaisers wollte man keinen Zutritt gestatten, weil man nicht mit dem Oberhaupte des Reiches, sondern eigentlich mit der Kaiserin Königin Krieg geführet habe e). Die ganze Spekulation der Könige von Engelland und Preussen lief darauf hinaus, bloß Separatfrieden mit einzelnen Mächten zu schliessen. Dadurch hofften sie eher zu ihrem Zwecke zu gelangen. Nur auf diesen Fall konnte Friedrich die ungeschmälerte Wiederherstellung seiner Provinzen wahrscheinlich hoffen. Allein dem Interesse der meisten Mächte von der Gegenparthei, besonders dem Interesse des Wiener-Hofes, war dieses gerade entgegen. Man wußte, daß die Herstellung eines allgemeinen Friedens sehr lange Zeit erfodere; man hoffte Vortheile von der Länge der Zeit entweder durch kriegerische Thaten, oder durch irgend eine politische Wendung. Man bestand daher darauf, daß ein allgemeiner Friede errichtet, und folglich Kaiser und Reich bei der Bestimmung desselben als wesentlich mithandelnde Theile zugelassen werden. Darüber zerfiel der ganze Entwurf, und der Krieg wurde fortgesetzt.

Indessen hatten die Oesterreichischen Bundesgenossen ausserordentlich glückliche Fortschritte im Felde gemacht. Ihre Waffen hatten ihnen die Oberhand in den wichtigsten Theilen der Preussischen Staaten verschaffet. Friedrichs Macht war am Ende des Feldzuges vom Jahre 1761. tief niedergedrückt. Ein grosser Theil seiner Länder war verheeret; ein anderer von den Feinden besetzt; der Zufluß von Lebensmitteln aus Polen durch einen Russischen Kordon gehemmet; das ganze Churfürstenthum Brandenburg stand seit der Eroberung der

e) Ebendaselbst S. 175.

Festung Colberg in grosser Gefahr; ohne Aussicht auf künftig grössers Glück im Felde, ohne Hoffnung in diesen traurigen Umständen einen vortheilhaften Frieden zu erlangen, sah Friedrich verzweifelungsvoll seinem nahen Untergang entgegen. Er trug Gift bei sich, um im äussersten Falle seinen gänzlichen Sturz nicht zu überleben f). Während daß alles voll stummer Erwartung auf die äusserst zweifelhafte Entwicklung dieses festverschlungenen Knotens hinharrte, die Feinde Friedrichs im Herzen seines Unglückes sich freuten, seine Freunde für sein Schicksal zitterten, niemand an die Möglichkeit einer vollkommenen Rettung glaubte, starb die Kaiserin Elisabeth von Rußland (am 5. Jäner 1762.) und ihr Tod zog den König vom Rande des Verderbens zurück. Ihr Nachfolger auf dem Throne Peter III. fühlte persönliche Neigung gegen den König aus Preussen; beide hatten zur Zeit, da derselbe nur noch Herzog von Holstein war, enge Freundschaft geschlossen. Im Herzen hatte er das Betragen der Kaiserin gegen Friedrich nie gebilliget. Um an keiner Entschliessung gegen ihn Theil zu haben, hatte er sich sogar der Sitzungen im Staatsrath enthalten. Nach seiner Thronbesteigung sendet ihm der König ein Glückwünschungsschreiben, versichert ihn darin seiner Hochachtung, und entdecket ihm sein Verlangen, mit ihm in gutem Vernehmen zu leben. Der Russische Kaiser schicket bald darauf heimlich einen seiner Vertrauten an ihn, und läßt ihn gleichfalls seiner Achtung und Freundschaft versichern. Hier entdeckt Friedrich offenherzig seine Gesinnung, daß er die Herstellung eines dauerhaften Friedens mit Rußland aufrichtig wünsche. Er schicket hierauf ein Schreiben an den Kai-

f) Archenholz S. 250.

ser, worin er eben dieselben Gesinnungen äussert; und dem folget ein ausserordentlicher Preussischer Gesandter, die Friedensunterhandlungen zu betreiben g). Die Folge davon war, daß Peter III. ehe noch ein Friede förmlich geschlossen ward, das Korps des Generals Czernichef von der Oesterreichischen Armee abrief. Die Unterhandlungen wurden indessen lebhaft betrieben, und schon am 5. May deutscher Zeitrechnung ward der Friede zwischen Rußland und Preussen zu Petersburg unterzeichnet h). Ganz war es indessen doch nicht die Freundschaft allein gewesen, welche diese schnelle Veränderung hervorgebracht hatte. Peter fühlte einen unwiderstehlichen Groll gegen die Könige von Dänemark. In der Person seiner Vorfahren, deren Rechte sie gekränket hatten, fand er sich selbst beleidiget. Auch hatten sie seinen Unwillen durch Ungerechtigkeiten gegen ihn selbst gereitzet. Sie hatten verschiedene Versuche gemacht, seinen Antheil an Holstein ihm zu entreissen. Unmöglich konnte er diese Behandlung verdauen; er war fest entschlossen, sie empfindlich zu rächen. Diese Leidenschaft war vorzüglich auch eine der Haupturfachen, warum er mit dem Könige so schnell nicht nur den Frieden, sondern auch ein förmliches Bündniß schloß i).

Keine Begebenheit konnte wohl dem Hofe zu Wien unerwarteter fallen, und eine grössere Bestürzung erwecken, als dieser Friede und dieses Bündniß. Eben machten die Oesterreicher die thätigsten Anstalten, ihr Kriegsglück noch höher zu treiben, und stellten sich beim hohen Gefühl ihrer Uebermacht schon im Geiste ihre künftigen Siege vor, als sich

g) Friedrich *II.* Kap. 15. S. 250. f.
h) Neue Staatskanzley Th. 9. S. 253. ff.
i) Friedrich *II.* a. a. O. S. 253. f.

die Armee des Generals Czernichef nicht nur von den Oesterreichern trennte, sondern auf Befehl des Russischen Kaisers sogar zu den Preussen stieß, um in Gesellschaft mit ihnen den Krieg gegen die Oesterreicher zu führen. Durch diese unvermuthete Veränderung scheiterten auf einmal alle grossen Entwürfe. Ueberzeugt, wie tief die Macht des Königs aus Preussen in dem Feldzuge des verflossenen Jahres herabgesunken sei, und in der festen Hoffnung, daß er sich nie wieder ganz würde erholen können, hatte der Wiener-Hof erst vor kurzem 20,000. Mann abgedankt. Zu dieser Verminderung kam jetzt noch eine Krankheit, welche eine beträchtliche Anzahl Soldaten von der Armee des Generals Laudon wegraffte k). Rechnet man zu diesem Verlust noch die 20,000. Russen hinzu, welche von der Oesterreichischen Armee abtraten, und sich mit den Preussen vereinigten, so erscheinet Friedrich auf einmal in einer seinen Feinden überlegenen Verfassung. Doch dieses war noch nicht das einzige Unglück, wodurch die Macht der Kaiserin-Königin geschwächet wurde. Die Schweden geriethen durch diese plötzliche Aenderung in Furcht. Nur im Vertrauen auf Rußlands Unterstützung, hatten sie sich in diesen Krieg eingelassen; nur an der Seite der Russen und durch gemeinschaftliches Zusammenwirken konnten sie einen glücklichen Erfolg ihrer Unternehmungen hoffen. Alle diese Hoffnung war nun auf einmal verschwunden. Mit Befremden sahen sie sich ihrer einzigen Stütze beraubt. Den Krieg in dieser Lage noch fortzusetzen schien gefährlich. Nicht ohne Grund befürchteten sie, daß sie es in einem solchen Falle nicht mehr mit dem König in Preussen allein, sondern zugleich auch mit Rußland würden

k) Friedrich *II.* Kap. 15. S. 263.

zu thun haben müssen. Zu schwach, beiden zugleich zu widerstehen, befürchteten sie ihre Unterdrückung. Dieses Verhältniß nöthigte sie, gleichfalls an einen Frieden zu denken. Die Königin von Schweden leitete zuerst dieses Geschäft durch einen Brief an ihren Bruder, den König aus Preussen ein. Seine Antwort entsprach ihren Wünschen; er bezeigte seine Bereitwilligkeit zum Frieden l). Geschwind wurden nun die Unterhandlungen angefangen, und beinahe eben so geschwind geendiget. Die bevollmächtigten Minister beider Höfe versammelten sich zu Hamburg, und am 22. May unterzeichneten sie daselbst den Frieden m).

Auf einmal lebte nun Friedrichs Macht und Glück wieder von Neuem auf. Die Befreiung von zweenen fürchterlichen Feinden gab ihm ein Uebergewicht, welchem die Oesterreicher allein nicht widerstehen konnten. Von der Seite, von welcher ihm die Russen und Schweden schaden konnten, und die letzten schon wirklich geschadet hatten, waren seine Länder gesichert. Seine erste Sorge war nun, die Oesterreicher aus Schlesien zu verdrängen, wo sie noch festen Fuß hatten. Kaum war die Vereinigung der Russen mit den Preussen zu Stand gekommen, als Friedrich Anstalten traf, die Festung Schweidnitz wieder in seine Gewalt zu bekommen. Unter ihrem Beistande hoffte er grosse Dinge zu unternehmen. Allein plötzlich ereignete sich eine Veränderung, welche des Königs schönste Hoffnungen zu vereiteln drohte. Peter III. hatte durch sein Betragen den Unwillen des Russischen Volkes, der Geistlichkeit, des Adels, und sogar seiner Gemahlin gereitzet. Laut hatte er zu verstehen gege-

l) Ebendaselbst S. 260.
m) Neue Staatskanzley Th. 9. S. 253.

ben, daß er gesonnen sei, sie zu verstossen und in ein Kloster zu stecken. Um sich vor einer so harten Behandlung zu retten, begünstigte sie einen Plan, den die Unzufriedenheit der Nation erzeugt hatte. Peter ward gefangen genommen, seines Thrones entsetzet, und Katharina als Kaiserin ausgerufen. Diese Revolution änderte nun die ganze Lage der Dinge. Die Russen wünschten die Fortsetzung des Krieges mit Preussen; sie waren dem Frieden, welchen Peter wider ihren Willen geschlossen hatte, schon gleich anfänglich gram; Katharina selbst betrachtete den König aus Preussen als ihren Feind, und beschloß, den Krieg fortzusetzen. Schon war sie im Begriffe, die nöthigen Befehle deswegen zu ertheilen, als sich aus Peters hinterlassenen Papieren zu ihrem größten Erstaunen entdeckte, daß Friedrich Katharinens Feind nicht sey. Er hatte in seinen Briefen ihm redlich gerathen, ihr mit Hochachtung zu begegnen; ihn ernstlich gewarnet, sich eines gewaltsamen oder leidenschaftlichen Betragens gegen die Nation zu enthalten. Gerührt über diese unverhoffte Entdeckung rief sie die Befehle, die sie wegen Fortsetzung des Krieges gegeben hatte, zurück, und bestätigte den Frieden n).

Das Bündniß Rußlands mit Preussen wurde zwar nicht wider erneuert. Die Russen erhielten Befehl zum Abzuge, und trennten sich ganz in der Stille von der Preussischen Armee. Dessen ungeachtet fühlte sich Friedrich, da er doch wenigst zween Feinde weniger hatte, stark genug, den Oesterreichern den Besitz der Hauptfestung Schweidnitz streitig zu machen. Diese hatten in der Nähe von Schweidnitz zween wichtige Posten bei Burkersdorf und bei Leutmannsdorf im Besitze. Natur und Kunst

n) Archenholz S. 256.

hatten sie beinahe unzugänglich gemacht. Tiefe Graben, lange Hohlwege, rauhe und steile Felsengebürge, Pallisaden, Redouten, Verschanzungen, schienen auch der kühnsten Tapferkeit Trotz zu bieten. In dieser fürchterlichen Stellung ließ sie Friedrich dennoch angreifen. Ein schreckliches Feuer aus Haubitzen trieb einen Theil der Oesterreicher in Unordnung in die Hohlwege hinein. Mit einem Muthe, wovon die Geschichte wenige Beispiele aufweiset, erstiegen die Preussen hierauf die Verschanzungen. Keine Beschwerlichkeit, keine Gefahr hemmte den Heldeneifer. In einer Zeit von vier Stunden waren die Posten vollkommen erobert. Die Besiegten flohen nach einem Verlust von 1400. Mann, welche getödtet worden, und 800. Mann Gefangener, so wie einer Anzahl Kanonen, zu ihrer Hauptarmee. Die Verbindung derselben mit der Festung Schweidnitz war nun durch die Wegnahme dieser Posten getrennet. Den König hinderte nichts mehr, zur Belagerung derselben zu schreiten. Diese nahm am 8. August 1762. ihren Anfang. Der General Tauenzien befehligte die Belagerungsarmee; zwei andere Heere, eines unter dem Kommando des Königs, das andere unter dem Befehle des Herzogs von Bevern, deckten die Belagerung. Sechs Tage wurde bereits die Stadt heftig beschossen; da erschien der Feldmarschall Daun in der Absicht, sie zu entsetzen. Vier Korps griffen den Herzog von Bevern in der Fronte, auf beiden Seiten, und im Rücken zu gleicher Zeit an. Aber während daß die Oesterreicher über die Bagage der Preussen habsüchtig herfielen, und die kostbare Zeit mit Plündern verschleuderten, blieben diese standhaft in Ordnung, und wehrten sich tapfer. Ehe noch von der Armee des Königs

o) Friedrich *II.* Kap. 16. S. 302—308.

eine Unterstützung herankam, waren die Feinde schon gänzlich geschlagen o).

Mit noch weit grösserer Hoffnung, als man zuvor hatte, konnte man jetzt die Belagerung fortsetzen. Daun war nach Glatz marschirt; die Belagerer hatten von ihm nichts mehr zu befürchten. Dessen ungeachtet ergaben sich die Belagerten nicht. Sie verliessen sich auf die Geschicklichkeit ihres Kommandanten, und auf ihre Tapferkeit. Erst nach zweien Monaten setzte ein Zufall derselben Grenzen. Eine Haubitzgrenade fiel in ein Pulvermagazin, und zündete es an. Eine ganze Bastion nebst zwoen Compagnien Grenadiers flog in die Luft. Dieser Vorfall, die Grösse fruchtloser Strapazen, die mit augenscheinlicher Todesgefahr jederzeit verbunden waren, und der Mangel an hoffnungsvollen Aussichten, benahmen nach und nach der Garnison die Lust zur herzhaften Vertheidigung, schwächten ihren Muth, und erstickten den Geist der Beharrlichkeit. Als endlich der König sich fertig machte, einen ordentlichen Sturm zu wagen, so ergab sich der Kommandant Guasco am 9. Oktober auf Kapitulation. Die Garnison, welche noch 9000. Mann betrug, wurde zu Kriegsgefangenen gemacht p). So ward der König durch diese glückliche Eroberung wieder Herr von Schlesien, welches die Oesterreicher ihm für immer zu entreissen mit so grosser Anstrengung ihrer Kräfte gesuchet hatten.

Friedrich beschloß jetzt, da er sein Vorhaben in dieser Gegend glücklich bewerkstelliget hatte, nach Sachsen zu gehen, um die Unternehmungen des Prinzen Heinrichs in dieser Gegend zu unterstützen. Dieser tapfere Feldherr hatte bisher die kriegerischen Operationen in dieser Gegend mit vielem Muthe

p) Friedrich *II.* Kap. 16. S. 322.

und eben so vieler Einsicht geleitet. Er hatte den Oesterreichischen Feldherrn Serbelloni, der mit seiner Armee den Plauenschen Grund, Windberg, Dippoldswalde, und den ganzen Bergrücken von Freiberg über Chemnitz bis Waldheim behauptete, schon im May 1762. aus seiner vortheilhaften Stellung vertrieben; hatte lange Zeit die Vereinigung der Reichstruppen mit den Oesterreichern gehindert, und dieselben in mehrern glücklichen Gefechten geschlagen. Indessen hatten sich aber die Oesterreicher und Reichstruppen dennoch wieder vereiniget, und die Sächsischen Gebirge besetzt. Dem Prinzen schien es wegen der Zukunft Bedürfniß, sie aus dieser Stellung zu verdrängen. Zum Glücke für ihn, war sie so beschaffen, daß er von einem Angriffe sich schon zum voraus ziemlich grosse Vortheile versprechen konnte. Er rückte ihnen also am 28. Oktober entgegen, und am folgenden Tage lieferte er ihnen bei Freiberg ein Treffen. Die leichten Truppen der Feinde waren bald über den Haufen geworfen. Die Reichsarmee ward aus ihren Redouten und Verhauen verdränget, und wich bis über die Mulde zurück. Da dieses die übrigen Truppen der Oesterreicher wahrnahmen, und für sich allein sich zu schwach fühlten, der Uebermacht der Preussen zu widerstehen, zogen auch diese sich zurück, und krönten dadurch den Sieg ihrer Feinde. Um 7400. Mann geschwächet, wovon 4400. Mann zu Kriegsgefangenen waren gemacht worden, und mit einem Verlust von 28. Kanonen und 9. Fahnen giengen sie nach Böhmen. Aber auch dort fanden sie keine Ruhe. Der General Kleist setzte ihnen mit leichter Reiterei nach, zerstörte viele Magazine, und trieb bis an die Thore von Prag hin Brandschatzungen ein.

Zu diesen glänzenden Siegen, womit die Preussen den Feldzug vom Jahre 1762. beschlossen, kamen auch sehr beträchtliche Vortheile, welche die Preussischen Alliirten um eben diese Zeit gegen die Franzosen erfochten. Die Franzosen hatten in diesem Jahre nur eine einzige Armee unter dem Befehle des Prinzen von Soubise und des Marschalls d'Etrees nebst einem Reservekorps unter dem Prinzen von Conde, welches den Niederrhein deckte. Die wichtigern Unternehmungen dieses Feldzuges fiengen erst im Junius an. Ferdinand gieng auf die Franzosen los, und es kam am 24. Junius bei Wilhelmsthal zu einem hitzigen Streite. In dreien Abtheilungen griffen die Preussischen Bundesgenossen das Französische Heer an. Das Korps, welches den rechten Flügel desselben deckte, ward sogleich geschlagen. Als sich aber der Prinz von Soubise von allen Seiten bedrohet sah, so wagte ers nicht, sich länger zu widersetzen, sondern zog sich unter die Kanonen von Cassel zurück. Bald darauf schlug Mylord Gramby die Generale Guerchy und Rochambeau bei Hornburg, und der General Gilse ein Korps des Prinzen Xaver von Sachsen bei Lutterberg. 1000. Sächsische Grenadiers und 500. Reiter wurden gefangen genommen, und 15. Kanonen erobert. Durch diese rühmlichen Siege, und durch eine andere Unternehmung, wodurch die Verbündeten den Franzosen die Kommunikation mit Frankfurt abschnitten, und die Zufuhr an Lebensmitteln hinderten, kamen diese so sehr ins Gedränge, daß es der Prinz von Conde nöthig fand, ihnen unverzüglich zu Hülfe zu eilen q). Man suchte die Vereinigung der beiden Korps zu hindern; sie kam aber dennoch zu Stand. Der Erbprinz, der

q) Friedrich *II.* a. a. O. S. 288. f.

sich am 1. September mit Conde am Johannisberge in ein Treffen einließ, wurde geschlagen, und verlor 2400. Mann. Die Vereinigung beider Armeen, und die Verbindung mit Frankfurt war nun dadurch gesichert; die Franzosen spielten wieder den Meister. Sie schlugen Ferdinands Truppen, welche bei Amöneburg die Brücke an der Ohm vertheidigten, in einem hartnäckigen Kampfe, und eroberten hierauf dieses Schloß. Dessen ungeachtet führte der Herzog sein Vorhaben aus, und belagerte Cassel. Am 16. Oktober eröfnete er die Laufgraben. Dieser kühne Entschluß setzte den Kommandanten und die Garnison in Furcht und Verlegenheit. Sie hatten eine Belagerung nicht erwartet. Die Stadt befand sich nicht in hinlänglichem Vertheidigungsstande; es war für keinen Vorrath von Lebensmitteln gesorgt; es fehlte an Munition. Dennoch vertheidigte sich die Garnison tapfer, und that mehrere starke Ausfälle. Ehrliebe und Tapferkeit ersetzten eine Zeitlang den Mangel. Als aber endlich die Hungersnoth einriß, sah sich der Kommandant genöthiget, zu kapituliren. Dieses geschah am 1. November, worauf er die Stadt übergab r).

§. 24. Friede zwischen Frankreich und Engelland. Neutralität des Reiches. Friede zu Hubertsburg.

Am Ende dieses Feldzuges hatten Friedrich und alle seine Bundesgenossen, wie man aus den bisher erzählten Begebenheiten deutlich ersieht, sichtbar die Oberhand. Nach so grossen und mannigfaltigen Unfällen, nach so empfindlichen Schlägen des Glückes, die ihn so tief niedergedrückt hatten, daß ihm beinahe keine Hoffnung einer Rettung übrig

r) Ebendaselbst S. 293.

übrig blieb, hatte er sich in kurzer Zeit mit ausserordentlichem Glücke wieder emporgearbeitet. Er hatte sein Churfürstenthum und seinen Antheil in Pommern gerettet, Schlesien wieder erobert, ausser der Grafschaft Glatz und einem kleinen Bezirke bei Dresden auch Sachsen in seinen Händen. Ueberdieß hatten auch seine Alliirten am Rhein und in Niedersachsen glücklich gefochten. Die Einnahme der Stadt Cassel war die letzte Unternehmung, womit diese den gegenwärtigen Krieg rühmlich beschlossen; denn schon am zweiten darauf folgenden Tage, nämlich am 3. November 1762. wurden von den Engelländern und Franzosen Friedenspräliminarien zu Fontaineblau unterzeichnet. Der förmliche Friedensschluß kam zu Paris am 10. Februar 1763. zu Stand. Die Engelländer hatten bei diesen Unterhandlungen den Vortheil des Königs in Preussen ganz aus den Augen gesetzt. Schon von der Stunde an, da der neue Minister Bute das Staatsruder Engellands in seine Hände bekommen hatte, äusserte sich ein gewisser Kaltsinn desselben gegen den König von Preussen sehr merklich. Als man an dem Friedenskongresse zu Augsburg arbeitete, bestrebte er sich sichtbar, ihn in solche Umstände zu verwickeln, welche dessen blinde Einwilligung in alle, dem Brittischen Ministerium gefällige Friedensbedingnisse nothwendig machen möchten. Er ließ dem neuen Russischen Kaiser, Perer III. dessen Gesinnung er noch nicht kannte, zu erkennen geben, er sei bereit, ihm jede Abtretung, die er von dem Könige von Preussen fodern würde, zu verschaffen, und er munterte ihn auf, er sollte fortfahren, ihn im Drucke zu erhalten. Er vergaß sich sogar so weit, daß er Anstalten machte, mit dem Erzhause Oesterreich ohne Vorwissen des Königs einen Frieden zu schliessen. Dreust

bot er der Kaiserin Königin die dem König entrissenen Länder zur Entschädigung an s). Dieser Entwurf war zwar mißlungen. Der Oesterreichische Minister, Graf Kaunitz, hatte ihn für einen listigen Versuch angesehen, den Wiener-Hof mit Frankreich zu entzweien, und denselben aus Mißtrauen verworfen. Als es aber jetzt zu ernstlichen Unterhandlungen kam, handelte Bute nach eben denselben Grundsätzen, und nur nach diesem Plane wurde der Friede geschlossen. Die Engelländer bewilligten den Franzosen durch eine schlau ausgedachte unbestimmte Redensart sogar den Besitz des Herzogthums Kleve, und des Fürstenthums Geldern t).

Dieses hieß nun freilich nichts anders, als sich selbst eigennützig aus dem Gedränge ziehen, und seinen Bundesgenossen der Ungewißheit des Schicksales Preis geben. Man konnte voraussehen, daß die Franzosen ein solches Anerbieten nicht ausschlagen würden. Mit Grunde konnte man nächstens einen neuen Uebergang derselben über den Rhein erwarten. Diese zweideutige Lage forderte den König in Preussen nothwendig zur Erfindung eines zweckmässigen Mittels auf, durch welches er die Zahl seiner Feinde vermindern könnte. Vom deutschen Reiche ließ sich am ersten hoffen, daß man eine Trennung desselben von den übrigen Bundesgenossen würde bewirken können.

Die Reichsstände waren des verderbenden Krieges bereits müde. Schon im verflossenen Jahre, als man zu Regensburg wegen des vorgeschlagenen Kongresses zu Augsburg Berathschlagungen vornahm, war der größte Theil der Reichsstände für den Frieden eingenommen. Beinahe ein jedes Vo-

s) Friedrich *II.* Kap. 15. S. 255.
t) Ebend. Kap. 16. S. 337.

tum, welches sie ablegten, war ein redender Beweis ihres äussersten Mißvergnügens über einen Krieg, an welchem sie eigentlich kein wesentliches Interesse hatten, der sie Geld und Mannschaft kostete, ihre Länder verheerte und ins Verderben stürzte. Als hierauf die Höfe zu Petersburg und Stockholm mit dem Könige den Frieden schossen, vernachlässigte Friedrich die schöne Gelegenheit nicht, dem deutschen Reiche diese Friedensschlüsse bekannt zu machen. In einem Memoire vom 7. September 1762. lud er dasselbe förmlich zur Annahme ähnlicher Gesinnungen ein u). Diese Vorfälle machten den gewünschten Eindruck. Gleichsam von Tage zu Tag wuchs die Unzufriedenheit mit dem Kriege. In einem besonders hohen Grade nahm sie jetzt zu, da die Engelländer in ihrem Friedenstraktate wegen Kleve und Geldern so zweideutig gesprochen hatten. Die Reichsstände stellten es sich nun schon im Geiste vor, wie die Franzosen wieder über den Rhein gehen, wie Friedrich mit den Waffen in der Hand sich bestrebet seinen Feinden den Besitz dieser Länder streitig zu machen, wie darüber der Krieg von Neuem erwachet, und wie derselbe mit allen seinen unseligen Folgen aufs Neue das deutsche Reich in Gefahr und Verderben setzet. Diesen günstigen Augenblick, da alles den Krieg verwünschte, da Furcht und Besorglichkeit für sein eigenes Wohl die Unzufriedenheit eines jeden mit demselben vergrösserte, ergriff der König, um den Eindruck noch mehr zu verstärken, und schickte ungefähr 10,000. Mann ins Reich, welche dort sogleich Feindseligkeiten anfangen mußten. Der General Kleist hatte mit seinen Husaren dieses Geschäft über sich. In kurzer Zeit breitete er den Schrecken seines Namens so weit

u) Neue Europäische Staatskanzlei Th. 9. S. 256. ff.

aus, daß eine beträchtliche Anzahl Oerter, deren Fürsten sämmtlich gegen den König verbündet waren, in seiner Botmäßigkeit stand. Bamberg, Nürnberg, Rothenburg an der Tauber, Windsheim und mehr andere Reichsstädte fielen in seine Hände, und wo immer die Preussischen Husaren erschienen, mußte man starke Brandschatzungen und Kriegssteuren bezahlen. Bamberg mußte eine Million, Nürnberg eine Million und 500,000. Reichsthaler erlegen v). Die Bestürzung über diesen unvermutheten Einfall der Preussen war in ganz Franken und den umliegenden Kreisen unbeschreiblich, besonders da die Husaren bis an die Donau hin streiften, und sich schon eine Meile weit von Regensburg sehen liessen. Da hätte man sehen sollen, welche Verwirrung und Angst die meisten Gesandten am Reichstage befiel. Bei weitem der größte Theil derselben hatte zum Kriege gegen den König in Preussen seine Stimme gegeben; die meisten hatten während des ganzen Krieges an seiner Unterdrückung mitgearbeitet; und nun standen sie in Gefahr, in die Hände seiner Truppen zu gerathen, ein Opfer ihres ärgesten Feindes zu werden. Alle Augenblicke fürchtete man die Husaren schon zu den Thoren hereinsprengen zu sehen. Alles ziterte, alles eilte, machte schleunige Anstalten zur Rettung, und zögerte in der Verwirrung, während man eilen wollte. Schon sah man den Reichstag für so gut als geendiget an, legte Haß und Privatabsichten bei Seite, und dachte nur auf seine Selbsterhaltung. In dem traurigen Bewußtseyn, daß sie die Rache Friedrichs durch ihr eigenes Betragen gereitzt hatten, schritten sie nun zaghaft zu demüthigen Mitteln, und ersuchten den Churbrandenburgischen Gesandten

v) Archenholz S. 273 und 274.

Plotho, dem sie seit sieben Jahren mit so vieler Erbitterung begegnet hatten, förmlich um seinen Schutz w). Der Magistrat zu Regensburg schickte eine feierliche Deputation an ihn, und flehte um Schonung. Die Churfürsten von Maynz und Baiern und die Fürsten Bischöfe von Bamberg und Würzburg erboten sich, ihre Kontingente sogleich zurückzuziehen, wenn der König ihrer schonen würde. Mehr andere Reichsstände zeigten sich bereitwillig, alle Feindseligkeiten sogleich aufzuheben. Dieses war, was Friedrich gewünscht hatte. Er ertheilte seinem Gesandten Plotho unter dem 5. December 1762. die Vollmacht zur Schliessung eines Neutralitätsvertrages mit dem Reiche x).

Mit verdoppelter Anstrengung fuhr seitdem alles fort, um Frieden zu schreien. Der Schwäbische Kreis war der erste, welcher gemeinschaftlich sich an den Kaiser wandte, und ihn dringend bat, anstatt aller Maaßregeln zur Fortsetzung des Krieges vielmehr den Frieden zu befördern. Die Kreise, heißt es in der Schrift, welche derselbe in dieser Sache übergab, hätten ohnehin schon genug gelitten; von der Fortsetzung des Krieges lasse sich wenig ersprießliches hoffen; die Bürgen des Westphälischen Friedens und andere Alliirte hätten sich bereits zurückgezogen; es sei Zeit, zu sorgen, daß die Kreise nicht noch grössern Gefahren ausgesetzt werden y). Der Herzog von Mecklenburg schloß wirklich einen besondern Frieden mit dem Könige in Preussen, und bezahlte ihm 120,000. Reichsthaler an ausständigen Kontributionen, welche der König in Dänemark vorschoß. Der Baierische Kreis zeigte gleichs

w) Archenholz S. 275.
x) Neue Staatskanzlei Th. 9. S. 264. ff.
y) Ebend. S. 265. ff.

falls wenig Lust mehr zum Kriege. Die Truppen des Churfürsten besetzten jetzt wohl gar die Pässe an der Donau, und verweigerten den Oesterreichern den Durchzug. Sie und die Pfälzer trennten sich endlich in der Mitte des Jäners gänzlich von der Reichsarmee, und zogen nach Hause. Auf dem Reichstage stimmten bereits beinahe alle Fürsten und Stände, des drückenden Krieges satt, für die Neutralität z). Der Kaltsinn gegen das Oesterreichische Interresse, welchen alle diese Aeusserungen deutlich genug verriethen, und der sichtbare Eifer, womit die Stände die Neutralität betrieben, überzeugten den Kaiser und die Kaiserin Königin, wie wenig Thätigkeit und fruchtbaren Beistand sie in Zukunft von Fürsten würden zu hoffen haben, welche eine so entscheidende Abneigung vor diesem Kriege fühlten. Maria Theresia willigte daher endlich am 19. Jäner 1763. in die Neutralität des Reiches ein, und entband dasselbe von der Verbindlichkeit eines fernern Beistandes a). Das Reich nahm diese Aeusserung mit Freuden auf. Es erklärte sogleich in einem Reichsgutachten vom 11. Februar, daß es künftig während dieses Krieges neutral bleiben, alle seine Kontingente zurückziehen, und an dem Kriege weiter keinen Antheil nehmen werde b).

Als das deutsche Reich diese Erklärung that, war auch schon alles zu einem Frieden zwischen Preussen, Sachsen und Oesterreich reif. Der Wiener-Hof hatte schon am 24. November 1762. da er sich durch den Abtritt zweener mächtigen Bundesgenossen, der Russen und Schweden, durch die Wiedereroberung Schlesiens, welche Friedrich zu

z) Neue Staatskanzley Th. 9. S. 283. ff.
a) Ebendaselbst S. 311. ff.
b) Ebendaselbst S. 400. ff.

Stand brachte, und durch seine glücklichen Unternehmungen in Sachsen so sehr im Gedränge sah, einen Waffenstillstand bis zum ersten März mit Preussen geschlossen. Dieser erstreckte sich jedoch nur auf Sachsen und Schlesien. Friedrichs ausserordentliches Kriegsglück welches sich gegen das Ende des Jahres 1762. in seinem vollen Glanze zeigte; seine Entschlossenheit, den Krieg fortzusetzen, auf der einen Seite; auf der andern das Bewußtsein eigener Entkräftigung, und das kaltsinnige Zurückziehen aller Bundesgenossen machten auf Maria Theresia einen tiefen Eindruck, und brachten in ihr je länger je mehr eine ernstliche Neigung zum Frieden hervor.

Der König hatte eben einige tausend Mann, welche das Englische Ministerium abgedankt hatte, in seinen Sold genommen, und sogleich an die Grenzen von Kleve rücken lassen, um sich den Besitz dieses Herzogthums und des Fürstenthums Geldern zu sichern; denn die Engelländer hatten in dem Frieden zu Paris gegen die Franzosen nicht ausdrücklich bedungen, daß diese Länder dem König aus Preussen, als rechtmässigen Besitzer sollen zurückgestellet, sondern nur, daß sie geräumet werden sollten. Er befürchtete daher, man möchte sie den Oesterreichern zur Entschädigung einräumen. Diese neue kriegerische Bewegung verursachte an den Höfen zu Wien und Versailles eine grosse Bosorgniß. Sie befürchteten es möchten noch ausgedehntere Absichten, als die Wiedererlangung von Kleve und Geldern war, darunter verborgen liegen, und das Feuer des Krieges von Neuem sich ausbreiten. Dieses war also für das Erzhaus Oesterreich ein neuer Grund, Friedenshandlungen anzufangen und zu beschleunigen.

In dieser Lage der Sachen kam der Churfächsische

geheime Rath von Fritsch zu dem König in das Hauptquartier nach Meissen, und bot ihm nach einer kurzen zweckmässigen Einleitung im Namen seines Herrn den Frieden an. In der Folge versicherte er ihn, daß auch die Kaiserin Königin ähnliche Gesinnungen in Ansehung des Friedens hege, und bestätigte die Wahrheit seiner Versicherung durch schriftliche Beweise c). Der König, welcher schon lange den ermüdenden Krieg geendiget wünschte, erklärte sich bereitwillig, einen Frieden einzugehen, wofern die Bedingnisse billig und rühmlich seien, und keine der schliessenden Partheien dadurch verkürzet werde. In kurzer Zeit begann dieses Geschäftes wegen eine kleine Korrespondenz; man ward einig, daß zu Hubertsburg ein Kongreß sollte gehalten werden; man erklärte diesen Ort um der Sicherheit willen öffentlich für neutral, und am 31. December 1762. eröfneten die bevollmächtigten Minister, der Oesterreichische Hofrath von Kollenbach, der Churſächsische geheime Rath von Fritsch, und der Preussische Legationsrath von Herzberg, die Konferenzen. Der Oesterreichische Bevollmächtigte that im Namen der Kaiserin Königin zuerst die Vorschläge zum Frieden. Diese wurden sorgfältig untersuchet; einige Artikel verworfen, andere deutlicher bestimmet, wieder andere geändert. Am schwersten hielt die Unterhandlung in Ansehung jener Artikel, worin der Wiener-Hof die Abtretung der Grafschaft Glatz, und einen Verzicht des Königs auf die Nachfolge in den Markgrafschaften Anspach und Bayreuth verlangte d). Doch nach einem hierüber geführten Schriftenwechsel gab derselbe endlich nach. Der Friede zwischen der Kaiserin Königin und dem

c) Friedrich *II.* Th. *II.* Kap. 17. S. 341.
d) Ebendaselbst a. a. O. S. 353. ff.

Könige aus Preussen wurde zu Hubertsburg am 15. Februar 1763. unterzeichnet. Beide Mächte gaben sich vermöge desselben alle Eroberungen zurück, entsagten allen gegenseitigen Ansprüchen auf ihre Länder, und allen Entschädigungen, und leisteten sich für die Zukunft die Gewähr über ihre Staaten. Ueberhaupt wurden darin der Westphälische Friede und alle übrigen Konstitutionen des Reiches bestätiget, die Verträge von Breslau und Dresden aber in so fern, als sie dem gegenwärtigen Frieden nicht entgegen waren, erneuert. Auch schloß man alle Alliirten beider Partheien in diesen Frieden ein e). Mit Sachsen errichtete der König aus Preussen an eben demselben Orte, und unter eben demselben Datum einen besondern Friedensschluß. Auch der König aus Polen erhielt vermöge desselben alle seine Churſächsischen Länder wieder, und man kam überein, daß zur Berichtigung der bisherigen Irrungen in Kommerzsachen von beiden Theilen Kommissärs sollten ernannt werden f). Das deutsche Reich hatte an diesen Friedensschlüssen keinen förmlichen Antheil. Weder ein kaiserlicher, noch ein Gesandter der Reichsstände wohnte den Unterhandlungen zu Hubertsburg bei; denn dasselbe hatte bereits in einer besondern Urkunde sich von aller fernern Theilnahme an dem Kriege losgesagt. Indessen ward es doch namentlich in diesem Frieden mit eingeschlossen. Es ward dadurch einer vollkommenen Amnestie theilhaftig gemacht; und alles, was im Frieden von der Aufhebung aller Feindseligkeiten, von der Räumung der besetzten Länder und Orte, von der Einstellung aller Brandschatzungen und Lieferung, und von der Zurückgabe der Kriegsgefangenen war festgesetzt worden, ward zugleich auch auf das deutsche Reich ausgedehnt.

e) Neue Staatskanzley Th. 9. S. 403—415.

f) Ebendaselbst S. 417—427.

Im Grunde hatte dieser Friede keiner Parthei Vortheile gebracht. Die Entscheidung, daß jede in Ansehung ihrer Besitzungen in eben demselben Zustande bleiben soll, in welchem sie sich vor dem Ausbruche des Krieges befand, war wohl der grossen Anstrengung der Kräfte, der Millionen, welche die Kriegführenden Mächte hinopferten, und des vielen vergossenen Menschenblutes nicht werth. Aber hätten sie ihre Länder nur wenigst in dem Zustande behalten, in welchem sie selbige zuvor besessen hatten! Dafür sah man jetzt in vielen Ländern nichts als traurige Merkmale der Verwüstung, Ruinen ehemals wohlhabender Dörfer; öde, scheusliche Wüsteneien, wo ehemals blühende Saaten gestanden hatten; hagere, ausgemergelte Menschen, auf deren grämlichen Gesichtern der Hunger und das Elend gemalt waren, in welche sie der Krieg unbarmherzig gestürzt hatte. Am meisten Unheil hatte derselbe im Brandenburgischen, im Churfürstenthume Sachsen und in Hessen angerichtet. Auch im Hannöverischen und am Niederrheine zeigten sich die Spuren des verderbenden Krieges. Selbst die Oesterreichischen Staaten waren von den Folgen desselben nicht ganz verschonet geblieben. Böhmen und Mähren empfanden sie wenigst an den Grenzen.

§. 25. Römische Königswahl Josephs II. Tod des Kaisers Franz.

Der einzige Vortheil, den der Friede zu Hubertsburg dem Erzhause Oesterreich verschaffte, war dieser, daß es nun seinen alten Plan, den Erzherzog Joseph mit der Königskrone zu schmücken, ungehindert durchsetzen konnte. Schon im Jahre 1750. hatte der Kaiser Franz diese Sache zu bewirken gesucht, und die freundschaftliche Gesinnung einiger

Churfürsten hatte ihm eine ziemlich günstige Aussicht geöfnet. Die Churfürsten von Maynz, Baiern und Hannover, legten ihren Beifall deutlich an den Tag. Den letztern hatte sich der Wiener-Hof durch die thätige Bemühungen gewonnen, womit derselbe einen Traktat beförderte, welchen der Churfürst in Baiern am 22. August 1750. mit den Seemächten schloß. Vermöge dieses Vertrages verband sich Maximilian Joseph, die Unterhandlungen des Churfürsten von Hannover am Reichstage und im Churfürstlichen Kollegium redlich zu unterstützen. Auch von dem Churfürsten in der Pfalz ließ sich mit gutem Grunde hoffen, daß er die Bewerkstelligung dieses Vorhabens genehmigen werde. Allein die Gesinnungen anderer Churfürsten über diesen Punkt waren noch zur Zeit ziemlich zweideutig, oder sie gaben wohl gar durch lauten Widerspruch ihr Mißfallen darüber zu erkennen. Den Churfürsten von Kölln machte der Französische Hof von der Theilnahme an dem Interesse des Erzhauses abwendig. Die Gelegenheit dazu gab ein Subsidientraktat, den der Churfürst mit Frankreich erneuerte. Am thätigsten widersetzte sich der König aus Preussen als Churfürst von Brandenburg. Seine Eifersucht gegen das Erzhaus hielt ihn in beständiger Wachsamkeit, um demselben jede Gelegenheit zur Vergrösserung seines Ansehens abzuschneiden. Die kaiserliche Wahlkapitulation schrieb ausdrücklich vor, man sollte beim Leben eines Kaisers keine Wahl eines Römischen Königs vornehmen, wenn nicht die Nothwendigkeit es erfodere. Auf diese unstreitig verbindliche Verordnung, welche auf einen gemeinschaftlichen Schluß der beiden höhern Reichskollegien vom Jahre 1711. der Wahlkapitulation einverleibet worden, stützte Friedrich seinen Widerspruch. Man

soll sich ja nicht übereilen, sagte er. Ehe man die Wahl eines Römischen Königs vornehmen könne, müsse ja erst eine Prüfung vorangehen, ob sie nothwendig sei. Das Geschäft, den Ausspruch darüber zu thun, habe der Westphälische Friede ohnehin dem ganzen Reiche überlassen g). Dieses war die Antwort des Königs auf den Antrag, welchen der Kaiser dieser Sache wegen an ihn, und an die übrigen Churfürsten gethan hatte. Friedrich war damals so fest entschlossen, den Plan des Wiener-Hofes zu vereiteln, daß er sich sogar an die Churfürsten wandte. In besondern Cirkularschreiben an dieselben vom 7. Novemben wandte er alle seine Beredsamkeit an, um sie von ihrem Vorhaben abzuhalten. Sie sollen, sagte er, wenigst den Zeitpunkt erwarten, bis der Erzherzog Joseph die Volljährigkeit erreichet habe h).

Die Churfürsten fanden sich durch seine Vorstellungen nicht überzeugt. Der Churfürst von Hannover trieb seinen Widerspruch so weit, daß er sogar den Reichsfürsten das Recht absprach, zu untersuchen, ob eine Nothwendigkeit, einen Römischen König zu wählen, in diesem oder jenem Falle wirklich zugegen sei i). In der Reichsversammlung, sagte er, sei es bereits im Jahre 1671. verglichen worden, daß das churfürstliche Kollegium allein berechtiget sei, im Falle der Nothwendigkeit einen Römischen König zu wählen. Der Churfürst von Maynz behauptete gleichfalls, die Betrachtungen über solche besondere Punkte der Wahl ständen nicht dem Reiche zu, sondern seien einzig und allein ein Gegen-

g) Neue Genealogische historische Nachrichten Th. 19. S. 680. f.

h) Ebendaselbst S. 684.

i) Ebendaselbst S. 687.

stand der Präliminarkonferenzen, welchen die Churfürsten allein beiwohnen k). Hierüber entstand ein weitläufiger Briefwechsel zwischen dem König aus Preussen und dem Churfürsten von Maynz. Allein vergeblich empfahlen selbst der Kaiser und die Kaiserin der Reichsversammlung in zweien Promemorien die Königswahl als eine dem Reiche nützliche Sache. Vergeblich wandte der König von Großbritannien seine Bemühungen an. Die Erinnerung des Königs in Preussen machten die altfürstlichen Häuser aufmerksam und eifersüchtig auf ihre Rechte bei der Königswahl. Sichtbar neigten sich ihre Gesinnungen auf seine Seite. Der Beitritt zu seiner Meinung schien ihnen eine Art von Versicherung ihres Ansehens. Doch die geistlichen Fürsten waren einer andern Meinung. Ihre Denkungsart entsprach dem Wunsche des Königs von Großbritannien und des kaiserlichen Hofes. Daraus entstand dann eine grosse Bewegung auf dem Reichstage, und es kam besonders im Jahre 1752. beinahe zu einer Trennung zwischen den geistlichen und weltlichen Fürsten l). Das ganze Geschäft gerieth dadurch ins Stecken. Endlich brach der siebenjährige Krieg aus. Dieser entfernte vollends alle Musse zu Beförderung solcher Angelegenheiten. Während der ganzen Zeit, da Deutschland in Unruhe und Gefahr stand, ward an dasselbe nicht weiter gedacht. Als aber endlich der Friede zu Hubertsburg den auswrätigen Mächten und dem deutschen Reiche die Ruhe wieder gab, brachte der Wiener-Hof diesen Gegenstand aufs Neue zur Sprache, und drang auch mit seinem Gesuche ohne Schwierigkeit durch. Der König von

k) Ebendaselbst S. 688.

l) Lebens- und Regierungsgeschichte des Kaisers Franz I. von Seyfart. S. 260.

Preussen hatte sich in einem besondern Artikel dieses Friedens verbindlich gemacht, dem Erzherzog Joseph seine Stimme bei der Römischen Königswahl zu geben m). Dadurch war nun das wichtigste Hinderniß aus dem Wege geräumet. Der Kaiser erließ sogleich ein Reskript an die Churfürsten, und hierauf auch an die übrigen Stände des Reiches, worin er diesen Gegenstand eifrig betrieb. Da mit der Sinnesänderung des Königs in Preussen die vornehmste Stütze, auf welche die altfürstlichen Häuser sich am meisten verlassen hatten, von ihrer Parthei abgetreten war, so verminderte sich auch bei ihnen der Eifer, durch Verwahrung ihrer Gerechtsamen der bevorstehenden Wahl Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Durch eine feierliche Erklärung vom 3. März 1764. gaben die geistlichen und weltlichen Fürsten ihre Einwilligung, daß die Wahl des Erzherzogs Joseph zum Römischen König vor sich gehen sollte n). Um jedoch ihre Rechte nicht ganz zu vergeben, hatten die Fürsten, Grafen und Reichsstädte doch vorläufig einige Berathschlagungen vorgenommen. Sie beschränkten sich aber nur auf die Frage, wie man sich in Bestimmung des Zweifels, ob eine Römische Königswahl gegenwärtig nützlich sei, zu verhalten habe, ohne den kaiserlichen Hof zu beleidigen; und auf diejenigen Punkte, welche in die Wahlkapitulation eingerückt werden sollten.

Als die Reichsstände diese Punkte zu Regensburg überlegten, waren die Churfürsten schon zu Frankfurt versammelt. Der Kaiser hatte zuvor den Churfürsten von Maynz ersuchet, die übrigen Churfürsten nach Augsburg zur Beratschlagung über die Wahl zu berufen. Wirklich hatte man auch in dieser

m) Neue Staatskanzley Th. 9. S. 416.
n) Daselbst Th. 10. S. 316.

Reichsstadt bereits Anstalten getroffen, die hohen Gäste nach Würde zu empfangen. Allein in der Folge fand man es doch besser, den Churfürstentag, wie gewöhnlich zu Frankfurt zu halten. Derselbe nahm am 6. Februar 1764. seinen Anfang, und dauerte bis zum zwanzigsten desselben Monats. Man entschied darin, ob, und wie ein Römischer König zu erwählen sei? Am 3. März wurden die Wahlkonferenzen eröfnet, und am 27. März die Wahl wirklich vollzogen. Am 3. April ward Joseph gekrönet. Die Wahlkapitulation erhielt sehr wenig neue Zusätze. Die Erinnerungen der Fürsten und Reichsstädte waren größtentheils denjenigen gleich, welche sie schon im Jahre 1745. übergeben hatten. Verschiedenes von dem Inhalte derselben rückten die Churfürsten wieder in besondere Kollegialschreiben ein, die sie an den Kaiser gelangen liessen. Bei Gelegenheit der Wahl erneuerten sie die berühmte gemeine Churverein zur Aufrechthaltung der churfürstlichen Gerechtsamen. Acht Churfürsten beschworen selbige zu Frankfurt; der neunte aber, nämlich der Churfürst von Hannover, erst am 17. Oktober zu Regensburg o).

Noch im nämlichen Jahre, da der Kaiser Franz seinen Prinzen zum Römischen König erhoben, und bald darauf mit einer Baierischen Prinzessin vermählet sah, gieng er mit Tod ab. Ein Schlagfluß raffte ihn am 18. August 1764. weg. An ihm verlor Deutschland einen guten Kaiser. Er besaß vortrefliche Eigenschaften des Herzens; war sanft, mitleidig, wohlthätig ohne Geräusch. Die prächtigen Sammlungen von Büchern, Kunstwerken, Münzen und Seltenheiten der Natur zeugen von der grossen Achtung, in welcher Künste und Wissenschaften bei

o) Daselbst Th. 13. S. 56. ff.

ihm standen. Er selbst bestieg öfters die Sternwarte, um verschiedene Erscheinungen zu beobachten p). Der Chemie war er sehr ergeben; eine vorzügliche Neigung aber fühlte er für die Handelschaft q). Dieser Neigung hat nicht nur Oesterreich einige blühende Manufakturen, die er errichtet hatte, sondern auch das deutsche Reich die Wohlthat zu danken, daß sich die bisherige Verwirrung im Münzwesen durch seine Betriebsamkeit wenigst verminderte.

Seit mehrern Jahren korrespondirten die deutschen Kreise miteinander, um diese Verwirrung zu heben. Noch immer war in Deutschland kein gleichförmiger Münzfuß eingeführt. Einige Reichsstände hielten sich an den Leipziger-Fuß, und prägten die Mark Silbers zu 18. Gulden, oder 12. Thalern aus; andere blieben ihrem altem Münzfusse getreu, nach welchem sie die Mark zu 24. Gulden ausbrachten. Vorzüglich zeigte sich eine auffallende Ungleichheit in den kleinern Silbersorten. Man hatte eine Menge derselben unter verschiedenen Benennungen, und von ganz verschiedenem innern Werthe. Schon lange hatten diese Umstände den Wunsch erregt, daß doch einmal in Ansehung der kleinern Silbermünzen durch eine allgemeine Vereinigung der deutschen Fürsten eine Gleichheit eingeführt, und auch in Ansehung der Goldsorten und groben Silbermünzen der Leipziger-Fuß von allen Reichsständen angenommen werden möchte. Allein selbst an diesem Münzfusse entdeckte man bald ein wesentliches Gebrechen, welches dem ganzen deutschen Reiche zum grossen Nachtheile gereichte. Bei demselben war das Verhältniß

fest-

p) Seyfart Lebens- und Regierungsgeschichte des Kaisers Franz. S. 411. f.

q) Friedrichs *II.* Gesch. d. siebenjähr. Krieges. Th. *I.* S. 26.

festgesetzt, daß man für 1. Pfund Gold 15. Pfund Silber bekam. In Holland, Frankreich, Spanien erhielt man für eben so viel Gold nur 14. Pfund Silber. Dieses Mißverhältniß benützten viele, schleppten das Silber aus Deutschland, bezahlten Gold dafür, und gewannen dabei. Holländische Dukaten und Französische Louisd'or gab es nun in Deutschland in Menge, Silbergeld sehr wenig, so viel auch immer geprägt wurde; denn das meiste wanderte aus. Der Verlust, den das deutsche Reich dadurch litt, war ansehnlich.

Ein gewisser Johann Philipp Graumann, der einst in Holland in grossen Handlungshäusern gedienet hatte, theilte zuerst diese Bemerkung dem Hofe zu Braunschweig mit, und machte auf den wesentlichen Schaden, den Deutschland dadurch erlitt, aufmerksam r). Der gedachte Hof fand auch dessen Gründe so überzeugend, daß er sogleich anfieng, nach dem Vorschlage desselben die Mark Silbers zu 20. Gulden auszumünzen, und Goldstücke zu 5. Reichsthaler zu prägen. Der Hof zu Berlin folgte diesem Beispiele, und prägte eine noch grössere Menge Gold- und Silbermünzen nach dieser Berechnung. Eben dieses thaten noch mehr andere Höfe der beiden Sächsischen Kreise. Allein zu Hannover konnte man sich doch nicht entschliessen, von dem bisher eingeführten Münzfusse abzugehen; denn wirklich war auch die Graumannische Berechnung noch nicht vollkommen richtig. Im Verhältnisse gegen alte Münze verlor man bei der neuen 2/20. von 20. Man ließ daher das Silbergeld in seiner bisherigen Güte, und prägte dafür die Goldmünzen geringer. Fünfthalerstücke kamen auf 4 2/3. Reichs-

r) Pütters hist. Entwickelung der deutsch. Staatsverf. Th. 2. S. 70.

thaler, oder 7. Gulden herab. Aber eben dieses nährte die Ungleichheit der Münzen in Deutschland.

Bei dem Kaiser Franz fand Graumanns Vorschlag Beifall. So wie dieser das Verhältniß zwischen Gold und Silber bestimmte, änderte auch der Kaiser den Münzfuß in den Oesterreichischen Landen; und um allem Schaden vorzubeugen, der bei der Konkurrenz mit benachbarten Ländern daraus erfolgen könnte, schloß er am 21. September 1753. eine besondere Konvention mit dem Hofe zu München s). Durch dieselbe machte sich der Churfürst verbindlich, auch in Baiern die Mark Silbers zu 20. Gulden auszumünzen. Dieser Vertrag ist nicht so sehr darum, weil er eine allgemeine Veränderung des Münzwesens in ganz Deutschland hervorbrachte, als vielmehr aus der Ursache merkwürdig, weil der Name des Konventionsfusses und der Konventionsmünze dadurch entstand, der sich von dieser Zeit an bis auf den heutigen Tag erhielt. Denn allgemein wurde der Münzfuß, der bei dieser Konvention zum Grunde lag, doch nie angenommen. Der Kaiser forderte zwar mehrere Kreise, den Schwäbischen, Fränkischen und Rheinischen dazu auf. Man hielt auch auf den Kreistagen viele und ernstliche Berathschlagungen darüber. Allein es zeigte sich bald die Schwierigkeit, den Konventionsfuß allgemein einzuführen. Alle diese Kreise hatten bisher Münzen geprägt, wovon 24 Gulden auf die Mark giengen. Dukaten galten da 5., Karoline 11. Gulden. Diese Verfassung war man gewohnt. Alle Versuche, eine Aenderung zu treffen, schlugen daher fehl. Selbst der Churfürst aus Baiern fühlte am Ende die Beschwerlichkeit,

s) Pütters historische Entwickelung der heutigen deutschen Staatsverfassung. Th. 3. S. 71.

und sah sich genöthiget, von der Konvention wieder abzugehen. Aus allem diesen erhellet also, daß die Gleichförmigkeit im Münzwesen, die man anfänglich herzustellen mit so patriotischem Eifer bemühet war, doch nicht zu Stand kam. Die Münzverfassung sank vielmehr bald nach diesen Versuchen noch tiefer herab, und die Verwirrung vergrösserte sich, da der König aus Preussen, um die Bürden des siebenjährigen Krieges leichter tragen zu können t), eine Menge geringhaltiger Münzen schlug. Der Kaiser bemühte sich vergeblich in scharfen Edikten, diese Churbrandenburgischen, so wie die Anhalt-Bernburgischen schlechten Münzen ausser Kurs zu bringen. Auch der Reichshofrath fatzte am 9. Oktober 1759. einen ernstlichen Schluß gegen die letztern ab. Der König aus Preussen bestand im Gegentheile darauf, es gebe im deutschen Reiche noch viel schlechtere Münzen; er könne sich sein Münzrecht nicht nehmen lassen; man könne ihm nicht zumuthen, daß er seine bisherigen Münzen verwerfen, und die Tiegel anderer Fürsten damit füllen sollte u). In diesem Zustande blieb also das Münzwesen bis zum Ende des Krieges; und nach dem Frieden raubte der Tod dem Kaiser die Musse, seine Bemühung in Ansehung dieses Gegenstandes fortzusetzen.

§. 26. Neue Maaßregeln in Betreff des Münzwesens. Versuch Josephs II. die Reichsjustitz zu verbessern.

Als der Kaiser Joseph II. die Regierung des deutschen Reiches antrat, ließ er es sich sogleich die erste Sorge seyn, die Mängel, welche die Verfas-

t) Friedrich *II.* Geschichte des siebenjährigen Krieges. Th. *II.* Kap. 17. S. 364.

u) Neue Staatskanzley Th. 3. S. 705. ff.

sung desselben entehrten, großmüthig wegzuräumen. Er gieng in Ansehung des Münzwesens aufs neue von jenem Punkte aus, wo sein Vater war stehen geblieben. Er gab sich ernstliche Mühe, den Konventionsfuß vom Jahre 1753. allgemein einzuführen, und zugleich die Reichsjustitz, welche bisher so manchem Gebrechen unterworfen war, zu verbessern. Leider mißlang beides. Anfänglich zeigten sich zwar ziemlich schöne Aussichten, die ihm einen guten Erfolg seiner Unternehmung versprachen. Sein Vater, der Kaiser Franz, hatte es durch seine Bemühungen doch schon so weit gebracht, daß einige ansehnliche Reichsstände in den Rheinischen Kreisen sich geneigt finden liessen, den Münzfuß nach der Baierisch-Oesterreichischen Konvention unter sich einzuführen. Die Churfürsten von Maynz, Trier und der Pfalz, und der Landgraf von Hessen-Darmstadt hatten sich bereits mit der Reichsstadt Frankfurt darüber verstanden, und schlossen am 4. März 1765. einen gemeinschaftlichen Münzrezeß. Aber die übrigen Stände in den Rheinischen Kreisen, in Franken, Schwaben und Baiern, blieben doch bei dem, was schon seit längerer Zeit eingeführt war. Die Gewohnheit hatte auch in diesem Falle mehr Macht über die Gemüther, als die gründlichsten Vorstellungen von dem Nutzen, welchen eine vollkommene Gleichheit in diesem Stücke für ganz Deutschland nothwendig hervorbringen müßte. Niemand wollte einen Schritt thun, ehe ihn andere gethan hatten; und eben darum blieben alle auf dem alten Punkte stehen. Dieses war zum Theile auch die Ursache, daß der Churfürst in Baiern, obwohl der Kaiser den Baierischen Kreis zum Beitritte ernstlich aufgefodert hatte, sich nicht dazu entschliessen konnte. Er fand den gedachten Münzfuß noch

nicht ganz richtig, und befürchtete, die Unterthanen möchten in einen beträchtlichen Schaden versetzt werden, wenn man mit der Einführung zu rasch verführe v). Auf solche Art unterblieb die Ausführung dieses nützlichen Vorhabens, und die Verschiedenheit der Münzen in Ansehung ihres innern Werthes erhielt sich bis zum heutigen Tage. Der Kaiser selbst gieng in der Folge (im Jahre 1783.) von dem bisher angenommenen Konventionsfusse ab; und ließ zwar die meisten fremden Goldsorten noch nach demselben im Umlaufe; erhöhte aber den Werth der einheimischen Dukaten und Souverainsd'or, auch der Französischen Schildlouisd'or; eine Aenderung, welche wirklich Aufsehen machte, und sogar Berathschlagungen auf dem Fränkischen Kreistage veranlaßte w). Denn wirklich ward dadurch ein anders Verhältniß zwischen Gold und Silber gegründet.

Die frölichen Aussichten, welche Josephs gerade, biedermännische Denkungsart dem Justizwesen des deutschen Reiches eröfnete, verdunkelten gleichfalls verschiedene Umstände in kurzer Zeit. Schon lange ertönten laute Klagen über manchen bedeutenden Mißbrauch, der sich in die Pflege der Reichsjustitz nach und nach eingeschlichen hatte. In Hinsicht auf den edlen Zweck, Mißbräuche abzustellen, und die Handhabung einer geschwinden und strengen Gerechtigkeit zu befördern, gab der Kaiser schon am 5. Aprill 1766. eine Verordnung für den Reichshofrath heraus, welche wichtige Vorschriften enthielt. Ehemals waren nur drei Rathsstunden hergebracht. Joseph erhöhte die Zahl auf vier, und verordnete, daß künftig kein Prozeß über das zweite

v) Fabers neue Staatskanzley Th. 16. S. 426.
w) Reus deutsche Staatskanzley Th. 4. S. 192. ff.

Jahr unentschieden bleibe. Ueberdieß befahl er strenge Unpartheilichkeit, Genauigkeit in Verfertigung der Protokolle, und verbot alle unnütze Weitläufigkeiten und Citaten in den Schriften x). Die wohlthätigen Folgen seiner Verordnung erhielten sich bis zum heutigen Tage. In Ansehung der Justitzpflege am kaiserlichen Reichskammergerichte konnte man von dem rühmlichen Justitzeifer des Kaisers ersprießliche Verbesserungen um so mehr erwarten, da das ganze Reich schon seit langer Zeit seine sehnsuchtsvollen Wünsche in Ansehung dieser Sache an den Tag legte y). Als die Churfürsten bei der letzten Römischen Königswahl zu Frankfurt versammelt waren, bezeigten sie schon damals einhellig das Verlangen, daß doch einmal eine Untersuchung des Kammergerichts zu Wezlar vor sich gehen möchte. Deutschland genoß jetzt den beglückenden Frieden; die Ruhe vor auswärtigen Feinden verschaffte Musse zu nützlichen Anstalten, wodurch man das innere Wohl des Reiches besorgen konnte. Diese schöne Gelegenheit benützten die Reichsstände, und beschlossen am 8. August 1766. einmüthig, daß die Visitation des Kammergerichts nächstens wirklich vorgenommen werden sollte z). Der Kaiser genehmigte diesen Schluß durch ein Kommissionsdekret vom 17. November, und bestimmte den 2. May 1767. zur Eröfnung der Visitation.

Ohne Säumniß hatten sich die Subdelegirten der zur ersten Klasse deputirten vier und zwanzig Stände, so wie die dazu ernannten kaiserlichen Kommissärs zu Wetzlar zur bestimmten Zeit eingefunden. Mit redlichem Amtseifer machten sie schon im Mai

x) Fabers neue Staatskanzley Th. 18. S. 366—385.
y) Ebendaselbst Th. 12. S. 36. ff. Th. 18. S. 218.
z) Ebendaselbst Th. 19. S. 96. ff.

den Anfang mit der Untersuchung. Jedermann sah schon mit froher Hoffnung glücklichen Verbesserungen entgegen. Allein bald erhoben sich Schwierigkeiten, welche den Fortgang dieses heilsamen Geschäfts erschwerten.

Die Reichsstände hatten sich bereits über einige wichtige Punkte verstanden, welche bei der Visitation des Kammergerichts sollten zum Grunde gelegt werden. Dieselben waren aus einem Entwurfe genommen, welcher schon im Jahre 1747. erschienen war, und seinem Verdienste gemäß allgemeinen Beifall erhalten hatte. Aus sechs und zwanzig Punkten, welche dieser Entwurf der Berathschlagung des Reichstages empfahl, hatten sie indessen einige ausgehoben, und das Resultat derselben zur Vorschrift bestimmet, welche den Subdelegirten bei Eröfnung der Visitation einsweilen sollte ertheilet werden. Fest entschlossen, in diesem Geschäfte sogleich fortzufahren, hofften sie auch mit den übrigen Punkten nächstens fertig zu werden, und so endlich die ganze Instruktion in einem Reichsgutachten dem Kaiser zur Genehmigung vorlegen zu können. Allein zum Unglück erschien um eben diese Zeit eine Schrift unter dem Titel: Betrachtungen über das kammergerichtliche Visitationswesen; und diese trübte auf einmal die heitern Aussichten. Diese unerwartete Schrift, welche zuerst geschrieben herumgegeben, und endlich im Jahre 1767. zu Maynz durch den Druck bekannt gemacht wurde, setzte willkührlich voraus, alles, was zur künftigen Visitation erfodert werde, sei schon bereits hinlänglich bestimmet; eine weitere Berathschlagung des Reichstages sei daher unnöthig. Die gegenwärtige Untersuchung, hieß es darin, sei keine ausserordentliche, sondern eine ordentliche Visitation.

Für eine solche seien die deputirten Stände nach einer Abtheilung in fünf Klassen schon im Reichsabschiede vom Jahre 1654. ernannt. Es sei daher weder eine Vollmacht für sie, noch eine Instruktion vom Reiche nothwendig. Alles Uebrige könne ohnehin der Kaiser für sich bestimmen. Ueberhaupt verband diese Schrift mit der Visitation den einseitigen Begriff eines durch die Reichsgesetze angeordneten Gerichts, für welches sie dieselbe angesehen wissen wollte, und nahm als einen bekannten Grundsatz an, daß hier alles von der kaiserlichen Amtsgewalt abhänge, welcher als oberster Richter alles, besonders aber alsdann, wenn sich die Visitatoren in ihren Urtheilen nicht vereinigen könnten, zu entscheiden hätte.

Wer der Verfasser dieser anonymischen Schrift gewesen, ist nicht öffentlich bekannt geworden. So viel klärte sich aber in Kurzem auf, daß die Grundsätze, die er aufgestellet hatte, Grundsätze des kaiserlichen Hofes seien. Als der Kaiser in seinem Kommissionsdekrete vom 17. November 1766. den 2. May zum Tage der Eröfnung der Visitation ansetzte, ohne den Erfolg der fernern reichstägigen Berathschlagungen zu erwarten, setzte er es auch schon als ausgemacht voraus, daß die Reichsversammlung nun weiter für nichts mehr zu sorgen habe. Und da die Reichsstände einige Zweifel hierüber äusserten, erklärte sich Joseph am 26. Jäner 1767. sogleich näher, und suchte durch Gründe zu zeigen, daß weder Vollmacht, noch Instruktion vom Reiche nöthig sei a). Dadurch waren nun jene sechs und zwanzig Berathschlagungspunkte, deren Berichtigung manchen Zweifel und manche Irrung in ihrer Geburt hätte ersticken können,

a) Pütters histor. Entwickelung der heutigen Staatsverfassung Th. 3. Abschn. 2. S. 129.

schon überflüssig gemacht. Die Thätigkeit der Reichsstände in freier Vorausbestimmung der Punkte, worauf bei der Untersuchung des Kammergerichts vorzügliche Rücksicht sollte genommen werden, ward gehemmet; aus Mangel an gründlichen, zum voraus festgesetzten Maaßregeln eine schädliche Stokung des ganzen Geschäftes veranlaßt, und die Visitation der Gefahr der Verwirrung oder der Einseitigkeit ausgesetzt.

Diese unangenehmen Folgen zeigten sich bald. Denn kaum hatte die Visitation ihren Anfang genommen, als sich eine Schwierigkeit wegen der Abtheilung der eigentlichen Visitation und der Revisionen erhob. Man war nämlich nicht einig, ob eben dieselben deputirten Stände, welchen die Visitation übertragen war, sich auch zugleich mit Revisionen verschiedener Prozesse beschäftigen sollten; denn allerdings waren Revisionen eine von dem Geschäfte der Visitation, die nur die Real- und Personalmängel des Kammergerichts zu untersuchen hatte, sehr verschiedene Sache. Die Mißhelligkeit vergrösserte sich noch, als Churmaynz in jedem Revisionssenate einen Subdelegirten zu haben verlangte; eine Foderung, welcher die übrigen Deputirten widersprachen. Ehe der Streit über diesen Gegenstand entschieden war, konnte man auch mit der Abtheilung der Senate und mit andern Vorbereitungen zur Erörterung der Revisionssachen nicht weiter schreiten. Bis zum Jahre 1776. blieb dieser Knote unaufgelöset. Aber auch in diesem Jahre wurde derselbe vielmehr noch fester geknüpfet, da die kaiserliche Kommission, welche sich bei der Visitation zu Wetzlar befand, schlechterdings darauf antrug, daß man ohne weitere Rücksicht, und mit Hintansetzung aller übrigen Gegenstände, sogleich zur

Abtheilung der vier Senate schreiten sollte. Wahrscheinlich wären alle diese Irrungen nicht entstanden, hätte man vorläufigen Berathschlagungen der Reichsversammlung über die obengedachten 26. Punkte freien Lauf gelassen.

Ungeachtet aller dieser Irrungen hatten die Visitatoren bereits verschiedene bedeutende Mängel am Kammergericht entdeckt. Die Advokaten und Prokuratoren desselben hatten schon am 13. März 1766. eine Vorstellung an den Kammerrichter über einige Mißbräuche, und besonders über eine Erhöhung der Kanzleitaxen, die man dort einführen wollte, eingereicht b). Seitdem brachten die Untersuchungen, die man mit jedem einzelnen Mitgliede des Kammergerichts vornahm, noch mehrere Gebrechen an den Tag. Es klärte sich endlich auf, daß sich einige Beisitzer in Verwaltung der Justitz pflichtwidrig betragen hatten; es zeigte sich, daß einige in Beförderung derselben sehr nachlässig gewesen seien. Dieser letztere Umstand scheinet wenigst aus einem kaiserlichen Kommissionsdekret vom 15. December 1775. zu erhellen, welches verordnet, daß den Beisitzern des Kammergerichts, um sie von allem, was sie von ihren Amtsgeschäften hindern kann, abzuhalten, die Verfertigung einiger Bücher nachdrücklich zu verbieten sei c). Man entdeckte endlich auch, daß eben diese Saumseligkeit in Erörterung der Prozesse die Partheien verleitet habe, selbige durch unerlaubte Mittel zu betreiben, und daß ein Jude zu Frankfurt mit der Sollicitatur in Kammergerichtsprozessen sogar ein Gewerbe getrieben habe. Diese und mehr andere Dinge hatten die Visitatoren mit rühmlichem Eifer schon ins Reine gebracht; hatten

b) Neue Staatskanzley Th. 20. S. 397. ff.
c) Ebend. Th. 43. S. 133.

auch schon ein Gutachten von einigen Beisitzern des Kammergerichts zur Herstellung einer zweckmässigen Kammergerichtsordnung erhalten, und würden ohne Zweifel des ganze Geschäft eben so rühmlich geendiget haben; hätten sich nicht nach und nach Bedenklichkeiten auf Bedenklichkeiten gehäufet, welche die ruhige Untersuchung sehr oft unterbrachen, und endlich die Visitation ganz und gar trennten.

Die Haupturſache dieser nachtheiligen Aufhebung derselben war eine Streitigkeit über die Art, auf welche die Reichsgrafen an dieser Visitation Theil nehmen sollten. Bisher waren das Fränkische, Westphälische und Wetterauische Grafenkollegium (denn nur den ganzen Kollegien, nicht einzelnen Grafen, konnte man der Reichsverfassung zu Folge einen Antheil an diesem Geschäfte gestatten) als bloß evangelisch betrachtet worden. Noch im Jahre 1766. hatte die ganze Reichsversammlung die genannten drei Kollegien von dieser Seite angesehen. Nun ließ aber Churmaynz auf einmal ein Ausschreiben an das Westphälische Grafenkollegium ergehen, und verlangte, daß die Stimme desselben in der zwoten Klasse auf der katholischen Seite sollte geführt werden. Das Erstaunen über dieses unerwartete, der bisherigen Verfassung gänzlich entgegengesetzte Ansinnen vergrösserte sich, als bei Eröfnung der zwoten Klasse am 23. November 1774. anstatt eines Subdelegirten aus dem Schwäbischen, als dem einzigen katholischen Grafenkollegium, ein katholischer Subdelegirter der Westphälischen Grafen erschien, der überdieß seine Vollmacht nicht einmal vom ganzen Kollegium, sondern nur von einem einzigen Grafen hatte. Allein bei diesen Uebertretungen des Herkommens ließ man es doch nicht bewenden; man gieng noch viel weiter. Als man im May

1775. die Subdelegirten zur dritten Klasse berief, wies man auch dem Fränkischen Grafenkollegium in dem Ausschreiben seine Stelle auf der katholischen Seite an.

Diese bedenklichen Neuerungen verursachten auf dem Reichstage, besonders unter den protestantischen Standen, eine grosse Bewegung. Durch solche Handlungen wurde dem Korps der Evangelischen ein Mitglied nach dem andern einseitig entzogen. Unmöglich konnten sie zu einer solchen Schwächung gleichgültig zusehen. Mit kollegialischem Eifer beriethen sie sich daher auf dem Reichstage, und faßten am 26. Julius 1775. den Schluß ab, daß sie stets thätig dafür sorgen wollten, die Kollegien der Westphälischen und Fränkischen Grafen nach dem bisherigen Besitzstande beständig auf der evangelischen Seite zu erhalten. Zu diesem Ende verordneten sie, daß die evangelischen Subdelegirten bei der Visitation sich künftig mit keinem einzelnen katholischen Grafen, der sich nicht im Namen des ganzen Kollegiums legitimirte, einlassen, sondern bei Erscheinung eines solchen jedesmahl mit Protestation abtreten sollten d). Diesem Schlusse setzte das Korps der katholischen Stände am 8. August desselben Jahres einen andern entgegen, der beide Religionstheile förmlich trennte. Nichts war jetzt übrig, als ein Vergleich nach dem Sinne des Westphälischen Friedens. Dazu boten auch die protestantischen Reichsstände sogleich die Hände. Mit rühmlicher Nachgiebigkeit liessen sie es geschehen, daß man indessen zur dritten Klasse die Schwäbischen und Wetterauischen Grafen berufe; wegen der vierten und folgenden Klassen aber sich mittlerweile vergleiche. Allein dieser letztere Punkt kam nicht in Erfüllung. An-

d) Pütters historische Entwickelung ꝛc. Th. 3. S. 146.

statt eines Vergleiches erfolgte vielmehr eine gänzliche Trennung. Der Kaiser verlangte, der Vergleich, den man nur einsweilen für die dritte Klasse getroffen hatte, sollte auch auf die vierte ausgedehnet werden. Nothwendig wäre dadurch das Fränkische und Westphälische Grafenkollegium von seinem Antheile an dieser Reichsdeputation auf der evangelischen Seite gänzlich verdränget werden. Um dieser Ausschliessung zuvorzukommen, machten die Protestanten den Versuch, der kaiserlichen Prinzipalkommission zu Regensburg eine Vorstellung zu überreichen. Allein diese wollte selbige nicht einmal annehmen. Das evangelische Korps sah daher kein anders Mittel vor sich, als den gemeinsamen Schluß vom 26. Julius 1775. zu bestätigen. Dieses geschah am 12. März 1776. Als man aber ohne alle Rücksicht auf die Gerechtsamen der Protestanten und auf ihre Verwahrungen dennoch fortfuhr, auch die vierte Klasse am 8. May desselben Jahres eröfnen zu wollen, so befolgten die Subdelegirten evangelischer Seits ihre Vorschrift, und entfernten sich aus der Versammlung e). Die Umstände, unter welchen dieses geschah, waren folgende.

Nachdem bereits 6. Tage über den gesetzlich bestimmten Termin verflossen waren, wurden die Deputirten zur vierten Klasse am 6. May zur Uebergebung ihrer Vollmachten eingeladen. Noch an eben demselben Tage erschienen in dieser Absicht Churbrandenburg, Churſachsen, Fürst Lübeck, Hirschfeld, und die Stadt Worms. Man wartete noch zween Tage in der Hoffnung, daß auch die sechs übrigen noch erscheinen würden. Allein sie kamen nicht. Man beschloß daher, das Geschäft mit 18. Bevollmächtigten anzufangen. Dieses geschah auch

e) Fabri neue Staatskanzlei. Th. 44. S. 360. ff.

am 8. May. Allein kaum war der erste Vortrag als gewöhnliche Einleitung geschehen, so erklärte der Churbrandenburgische Subdelegirte: Er sei nur auf den Fall bevollmächtiget, daß die vierte Visitationsklasse legal und verfassungsmässig einberufen, und folglich auch das Fränkische und Westphälische Grafenkollegium auf der zehnten Stelle evangelischer Seite beschrieben seyn und erscheinen würde. Nachdem aber diese Foderung ungeachtet jener Verabredung, welche das Kaiserliche und Preussische Ministerium mit Einverständniß der evangelischen Mitstände einsweilen getroffen hatten, nun nicht erfüllet sey, so finde man die Versammlung der vierten Klasse verfassungswidrig, und könne darum keinen Theil daran nehmen, sondern müsse sie als nichtig und ungültig ansehen. Er legte hierauf theils als Brandenburgischer Subdelegirter, theils auch wegen Hinterpommerns und Magdeburgs eine feierliche Protestation und Verwahrung ein, und verließ die Versammlung f). Eben diese Erklärung thaten Lübeck und Hirschfeld, und traten ab. Die kaiserlichen Kommissärs hatten selbige zwar durch einige Vorstellungen zurückzuhalten gesucht; allein vergeblich. Da diese drei Subdelegirten sich entfernet hatten, so erklärte Chursachsen: Wegen Mangel der Gleichheit der Seiten zwischen den Evangelischen und Katholischen könne es gleichfalls an den Berathschlagungen nicht ferners Theil nehmen, sondern müsse die Gerechtsamen der Evangelischen hiermit verwahren. So sprach der Subdelegirte, und gieng gleichfalls aus der Versammlung. Auf solche Art waren also von den protestantischen Subdelegirten nur jener von Vorpommern und von der Stadt Worms sitzen geblieben. Aber auch diese legten wegen Man-

f) Neue Staatskanzley Th. 44. S. 379. ff.

gel an reichsgesetzmässiger Gleichheit Verwahrungen ein. Besonders gab der erstere zu verstehen, sein Herr, der König in Schweden, werde geneigt seyn, die Gerechtsamen der Evangelischen als Garant des Westphälischen Friedens aufrecht zu erhalten g). Alle Vorstellungen der kaiserlichen Kommissärs und der Subdelegirten der katholischen Stände waren fruchtlos. Man hörte sie nicht an. Man schloß daher den Konseß, und mit demselben zugleich die ganze Visitation. Auf eine so unrühmliche Weise zerschlug sich ein eben so nothwendiges als nützliches Geschäft, dessen glücklicher Beendigung jedermann, dem die gute Pflege der Gerechtigkeit im deutschen Reiche entweder aus Patriotismus oder aus Privatinteresse am Herzen lag, mit so heisser Sehnsucht entgegen sah, bloß aus Mangel an vorhergegangenem Verständnisse über einige wichtige Punkte, und aus eigensinnig behaupteter Einseitigkeit, nachdem man bereits neun volle Jahre damit zugebracht hatte; und hunderttausend Gulden, welche es bisher gekostet hatte, giengen unnütz verloren.

Obwohl diese Visitation im Ganzen scheiterte, so war es doch eine unmittelbare Folge derselben, daß verschiedene Gebrechen des Kammergerichts nach und nach abgestellet, der Willkühr des Direktoriums in Vertheilung der Akten, und überhaupt einem gesetzwidrigen Einflusse desselben in Entscheidung einzelner Rechtssachen Einhalt gethan, und, was zur geschwindern Beförderung der Justiz vorzüglich wünschenswerth war, die Anzahl der Beisitzer am Kammergericht endlich im Jahre 1782. wirklich auf fünf und zwanzig erhöhet wurde. Was aber den unglücklichen, schon seit mehrern Jahren herrschenden Streit betrift, ob das Fränkische und

g) Ebend. S. 384.

Westphälische Grafenkollegium für evangelisch oder für katholisch zu halten sei; eine Irrung, welche eigentlich die unselige Trennung der Visitation ursprünglich veranlaßte, so ward derselbe nach und nach so weit getrieben, daß endlich der Reichstag vom Jahre 1780. bis 1785. in eine beinahe gänzliche Unthätigkeit darüber gerieth. Denn da im Jahre 1778. der evangelische Komitialgesandte Pistorius, welcher bisher die Stimmen der Fränkischen, Wetterauischen und Westphälischen Grafen geführt hatte, mit Tod abgieng; erschien hierauf ein katholischer Gesandter in der Absicht, des erstern Stelle zu ersetzen, mit einer Vollmacht, welche nur der Graf Metternich allein unterschrieben hatte, und er fand auf katholischer Seite eine sehr günstige Aufnahme. Eine andere Vollmacht aber, welche das Westphälisch gräfliche Direktorium auf einen evangelischen Gesandten ausgestellet hatte, wurde nicht angenommen. Dieses war der Grund der gedachten grossen Mißhelligkeit, die auf die Thätigkeit der Reichsversammlung selbst einen so bedeutenden Einfluß hatte. Kluge Nachgiebigkeit von einer Seite verminderte endlich dieselbe. Die Protestanten erklärten sich bereit, nach dem Vorschlage, welchen das Korps der katholischen Stände durch die Mehrheit der Stimmen gemacht hatte, künftig die Westphälisch gräfliche Stimme abwechselnd von katholischen und evangelischen Gesandten führen zu lassen h). Dadurch war nun freilich die Hauptfrage: Ob die beiden gräflichen Kollegien als katholisch oder als evangelisch zu betrachten seien, noch bei weitem nicht entschieden, und eben darum noch keine vollkommene Vereinigung beider Religionstheile hergestellet; aber der Reichstag kam dadurch

doch

h) Reus deutsche Staatskanzley Th. 6. S. 350.

doch wieder in Thätigkeit, und die Berathschlagungen in der Reichsversammlung wieder in Gang, wie man denn auch, wiewohl unter gegenseitigen Verwahrungen, einem Protestanten die Führung der Stimme der Fränkischen Grafen gestattete i).

§. 26. Tod des Churfürsten Max III. aus Baiern. Ansprüche des Erzhauses auf einige seiner Länder.

In dem Zeitraume vom Jahre 1763. an, da Joseph die kaiserliche Regierung antrat, bis zu der Zeit, da die Visitation des Kammergerichts auseinander gieng, hatte Deutschland endlich den holden Frieden genossen. Aber am 30. December 1777. starb der Churfürst aus Baiern, Maximilian Joseph, der letzte von dem Wilhelminischen Mannsstamme, und setzte durch seinen Tod ganz Deutschland in Gefahr, dieses kostbare Kleinod wieder zu verlieren. Unstreitig hatte das Haus Pfalz auf die Erbfolge ein gegründetes Recht. Dasselbe beruhte auf dem Umstande, daß Baiern und Pfalz einen gemeinsamen Stammvater hatten, und auf dem berühmten Hausvertrage zu Pavia vom Jahre 1329. und ward seitdem durch ganz neue Verträge von den Jahren 1766. 1771. und 1774. noch mehr befestiget. Aus eben diesen Gründen hatte Karl Theodor, Churfürst von der Pfalz alle nöthigen Anstalten für diesen Fall schon zum voraus getroffen. Noch an eben demselben Tage, an welchem Maximilian gestorben war, ließ er daher seinen Antritt der Regierung des Landes durch einen öffentlichen Verruf bekannt machen k), und nahm dadurch von ganz Baiern und der obern Pfalz förmlich Besitz.

i) Neus deutsche Staatskanzley Th. 9. S. 387—426.
k) Neue Staatskanzley Th. 48. S. 285.

Kaum hatte sich der Churfürst auf solche Art zum Nachfolger in allen hinterlassenen Staaten des Verstorbenen erkläret, als wider alle Erwartung von ganz Deutschland 16. Bataillons Oesterreichischer Truppen, und 20. Schwadronen mit 80. Kanonen anrücken, und in wenigen Tagen ganz Niederbaiern nebst einigen beträchtlichen Bezirken in Oberbaiern besetzen. Schon lange hatte der Hof zu Wien an dem Plane, seine Staaten durch die Erwerbung eines beträchtlichen Stückes von diesem Herzogthume zu erweitern, heimlich gearbeitet. In dieser Absicht hatte schon der Kaiser Franz seinen Prinzen, den Erzherzog Joseph, mit einer Baierischen Prinzessin vermählet, um einst Ansprüche auf die Allodialerbschaft machen zu können l). Der Tod der Römischen Königin und der Mangel an Nachkommenschaft hatte diesen Plan vereitelt. Das Absterben des Churfürsten aus Baiern belebte die Hoffnung der Kaiserin Königin aufs Neue. Der Staatsrath versammelte sich unverzüglich; man ward einig, rasch zuzufahren, und sich sogleich mit militärischer Macht in den Besitz zu setzen. Das meiste hatte Joseph zu diesem kühnen Entschlusse beigetragen m). Seit der Zeit, da er die Regierung des deutschen Reiches angetreten, hatte sich der junge feurige Kaiser noch durch kein grosses Unternehmen auszeichnen können. So grosse Eigenschaften und Anlagen, womit sich Joseph begabt fühlte, ungenützt in sich schlummern zu lassen, war unerträgliche Qual für seinen vielumfassenden Geist. Ihn belebte ein mächtiger Drang, sich hoch emporzuschwingen. Die Bilder grosser Monarchen, welche einst die halbe

l) Friedrichs *II.* Denkwürdigkeiten des Krieges von 1778. S. 192.

m) Friedrich *II.* a. a. O.

Welt beherrschet hatten, schwebten stets vor seinen Augen. Er rang nach dem Ruhme, welchen ausserordentliche Thaten verschaffen. Der Tod des Churfürsten aus Baiern schien ihm eine erwünschte Gelegenheit, seinen Durst nach erhabenen Dingen zu stillen.

Um die Ausführung des Anschlages auf Baiern zu erleichtern, hatte man schon eine geraume Zeit vor dem Tode des Churfürsten geheime Einleitungen vorausgeschickt. Man hatte dem Churfürsten zur Erlangung verschiedener Privatvortheile Hoffnung gemacht, hatte ihm dadurch Neigung für das Erzhaus Oesterreich eingeflößt, und seine Minister zu gewinnen gesucht n). Endlich eröfnete man dieser Sache wegen förmliche Unterhandlungen, und schon am 3. Jäner 1778. unterzeichnete der Churpfälzische Gesandte von Ritter eine Konvention, welche der Kaiserin Königin einen grossen Theil des Herzogthumes Baiern einräumte. Nichts fehlte nun noch, als die churfürstliche Genehmigung. Auch diese war leicht zu erhalten. Die Pfälzischen Minister kannten das Land nicht, welches sie hinopferten. Karl Theodors sanftes Herz ward erschüttert durch die unvermuthete Nachricht, daß Oesterreichische Truppen gegen Baiern anrücken. Er genehmigte die Konvention. Auf solche Art erklärte Maria Theresia durch Patente vom 12. und 15. Jäner die Herrschaft Mindelheim, und alles dasjenige, was einst die Straubingische Linie von Ober- und Niederbaiern und der obern Pfalz besessen hatte, für ihr Eigenthum, und nahm sowohl von diesen Ländern, als auch von den Böhmischen Lehen, die sie als der

n) Friedrichs *II.* die erheblichsten Vorfälle vom J. 1774. bis 1778. S. 178.

Krone Böhmen heimgefallen erklärte, Besitz o). Nach eben denselben Grundsätzen verfuhr der Kaiser. Er erklärte die Landgrafschaft Leuchtenberg, die Grafschaften Wolfstein, Schwabeck, Haag und Hals, die Herrschaften Hohenwaldeck und Hohenschwangau, die reichslehenbaren Güter der Herrschaft Wiesensteig, das Landgericht Hirschberg, die Freudenbergischen, Degenbergischen und Scharfensteinischen Reichslehen, den Blutbann und die Güter zu Rotheneck, Dyssenhaus, Matsies, Schwäbischwörth, Illerdissen und Wemdingen für Reichslehen, die dem Kaiser heimgefallen seien, und zog sie als oberster Lehenherr ein p).

Natürlich mußte ein so überraschend kühner Schritt überall grosses Aufsehen erregen. Um widrige Eindrücke zu mildern, oder wenigst um die gewöhnliche Formalität zu beobachten, erließ der Wiener-Hof sogleich Memoirs an die auswärtigen Ministers, worin derselbe seine Maaßregeln vertheidigte. In der nämlichen Absicht that der kaiserliche Prinzipalkommissar im Namen des Kaisers eine mündliche Eröfnung auf dem Reichstage. Auch die Oesterreichische Gesandtschaft suchte dieses Unternehmen durch eine besondere Erklärung in der Reichsversammlung zu rechtfertigen q). Oesterreich gründete seine Ansprüche auf eine Belehnung, welche der Kaiser Siegmund im Jahre 1426. dem Herzog Albrecht von Oesterreich über alle jene Distrikte in Ober- und Niederbaiern und der obern Pfalz, die damals die mit dem Herzoge Johann von Baiern erloschene Straubingische Linie besessen habe, wirklich ertheilet

o) Neue Europäische Staatskanzley Th. 48. S. 190. 292. und 295.

p) Ebendaselbst S. 296. ff.

q) Ebendaselbst S. 302. f. 304. f. und 307.

hatte. In Ansehung der Herrschaft Mindelheim aber behauptete Maria Theresia, dieselbe sei ihr kraft einer dem Erzhaus Oesterreich vom Kaiser Mathias im Jahre 1614. ertheilten und von den folgenden Kaisern bestätigten Anwartschaft heimgefallen. Diese Gründe fanden in Deutschland wenig Beifall. In kurzer Zeit bildete sich eine mächtige Gegenparthei, welche dieselben nachdrücklich widerlegte. Es wurde bald erwiesen, daß ein kaiserliches Urtheil vom Jahre 1429. selbst zum Vortheile der Baierischen Stammsvettern den Ausspruch gethan, und Albrecht von Oesterreich, von welchem ohnehin das heutige Haus Oesterreich nicht abstammet, seinen Ansprüchen feierlich entsagt habe.

In der ungestümmen Eilfertigkeit, womit der Wiener-Hof die Erwerbung Baierns betrieb, hatte es derselbe versehen, sich der Einwilligung des rechtmässigen Nachfolgers in dem Herzogthume Baiern, des Herzoges von Zweibrücken, zu versichern. Unverzüglich schickte daher der König aus Preussen den Grafen Görz an ihn ab, daß er ihn durch gründliche Vorstellungen von der Genehmigung der Konvention abhalte r). Der junge, für sich unmächtige Herzog wankte schon. Auf fremden Beistand konnte er nicht hoffen. Er selbst war zu schwach, einer so grossen Gegenmacht zu widerstehen. Das Gefühl von dieser harten Lage benahm ihm den Muth. Beinahe war er schon im Begriffe, zu unterzeichnen, als der Graf Görz sich ihm näherte, und durch Beredsamkeit in ihm Muth und Beharrlichkeit aufweckte. Recht eindringend wußte er ihm an das Herz zu legen, er würde, wenn er in die Konvention seines Oheims, des Churfürsten von Pfalzbaiern

r) Friedrichs *II.* Denkwürdigkeiten des Kriegs von 1778. S. 194.

willigte, einen sehr grossen Theil seines künftigen Erbtheiles verlieren; von einer standhaften Weigerung aber dürfte er die Zurückgabe wenigst eines Theiles von dem hoffen, was der Churfürst dem Erzhause bereits eingeräumt habe. Der König glaubte einen besondern Beruf zu haben, der Kaiserin Königin und dem Kaiser Gegner auf den Hals zu ziehen, und dadurch ihren Entwurf zu zernichten. Ihm däuchte, die Ausführung desselben würde geradezu keine andere Folge haben, als den Umsturz des Gleichgewichts in Deutschland. Er glaubte, die Freiheit der deutschen Reichsfürsten würde verloren gehen; Oesterreich würde immer mächtiger um sich greifen, und zuletzt alles verschlingen s). Im Grunde war das, was Friedrich mit dem vielbedeutenden Namen des Gleichgewichts in Deutschland belegte, nur sein Privatinteresse; seine Furcht vor dem Uebergewichte Oesterreichs in Deutschland, war eigentlich Furcht vor dem Oesterreichischen Uebergewicht über Preussen.

Noch ehe der König aus Preussen den Herzog von Zweibrücken auf seine Seite gebracht, hatte sich das Churhaus Sachsen aus eigenem Antriebe an ihn gewandt, und ihn um seinen Beistand ersucht. Die verwittwete Churfürstin von Sachsen, Schwester des verstorbenen Churfürsten aus Baiern, hatte wegen der Mobiliar- und Allodialverlassenschaft Foderungen zu machen; sie hatte aber dieselben ihrem Sohne, dem Churfürsten aus Sachsen abgetreten. Man spannte sie zu Dresden bis auf 47. Millionen hinauf. Der Herzog von Mecklenburg endlich meldete sich gleichfalls, und wünschte einen Anspruch auf eine Anwartschaft gelten zu machen, die ihm bereits im Jahre 1502. auf die Landgrafschaft Leuch-

s) Friedrichs *II.* Denkwürdigkeiten von 1778. S. 193.

tenberg war ertheilet worden. Auch dieser suchte bei dem König aus Preussen um Unterstützung an.

Jetzt begann die Sache ernsthaft zu werden. Der Herzog von Zweibrücken läßt am 16. März durch seinen Gesandtschaftssekretär dieser Konvention in der Reichsversammlung öffentlich widersprechen. Ohne die Einwilligung des nächsten Stammvetters, so lautete die Erklärung, könne kein rechtsbeständiger Vertrag in dieser Sache statt finden. Der Herzog hege das Zutrauen, der Wiener-Hof werde die goldene Bulle, den Westphälischen Frieden, die von Zeit zu Zeit erneuerten Familienverträge, die im deutschen Reiche herkommlichen Lehen- und Successionsrechte, dann die den Baierischen Ständen öfters ertheilten Privilegien von der Untheilbarkeit der Baierischen Lande, in Ehren halten t). An eben demselben Tage erklärte Chursachsen: So lange, als seine Ansprüche auf die Allodialgerechtsamen nicht erlediget seien, könne es eine andere Besitznehmung der Baierischen Lande, nicht anerkennen. Man hoffe daher, der Weg der Unterhandlungen wegen der Ansprüche eines jeden Theiles werde ohne Anstand eröfnet werden u). Endlich machte auch das herzogliche Haus Mecklenburg wegen des Anspruches, den es auf die Landgrafschaft Leuchtenberg zu machen hatte, seine Einwendungen gegen die Oesterreichische Unternehmung öffentlich bekannt. Alle diese Fürsten hatten sich an den König in Preussen um Unterstützung in ihrem Gesuche gewandt. Dieser hatte sich dem Geschäfte, ihre Rechte zu vertheidigen, aus den oben angeführten Gründen sehr gern unterzogen. Ausser den Gründen, die ihm die Sorgfalt für die Erhaltung seiner eigenen politischen

t) Neue Staatskanzlei, Th. 48. S. 323.
u) Ebendaselbst S. 326.

Grösse an die Hand gab, bestimmte ihn auch die eigene Ueberzeugung von der Widerrechtlichkeit dieses Schrittes, den Oesterreich gethan hatte, sich demselben zu widersetzen. Unmöglich konnte er sich bereden, daß man etwas solches reichsgesetzmässig unternehmen könne, ohne sich erst mit der Reichsversammlung, oder wenigst mit den Churfürsten darüber einverstanden zu haben. Als Churfürst und als mitschliessender Theil des Westphälischen Friedens glaubte er einen Beruf zu haben, für die ungestörte Aufrechthaltung der Reichsverfassung zu wachen. Durch diese Betrachtungen aufgeweckt hatte er schon am Anfange des Februars am Hofe zu Wien eine kräftige Vorstellung gegen die eigenmächtige Besitznahme eines grossen Theiles von Baiern thun lassen. Da dieser Versuch, eine Sinnesänderung der Kaiserin Königin und des Kaisers zu bewirken, fruchtlos ablief, brachte Friedrich seine Beschwerden an die Reichsversammlung. Er stellte den Reichsständen vor, sowohl die Ansprüche des Erzhauses, als der Vergleich, den Karl Theodor mit demselben eingegangen, seien der Reichsverfassung, der goldenen Bulle, dem Westphälischen Frieden, den Hausverträgen und Successionsrechten entgegen. Aus diesem Grunde ersuchte er das Reich, gemeinschaftlich eine Vorstellung zu thun, damit die Sache auf eine reichssatzungsmässige Art in Ordnung gebracht werde. Er müsse, hieß es in dem Memoire, einen solchen Antrag um so mehr thun, da auch der Herzog von Zweibrücken sich an die Reichsversammlung und sogar an die Garants des Westphälischen Friedens gewandt, und sowohl diese, als das Churhaus Sachsen und das herzogliche Haus Mecklenburg besonders auch bei ihm um Vermittelung angesucht haben v).

v) Neue Staatskanzley Th. 48. S. 327. ff.

Indessen hatte der Wiener-Hof, da er die ernstliche Gesinnung des Königs in Preussen, sich seinen Absichten mit allem Nachdrucke zu widersetzen, wahrnahm, gleich am Anfange des März seine Truppen in Böhmen zusammengezogen; hatte einigen Regimentern in Italien, Flandern und Ungarn den Befehl zugesandt, sich in größter Eilfertigkeit in Marsch zu setzen, und verschiedene kriegerische Anstalten an den Preussischen Grenzen getroffen. Dieser Umstand veranlaßte den König, auch seinerseits durch zweckmässige Gegenanstalten für die Sicherheit seiner Staaten zu sorgen. Er theilte seine Truppen in zwo Armeen, und setzte sie in Bewegung. Die eine unter dem Kommando des Prinzen Heinrich versammelte sich in der Gegend von Berlin; die andere, welche Friedrich selbst anzuführen beschlossen hatte, in Schlesien. Bis alle Truppen aus Preussen, Pommern und der Mark bei seinem Herre eintrafen, bezog er indessen mit seinem Korps, das sich bereits auf 30,000. Mann belief, auf den Anhöhen bei Pischkowitz in der Grafschaft Glatz. Der König war fest entschlossen, dem Wiener-Hofe seinen Entwurf mit gewaffneter Hand zu zerstören. Um sich jedoch nicht durch einen übereilten Schritt in ein gefährliches Gedränge zu stürzen, hatte er sogleich beim Anfange dieser Streitigkeit es sich angelegen seyn lassen, die Gesinnungen auswärtiger Höfe über diesen Gegenstand, besonders der Höfe zu Versailles und Petersburg auszuforschen. Zum Glücke für Friedrich, fühlte man an dem Französischen Hofe eine lebhafte Abneigung vor einem Kriege in Deutschland. Der schlechte Erfolg der Französischen Waffen in dem letzten Kriege und die Unehre, womit diese Nation bei derselben Gelegenheit ihren kriegerischen Ruf beflecket hatte, benahm

derselben alle Lust, sich in einen neuen Krieg einzulassen. Das Versprechen, den Englischen Kolonien in Amerika in ihrem Streben nach der Unabhängigkeit gegen die Engelländer beizustehen, verbot den Franzosen, ihre Macht zur Beförderung eines zweiten Krieges zu theilen. Die unglückliche Lage endlich, und die ungeheure Schuldenlast, in welche die schlechte Staatswirthschaft und die bisherigen Kriege dieses Königreich gestürzet hatten, machten demselben ein neues Unternehmen, welches wenig Vortheile versprach, und dessen Erfolg ungewiß war, schlechterdings unmöglich w). Der Hof zu Versailles hatte zwar keine Lust, sich öffentlich gegen den Wiener-Hof zu erklären; er war aber auch nicht entschlossen, dem König aus Preussen entgegen zu arbeiten. Heimlich mißbilligte er selbst die Schritte der Kaiserin Königin; öffentlich behauptete er die Neutralität. Die Kaiserin von Rußland war die Bundesgenossin des Königs in Preussen, stand aber zugleich mit dem Erzhaus Oesterreich in gutem Vernehmen. Ueberdieß befürchtete sie einen Krieg mit der Pforte, der sie an der Unterstützung Preussens würde gehindert haben. Durch Französische Vermittelung brachte es Friedrich dahin, daß die Pforte ihrem Vorhaben Rußland zu bekriegen entsagte, und die Kaiserin von dieser Sorge befreiet ward x). Dadurch und durch politische Beredsamkeit trat der Hof zu Petersburg in Betreff des wichtigen Gegenstandes wegen der Baierischen Erbfolge auf Preussische Seite. Auf solche Art hatte sich also der König der Zuneigung zwoer grossen Mächte versichert, und konnte im Vertrauen auf die Unthätigkeit der einen, und auf die Unter-

w) Friedrichs *II.* Denkwürdigkeiten von 1778. S. 197.
x) Ebendaselbst S. 198. f.

stützung der andern seinen Plan ungehindert verfolgen.

Bis Friedrich über alle diese Punkte hinlängliche Aufklärung erhielt, hatte er indessen den Wienerhof durch Anlegung eines ziemlich weitläufigen Schriftenwechsels listig hingehalten, und, indem er selbigen mit Widerlegung seiner Einwendungen beschäftigte, von der Anlegung gefährlicher Intriguen, oder von der schnellen Ausführung kriegerischer Maaßregeln abgehalten. Dadurch hatte er zugleich Zeit gewonnen, sich zum Kriege hinlänglich zu rüsten. Ungefähr um die Mitte des Aprils fieng auch der Kaiser an, nach eben solchen Grundsätzen zu handeln. Durch besonders abgeschickte Kourriers sandte er dem Könige mehrere eigenhändige Briefe nach einander und that ihm Vorschläge zu einem Vergleiche. Die ersten waren freilich von der Art, daß sie der König unmöglich annehmen konnte. Der Kaiser verlangte, daß derselbe dem Erzhaus Oesterreich die Rechtmässigkeit des Besitzes jener Baierischen Provinzen, welche Theresia bereits hatte einnehmen lassen, anerkennen, und versprechen sollte, sich einer Vertauschung entweder des dem Erzhause heimgefallenen Bezirkes, oder des ganzen Landes Baiern, oder einiger Theile desselben nicht zu widersetzen. Entgegen versprach Joseph zum voraus, die Gültigkeit der Vereinigung der Fürstenthümer Anspach und Bayreuth mit dem Churhause Brandenburg zu erkennen, und einer Vertauschung dieser Länder gleichfalls nicht entgegen zu seyn y). Friedrich antwortete dem Kaiser sehr pünktlich gleichfalls in eigenhändigen Schreiben. Er zeigte ihm darin die Unmöglichkeit, in solche Vorschläge zu

y) Beilagen zu Friedrichs Denkwürdigkeiten von 1778. S. 255. f.

willigen. Da nahm endlich der Kaiser den Ton der Nachgiebigkeit an, und schlug eine Unterhandlung vor, welche der Graf Cobenzl, kaiserlicher Minister zu Berlin, pflegen sollte. Friedrich willigte ein. Er wollte sich an den Höfen zu Petersburg und Versailles nicht dem Verdacht aussetzen, als kenne er keine Mässigung, und als wünsche er zur Befriedigung ehrsüchtiger Absichten nur den Krieg. Allein der Erfolg zeigte bald, daß auch der Wiener-Hof unter dem Vorwande der Unterhandlungen nur Zeit zu gewinnen suche um indessen alle seine Truppen zu versammeln, bequeme Plätze zu befestigen und alle Kriegsbedürfnisse herbeizuschaffen. Nicht von der geringsten seiner Forderungen stand er ab; alle auch noch so überzeugende Widerlegung derjenigen Gründe, womit derselbe seine Sache zu unterstützen glaubte, war fruchtlos. Friedrich ließ daher am Ende erklären, er würde, wenn der Wiener-Hof sich weigerte, den größten Theil Baierns an den Churfürsten von der Pfalz zurückzugeben, dieses als eine Kriegserklärung aufnehmen z). Dadurch nahmen die Unterhandlungen am 4. Julius ein Ende, und am 6. brachen die Preussischen Truppen auf, um den Krieg zu beginnen.

§. 27. Feldzug der Oesterreicher und Preussen. Russische Erklärung. Friede zu Teschen.

Doch zum Glücke für die Menschheit verdiente derselbe beinahe kaum den Namen eines Krieges. Denn die ganze Zeit hindurch, da die Truppen im Felde standen, vom April 1778. an bis zum May des folgenden Jahres ward keine einzige Festung belagert, und kein einziges entscheidendes Treffen

z) Friedrichs *II.* Denkwürdigkeiten des Krieges von 1778. S. 202.

geliefert. Alle Unternehmungen schränkten sich nur auf kleine Streifereien und Postengefechte ein. Der König aus Preussen hatten den Plan entworfen, den Krieg nach Mähren zu spielen; mußte aber davon abstehen. Die vortheilhafte Stellung der Oesterreicher hinderte ihn an der Ausführung. Friedrich richtete hierauf seine Absicht nach Böhmen. Allein auch hier, wo sie in einer ungemein vortheilhaften Lage ein stark verschanztes Lager behaupteten, fand er wenig Gelegenheit zu wichtigen Unternehmungen a). Die Feinde hielten sich immer blos vertheidigungsweise. Als aber endlich der Prinz Heinrich auf einer andern Seite mit verschiedenen Korps in Böhmen einrückte, und einige ziemlich glückliche Fortschritte that, sahen sie sich genöthiget, von diesem System abzugehen. Es gelang ihm, einzelne Posten bei Schluckenau, Rumburg und Gabel zu umgehen; unvermuthet fiel er über sie her, schlug sie zurück, nahm ihnen 6. Kanonen weg, und 1500. Mann gefangen. Er ließ hierauf in der Gegend von Gabel, die auf seinen Befehl befestiget wurde, ein Korps Sachsen zurück, und rückte mit dem Haupthe ere weiter vor. Dieser Streich machte auf den Feldmarschall Laudon einen so starken Eindruck, daß er in größter Eile seine guten Posten bei Aussig und Dux und sogar seine Befestigungen bei Leutmeritz nebst den dort befindlichen Magazinen verließ. Ohne Versäumniß machte sich der Preussische General Plathen diesen Abzug zu Nutzen, und drang bis gegen Prag hin. Erst in der Nähe von Jungbunzlau bei Münchengrätz glaubte Laudon sicher zu seyn, und faßte Posto. Auch in Oberschlesien hatte sich die Scene des Krieges bereits eröfnet. Die Preussen waren über zwei Regimenter

a) Ebendaselbst S. 206—209.

Oesterreichische Dragoner hergefallen, und hatten eine grosse Niederlage unter ihnen angerichtet.

Von der Seite her, wo der König aus Preussen mit seiner Armee stand, hatte die kaiserliche Armee ihre Stellung von Königingrätz bis Arnau. Gegen Hohenelbe und die Gebürge zu befand sich ein befestigtes Lager hinter Neuschloß, und weiterhin auf den Anhöhen um das Städtchen Hohenelbe zwei Bataillons. So bald Friedrich diese Stellung des Feindes hinlänglich ausgekundschaftet, und wahrgenommen hatte, daß der Feind ungeachtet verschiedener Bewegungen der Preussischen Armee dieselbe nicht änderte, so gab er derselben, nachdem an seinem bisher behaupteten Platze ohnehin alles Futter aufgezehrt war, den Befehl zum Aufbruche, um irgend eine wichtige Unternehmung auszuführen. Sein Plan war, sich dort den Uebergang über die Elbe zu erkämpfen, mit Hülfe des Prinzen Heinrichs, welcher von Nimes an der Iser vorrücken sollte, der kaiserlichen Armee in die Flanke und in den Rücken zu fallen, und sie auf solche Art entweder zu einem Treffen, oder zur Flucht aus ihren starken Verschanzungen zu nöthigen b). In dieser Absicht mußte der Erbprinz die Dreihäuser-Höhe, der Prinz von Preussen den Posten bei Pilnikau besetzen, und der König lagerte sich mit 40. Bataillons bei dem Dorfe Leopold. Alle diese drei Korps standen in einer solchen Verbindung, daß sie sich, wenn es die Noth erforderte, sogleich unterstützen konnten. Um der Stadt Hohenelbe näher zu kommen, mußte hierauf der Erbprinz die Gebürge von Schwarzthal nach Langenau hin besetzen, und der König, der sich mit dem rechten Flügel an ihn schloß, breitete sich in der Fläche von Lauterwasser bis zu

b) Friedrichs Denkwürdigkeiten ꝛc. S. 216.

einer Anhöhe linker Seits aus, welche er auch einnahm. Das Reservekorps erhielt seinen Posten bei Wildschütz, um die Flanke des Prinzen von Preussen zu decken. Die Brigade von Luck hatte den Auftrag, die unwegsamen Päſſe bei Hermannseifen, Mohren und den Dreihäusern einzunehmen, und die schweren Kanonen und Haubitzen zur Armee zu führen. Allein gerade dieser letztere Umstand konnte nicht in Erfüllung kommen. Mit der größten Anstrengung konnte man das schwere Geschütz nicht aus dem engen Hohlwege bringen. Ohne Haubitzen konnte man in dieser Lage nichts gegen den Feind unternehmen. Friedrich sah sich daher genöthiget von dem ganzen Plane abzugehen c). Hätte derselbe ausgeführt werden können, wahrscheinlich wären die Oesterreicher aus ihrem festen Lager zurückgedränget, und die Preussen Meister von dem ganzen Elbstrome geworden. In den gegenwärtigen Umständen aber blieb ihnen nichts anders übrig, als in dieser Gegend so lange zu bleiben, bis alles Futter aufgezehret war.

Der König brach mit seiner Armee am 14. September auf, der Prinz Heinrich zween Tage später. Auf dem Marsche gerieth der Vortrab des Prinzen in ein unbedeutendes Gefecht mit den Oesterreichern; ein anderer Haufe griff den Erbprinzen bei Schwarzthal vergeblich an. Auch über den Nachtrupp des Königs fielen einige Haufen Panduren und Husaren ohne Erfolg her; der Donner der Kanonen trieb sie bald auseinander. Die Armee lagerte sich bei Wildschütz. Nachdem auch hier aller Vorrath aufgezehrt war, gieng der König nach Trautenau. Auf dem Marsche versuchten es die Oesterreicher, dem Prinzen von Preussen Schwierigkeiten in den Weg

c) Friedrichs Denkwürdigkeiten ꝛc. S. 219.

zu legen. Allein unverzüglich wandte er sich um, griff sie selbst an, und nöthigte sie zum Zurückzuge. Verschiedene Angriffe, die sie in der Folge wagten, verursachten den Preussen gleichfalls keinen beträchtlichen Schaden, und ihnen selbst keinen hervorstechenden Nutzen, wenn sie gleich manches Preussische Korps mit grosser Tapferkeit schlugen. Von Trautenau rückte die Armee in die Gegend von Schatzlar. Der General Wurmser, der den Vortrab etwas zu frühe zum Gefecht zwang, mußte von seinem Vorhaben abstehen. Er verlor 400. Mann d).

Mit solchen Märschen und Gegenmärschen, mit kleinen Scharmützeln und Postengefechten, wobei das Glück ziemlich abwechselnd war, verstrich der ganze Feldzug, ohne daß irgend eine Bewegung oder ein Gefecht eine entscheidende Folge hatte. Im September verließ Friedrich Böhmen, und begab sich mit der Armee nach Oberschlesien. Denn eine Verstärkung, welche die Oesterreicher in diesem Land erhalten hatten, ließ ihn eine gefährliche Ueberlegenheit über sein geringes Heer, das sich dort befand, befürchten. Auch war dieses der vortheilhafteste Platz, welcher für das künftige Frühjahr einen Einbruch in Mähren erleichterte. Zu diesem Ende verdrängten die Preussen die Oesterreichische Besatzung aus Jägerndorf, und befestigten diese Stadt und die umliegende Gegend. Doch alle kriegerischen Anstalten für die Zukunft waren überflüssig; denn einen zweiten Feldzug hinderte der Friede, welcher im Frühjahre zu Stand kam.

Die Kaiserin Königin hatte diese ganze Zeit hindurch in grosser Besorgniß gestanden. Von dem feurigen Temperament ihres Sohnes, des Kaisers, hatte sie nicht ohne Grund befürchtet, die Hitze möchte ihn zur

d) Friedrichs Denkwürdigkeiten ꝛc. S. 223.

zur irgend einer kühnen Unternehmung hinreissen, welche das Erzhaus Oesterreich in ein gefährliches Labyrinth stürzte. Und in der That hätte irgend ein übereilter Schritt demselben anstatt eines gehofften Gewinnes sehr leicht einen beträchtlichen Schaden zuziehen können. Aus diesem Grunde war sie immer geneigt gewesen, zu versuchen, ob sie nicht durch gütliche Wege zu ihrem Zwecke gelangen könnte. In dieser Absicht hatte sie eben zur Zeit, da der Krieg lebhaft zu werden schien, den Freiherrn von Thugut zum Könige ins Lager geschickt, um Unterhandlungen, welche schon einmal das Mißverständniß beider Theile zertrennet hatte, von Neuem anzufangen. Sie war nicht gesonnen, viel von ihren Foderungen aufzuopfern; sie hatte aber auch keine Lust, alles dem Eigensinne des unsichern Kriegsglückes zu überlassen. Der Brief der Kaiserin Königin, den Herr von Thugut dem Könige brachte, hatte die Absicht, ihn zu bewegen, daß er dem Churfürsten von der Pfalz seinen Beistand entziehe. Der Gesandte versicherte, sein Hof würde, wenn sich der König zu diesem Punkte verstände, der Vereinigung der Markgrafschaften Bayreuth, und Anspach mit dem Churhause Brandenburg sich nicht widersetzen, sondern biete demselben wohl auch seine Unterstützung an, wenn er für gut fände, diese Länder einst zu vertauschen e). Der König weigerte sich zwar, sich unter diesen Bedingungen in etwas einzulassen. Diese Sache, sagte er, stehe mit der Baierischen Erbfolgssache in keiner Verbindung; sein Anspruch auf die Succession in den Fränkischen Markgrafschaften sei ohnehin unstreitig in den Rechten gegründet; wünschte der Wiener-Hof eine Uebereinkunft zu treffen, so müßte derselbe nothwen-

e) Friedrichs Denkwürdigkeiten ꝛc. S. 211.

dig einen grossen Theil Baierns wieder zurückgeben, und hinlängliche Sicherheit gegen ähnliche gewaltsame Schritte für die Zukunft leisten. Doch um einen Beweis von seiner Neigung zum Frieden zu geben, erbot er sich, einige Punkte aufzusetzen, welche die Grundlage künftiger Unterhandlungen seyn könnten. Friedrich that in diesem Aufsatze den Vorschlag, daß die Kaiserin Königin Baiern, ausser Burghausen nebst den Bergwerken und einem Theile der Oberpfalz, dem Churfürsten von der Pfalz zurückgeben sollte. Regensburg sollte nicht ferner durch die Besetzung von Stadt am Hof bloquirt bleiben; die Succession in Baiern sollte dem rechtmässigen Erben versichert werden; dem Churfürsten von Sachsen sollte der Churfürst von der Pfalz für dessen Allodialerbtheil eine Summe Geldes bezahlen; und der Wiener-Hof demselben alle Rechte auf die in Sachsen gelegene Lehen abtreten; der Herzog von Mecklenburg soll zur Entschädigung für seine Ansprüche an die Landgrafschaft Leuchtenberg irgend ein erledigtes Reichslehen bekommen; der kaiserliche Hof soll weiter keine Schwierigkeiten wegen der Succession der Churbrandenburgischen Linie in die Fränkischen Markgrafthümer erregen, und Rußland, Frankreich und das deutsche Reich sollten die Gewährleistung über diesen Vertrag übernehmen f).

Mit diesen Vorschlägen gieng der Herr von Thugut nach Wien ab; kam aber bald wieder zurück, und brachte andere Vorschläge mit sich, welche dem System des Erzhauses angemessener waren. Friedrich wies ihn an seine Minister, den Grafen Fink, und Herrn von Herzberg. Diese schickten ihn mit zweckmässigen Antworten fruchtlos nach Wien zurück.

f) Friedrichs Denkwürdigkeiten S. 213. f.

So sehr Maria Theresia, in Furcht vor dem feurigen Temperament des Kaisers, diese Irrung auf eine gute Art beigelegt wünschte, so konnte sie sich doch nicht überwinden, ihre Foderungen herabzustimmen. Friedrich war noch zur Zeit ihr einziger Gegner. Frankreich und Rußland hatten sich noch nicht erkläret. Dieses flößte ihr Muth und Zuversicht ein. Als sich aber endlich die Kaiserin von Rußland im December 1778. offenbar zum Vortheile des Königs in Preussen erklärte, da sanken Muth und Zuversicht auf eigene Macht, und die ganze Sache nahm eine andere Wendung. Da man diese Streitigkeit, sagte Katharina in ihrer Erklärung, bereits der Entscheidung der Waffen zu überlassen Willens sei, so könne sie nicht mehr gleichgültig zusehen. Deutschland sei der Mittelpunkt aller Staatsangelegenheiten Europens. Alle übrigen Staaten Europens müsse es daher wesentlich interessiren, ob die Regierungsform dieses Reiches unverletzt bleibe, oder nicht; ob es den Frieden geniesse, oder durch Kriege zerrüttet werde. Besonders müsse dem Russischen Hofe daran gelegen seyn, der ausserdem, daß er mit dem größten Theile der Reichsfürsten in freundschaftlicher Verbindung stehe, auch die Allianz mit derjenigen Macht, welche zur Abwendung eines eigenmächtigen Verfahrens zu den Waffen gegriffen, schlechterdings nicht aus den Augen setzen könne. Die Kaiserin sehe, daß nicht nur die Ansprüche des Wiener-Hofes, welche seit mehrern Jahrhunderten ausser Acht gelassen, und im Westphälischen Frieden vergessen worden, sondern auch die Art, wie man dieselben geltend machen wollte, demselben entgegen sei, und daß dieser Krieg nicht nur die Reichsverfassung in Gefahr setze, sondern auch allen angrenzenden Staaten Erschütterung, und den Umsturz

des Gleichgewichts in Europa drohe g). Aus diesen und andern Gründen ersuchte die Kaiserin von Rußland die Kaiserin Königin und den Kaiser, den gegenwärtigen Unruhen im deutschen Reich ein Ende zu machen, und sich mit dem König in Preussen und den übrigen interessirten Theilen der Baierischen Erbfolge wegen reichsgesetzmässig zu vergleichen, widrigenfalls sie in Betrachtung würde ziehen müssen, was sie dem Interesse ihres eigenen Reiches, dem Interesse der Fürsten, ihrer Freunde, die ihre Unterstützung nachgesucht haben, vor allem aber ihren Verbindlichkeiten gegen ihre Alliirte schuldig sei.

Die Bestürzung, welche diese unerwartete Erklärung am Wiener-Hofe hervorgebracht hatte, war ausserordentlich. Maria Theresia hatte sich auf die freundschaftliche Verwendung der Russischen Kaiserin zu ihrem Besten Rechnung gemacht. Sie hatte zu diesem Ende bereits eine Depesche nach Petersburg abgesandt, und den Russischen Hof ersucht, nebst dem Französischen die Vermittelung zu übernehmen. Allein zum Unglücke war dieses zu spät geschehen. Beinahe an eben demselben Tage, an welchem diese Depesche in Petersburg anlangte, kam die ernstliche Erklärung der Russischen Kaiserin in Wien an h). Dieser Vorfall schlug alle Hoffnung Thereſiens, die Streitigkeit zu ihrem Vortheile geendiget zu sehen, zu Boden. Die einzige Zuflucht, die ihr in dieser Verlegenheit noch offen schien, war Frankreich. Diese Krone ersuchte sie um Vermittelung. Ungeachtet des heftigsten Widerspruches des Kaisers, der nichts als Krieg athmete, ließ sie sich doch von ihren friedlichen Gesinnungen nicht abwendig machen.

g) Pütters historische Entwickelung der heutigen deutschen Staatsverfassung Th. 3. S. 189—192.

h) Friedrichs Denkwürdigkeiten ꝛc. S. 231.

Der Baron von Breteuil, Gesandter am kaiserlichen Hofe zu Wien, übernahm das Geschäfte, den Frieden zu stiften. Der oben angezeigte Plan des Königs ward zum Grunde gelegt. Die Kaiserin Königin hatte ihn in der Hauptsache bereits gebilliget. So wie dieses geschehen war, schickte ihn der Französische Minister an den Russischen, den Fürsten Repnin, der sich bei dem König von Preussen zu Breslau befand. Alles schien jetzt das Friedensgeschäft zu erleichtern; der Wille der beiden Höfe von Petersburg und Versailles, die Nachgiebigkeit der Kaiserin Königin, die Uneigennützigkeit des Königs in Preussen. Nur die übrigen Bundesgenossen dieses letztern erhoben Schwierigkeiten. Kaum hatte man sie von dem Inhalte des Friedensplanes unterrichtet, als sie ein grosses Geschrei darüber erhoben. Chursachsen hatte seine Foderung auf mehr als 40. Millionen erhöhet; es hatte verlanget, daß sich das Erzhaus seiner Lehensansprüche an einige Theile Sachsens und der Lausitz begeben sollte; es hatte überdieß einen kleinen Zuwachs an Ländereien zur Schadloshaltung, und zur Ausründung seines Gebietes erwartet i). Jetzt sah es beinahe alle diese Hoffnungen auf einmal vereitelt; von allem, was es verlanget hatte, durfte es sich kaum mehr, als die Erhaltung einer Summe von 6. Millionen versprechen. Der Herzog von Zweibrücken empfand den lebhaftesten Widerwillen gegen diese Friedensvorschläge, und konnte kaum so viel über sich selbst vermögen, daß er in eine Entschädigung des Churhauses Sachsen willigte. Von einer Trennung der Baierischen Lande wollte er schlechterdings nichts hören. Um dieselbe zu hindern, erbot er sich sogar, anstatt des Burghausenschen Kreises einen Theil der

i) Friedrichs Denkwürdigkeiten ꝛc. S. 234.

Oberpfalz abzutreten k). Den König setzten diese sich durchkreuzenden Foderungen, und das Mißvergnügen unbefriedigter Freunde, denen er seinen Beistand versprochen hatte, in keine geringe Verlegenheit. Auf der einen Seite fühlte er den lebhaften Wunsch, ihnen wahrhaft nützliche Dienste zu leisten; auf der andern fand er von Seite Oesterreichs, selbst von Seite der Höfe von Petersburg und Versailles, die mit grosser Eilfertigkeit den Frieden betrieben, unübersteigliche Hindernisse. Der Wienerhof war schlechterdings nicht zu bewegen, über das, was bereits in dem gedachten Friedensplan enthalten war, das geringste zuzugestehen. Die Minister von Rußland und Frankreich drangen in den Preussischen Minister, er möchte doch die Sache nicht durch neue Schwierigkeiten verzögern. Friedrich sah kein anders Mittel mehr vor sich, als dieses, daß er noch einmal einen Versuch wagte, ob er nicht unmittelbar bei der Kaiserin von Rußland selbst etwas zum Vortheile seiner Freunde bewirken könnte.

Die Oesterreicher hatten indessen, da man sich mit diesen Friedensentwürfen beschäftigte, ihre kriegerischen Unternehmungen mitten im Winter fortgesetzt. Daß die Preussen einen Theil von Oberschlesien ruhig im Besitze hatten, daß dieselben auf Oesterreichischen Boden gleichsam den Meister spielten, war für sie eine unerträgliche Sache. Sie aus den Städten Troppau und Jägerndorf zu verdrängen, war jetzt ihr heissester Wunsch. Doch ohne diese Städte selbst zu Grund zu richten, konnte dieses nicht bewerkstelliget werden. Da die Klugheit Gewalt mißrieth, nahmen sie ihre Zuflucht zur List. In der Meinung, die Armee des Erbprinzen

k) Denkwürdigkeiten S. 234.

ziehe ihre Lebensmittel aus der Gegend von Neisse, versuchten sie, ihn davon abzuschneiden. Dadurch wäre derselbe auf einmal genöthiget worden, ganz Oberschlesien zu verlassen. In dieser Absicht nahm der Oesterreichische General Ellerichshausen mit ungefähr 15000. Mann eine vortheilhafte Stellung bei Engelsburg, that widerholte Angriffe auf die Preussen, ward zwar öfters zurückgetrieben, verursachte ihnen aber dessen ungeachtet einen nicht ganz unbedeutenden Schaden. Endlich beschloß der Erbprinz, den ermüdenden Neckereien ein Ende zu machen. Mit dreien verschiedenen Korps überfiel er die feindlichen Posten bei Brenna, Lichten und Engelsburg, und schlug sie zurück. Sie liessen 4. Kanonen und 50. Gefangene in seinen Händen. Seitdem hatten die Preussen in Troppau und Jägerndorf Ruhe 1). Aber die Oesterreicher richteten nun ihre Aufmerksamkeit auf Zuckmantel und Ziegenhals, und beunruhigten die Preussen aus dieser Gegend. Nach verschiedenen lästigen Scharmützeln gieng der Preussische General von Wunsch nach Ziegenhals, drängte die Oesterreicher zurück, und verfolgte sie bis in die engen Pässe zwischen den Gebürgen. Hier fand aber seine Tapferkeit Grenzen. Die Oesterreicher hatten sich an diesem Posten verschanzt, und ihn mit Kanonen besetzt. Dieser Umstand, und die umliegenden Gebürge, die denselben beherrschten, machten es den Preussen unmöglich, sie zu verdrängen. Unverrichteter Dinge kehrte daher der General Wunsch wieder um, in der Absicht, seinen vorigen Posten bei Glatz wieder einzunehmen. Als er auf dem Marsche begriffen war, hatten die Oesterreicher den Entschluß gefaßt, diese Stadt zu überrumpeln. Wirklich hatten sie ein in der Nähe ge-

1) Denkwürdigkeiten S. 237.

legenes Blockhaus, welches nur 100. Mann Preuſſen vertheidigten, eingenommen. Doch Wunſch kam noch zu rechter Zeit bei Glatz an, und warf ſich mit ſeinem ganzen Korps in die Stadt. Sie durch einen plötzlichen Ueberfall ohne förmliche Belagerung zu erobern, lieſſen auch die feſten Werke nicht zu. Die Quartiere, welche der General Wurmſer in der Grafſchaft Glatz eingenommen hatte, nützten ihm wenig; denn in kurzer Zeit rückte Friedrich mit Verſtärkung auf die Oeſterreicher los, und die Preuſſen nahmen Friedland und die dort errichteten Verſchanzungen weg. Sie vertrieben ferners die Feinde aus Wallenburg, aus der Gegend von Scharfeneck und Braunau, und beſetzten Silberberg. Dieſe Bewegungen ſchienen den Oeſterreichern ſo bedenklich, daß ſie die Stadt Habelſchwert verlieſſen, und ſich nach Böhmen zogen m).

Der größte Theil der rauheſten Jahreszeit war indeſſen verſtrichen; die Witterung fieng allmählig an gelinder zu werden, und man ſah bereits der Eröfnung des künftigen Feldzuges mit banger Ungewißheit entgegen. Ganz gewiß würde derſelbe weit entſcheidender geworden ſeyn, als es der erſte war, wäre nicht Thereſia mit größtem Eifer auf einen Waffenſtillſtand gedrungen, welcher auch ſogleich zu Stand kam. Derſelbe nahm am 7. 8. und 10. März in Böhmen, Mähren, Oberſchleſien und Sachſen ſeinen Anfang. Während dieſer Zeit war nämlich ein Kourrier aus Petersburg angekommen, und hatte die letzte Antwort der Ruſſiſchen Kaiſerin mitgebracht. Dieſe Monarchin ſtimmte in der Hauptſache dem Plane bei, welchen Friedrich entworfen hatte. Auch Maria Thereſia ließ ſich denſelben gefallen, und bot die Hände zur Eröfnung

m) Denkwürdigkeiten S. 238—241.

eines Friedenskongresses. Die Stadt Teschen ward zum Versammlungsorte bestimmet. Ohne Verzug nahmen die Konferenzen ihren Anfang. Die aufrichtige Sehnsucht der Kaiserin Königin beförderte den glücklichen Fortgang derselben recht sehr. Kaum hatte je bei ähnlichen Staatsunterhandlungen so viel Eintracht geherrschet. Fern von Zanksucht und dem Geist der Chikane boten die anwesenden Minister redlich einander die Hände. In kurzer Zeit war das Geschäft so weit gediehen, daß man es beinahe schon als beendiget ansah. Desto auffallender war die Nachricht, die man eben jetzt wider alle Erwartung von dem Russischen Gesandten zu Regensburg erhielt, daß sich der Churfürst von der Pfalz gegen ihn erkläret habe, er könne und wolle dem Churfürsten von Sachsen nicht die geringste Schadloshaltung bewilligen; ehe er sich entschlösse, seine Vortheile der Entscheidung des Kongresses zu überlassen, wolle er es lieber bei seinem ersten Vergleiche mit dem Wiener-Hofe bewenden lassen n).

Diese Nachricht erregte dasjenige Erstaunen, welches ein äusserst unerwarteter Fall gewöhnlich hervorbringet; sie änderte aber nichts in dem bisher angenommenen Systeme. Die Minister der Kaiserin von Rußland und der Krone Frankreich nahmen einen hohen Ton an, und erklärten: Da bereits alle schliessenden Partheien den in Vorschlag gebrachten Friedensplan genehmiget hätten, so würden ihre Höfe denjenigen Fürsten als einen Feind betrachten, der seinem ersten Versprechen entgegen handelte. Diese Erklärung wirkte. Der Churfürst stimmte seinen Ton herab. Jetzt traten aber auch die Minister von Churſachsen und Zweibrücken hervor, und weigerten sich, in die verglichenen Punkte zu willigen.

n) Denkwürdigkeiten S. 245.

Churſachſen ſpannte noch immer ſeine Foderungen ungemein hoch. Der Herzog von Zweibrücken wollte noch immer eine Trennung der Baieriſchen Lande nicht zugeben. Auf ſolche Art wurde der gute Fortgang der Unterhandlungen, die man mit ſo vieler rühmlichen Eintracht angefangen hatte, und die ſchon ſo weit gediehen waren, erſt beinahe am Ende derſelben erſchweret.

Friedrich behauptet in den Nachrichten, die er von dieſem Kriege und Friedensſchluſſe ſchriftlich hinterließ, der Kaiſer Joſeph ſei eigentlich die geheime Triebfeder der Schwierigkeiten geweſen, welche dieſer Sache in den Weg gelegt wurden; er habe es für eine kränkende Erniedrigung angeſehen, einen einmal gemachten Anſpruch wieder zurückzunehmen, und ſeine Abſicht nicht mit Beharrlichkeit durchzuſetzen; er ſei von der Meinung ganz begeiſtert geweſen, man müſſe einen kühnen entſcheidenden Streich thun, um das Erzhaus Oeſterreich vor ganz Europa furchtbar zu machen. Bloß dieſem Grundſatze zu Folge habe der General Wallis zur Zeit, als man ſchon im Begriffe war, den Kongreß zu eröffnen, das Preuſſiſche Städtchen Neuſtadt auf ſeinen Befehl bombardirt, und 240. Häuſer in die Aſche gelegt. Joſeph habe nämlich geglaubt, dieſes Betragen werde den Zorn des Königes reitzen, und ihn verleiten, die Friedensunterhandlungen abzubrechen o). Dieſer letztere Umſtand mag nun wahr, oder bloſſe Muthmaſſung ſeyn, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß der Kaiſer dem Frieden ſehr abgeneigt war. Er glaubte nicht, daß Rußland dazu kommen werde, den König in Preuſſen ernſtlich zu unterſtützen. Er vertraute zu viel auf das mißliche Verhält-

o) Friedrichs Denkwürdigkeiten S. 215. 230. 242. f. und 247.

niß, in welchem die Russische Kaiserin mit der Pforte stand. Als aber am 20. April ein Kourrier aus Konstantinopel mit der Nachricht ankam, daß zwischen Rußland und der Pforte ein förmlicher Friede zu Stand gekommen, da verloren sich seine Zuversicht und sein Muth. Die Unterhandlungen giengen nun ungehindert wieder ihren Gang fort, und wurden beschleuniget. Den Churſächsischen und Zweibrückischen Ministern erklärte der Bevollmächtigte des Königs in Preussen, ihre Herrn würden ohne die Verwendung des Königs von allem, was sie gefodert hatten, gar nichts erhalten; sie ertheilten ihnen daher die Ermahnung, die Gelegenheit zu ergreifen, und sich mit dem, was man ihnen willig zugeſtände, zu begnügen. Sie gaben nun dieser Ermahnung Gehör. Der Churpfälzische Gesandte enthielt sich gleichfalls von weitern Einwendungen. In dieser günstigen Lage war man bald einig; der Friede ward zu Teschen am 13. May 1779. unterzeichnet.

Vermöge desselben trug nun Oesterreich doch ein Stück von Baiern davon, nämlich den Burghauser-Kreis, oder einen Strich Landes zwischen der Donau, dem Inn und der Salza; für diesen gab es ganz Baiern und die Oberpfalz an den Churfürsten zurück, und versicherte dem Herzoge von Zweibrücken, so wie allen jenen Seitenlinien, welche darauf Anspruch haben, das Erbrecht in den Baierischen Landen. In dieser Rücksicht machte sich die Kaiserin Königin auch verbindlich, dem Pfälzischen Hause nicht nur die Böhmische Lehen aufs Neue zu verleihen, sondern sich auch bei dem Kaiser zu verwenden, daß er demselben die Belehnung über die Reichslehen ertheile. Dem Churfürsten von Sachsen versprach der Churfürst von der Pfalz für die

Allodialansprüche 6. Millionen jährlich mit 500000. Gulden zu bezahlen, und die Krone Böhmen begab sich zum Vortheile Sachsens ihrer Lehenrechte, welche sie bisher auf die gräflich Schönburgischen, mitten in Sachsen gelegenen Herrschaften Glaucha, Waldenburg und Lichtenstein ausgeübt hatte. Dem herzoglichen Hause von Mecklenburg versprachen die Kaiserin Königin und der König von Preussen, sich bei dem Kaiser zu verwenden, daß er demselben eine unbeschränkte Befreiung von Appellationen seiner Unterthanen an die Reichsgerichte ertheile. Der König in Preussen endlich entsagte zum Besten des Pfälzischen Hauses seinen Ansprüchen auf Jülich und Berg, und erhielt von dem Kaiser und der Kaiserin Königin die Versicherung, daß sie sein Erbfolgerecht in die Fränkischen Markgrafschaften Anspach und Bayreuth anerkennen, und sich der Vereinigung dieser Länder mit der Churbrandenburgischen Primogenitur nicht widersetzen wollen p). Gerade dieser letzte Punkt war derjenige, den Maria Theresia am schwersten eingieng. Sie hatte sich während der Unterhandlungen erboten, auf die ganze Konvention mit dem Churfürsten von der Pfalz Verzicht zu thun, und ganz Baiern zurückzugeben, wenn der König von Preussen von seinen Ansprüchen auf die Fränkischen Markgrafschaften abstehen würde q). So sehr befürchtete man, diese Erwerbung möchte einst eine gefährliche Uebermacht des Churbrandenburgischen Hauses hervorbringen! Allein Friedrich sah dieses für eine ungerechte Zumuthung an, und bestand unbeweglich auf seiner Foderung.

p) Gerstlachers Handbuch der deutschen Reichsgesetze. Th. *I.* S. 193. ff.

q) Vollständige Sammlung von Staatsschriften zum Behufe der Baierischen Geschichte nach dem Absterben Max *III.* Band *III.* St. *V.* S. 386.

So ungern der Herzog von Zweibrücken den schönen, und überaus fruchtbaren Strich Landes, der jetzt das Innviertel heißt, aufopferte, so konnte er doch die Trennung desselben von dem übrigen Baiern nicht hindern. Nur mit heimlichem Widerwillen trat er der Konvention der Kaiserin Königin mit dem Churfürsten von der Pfalz bei. Dieses that auch der Kaiser als Mitregent in Oesterreich. Rußland und Frankreich übernahmen die Gewährleistung dieses Friedens. Bei den Unterhandlungen war man einig geworden, und hatte es auch in das Friedensinstrument eingerückt, daß man auch den Kaiser und das Reich zur Einwilligung in diesen Frieden, und zum Beitritt ersuchen wolle. Diesem Schlusse zu Folge erließ Joseph ein Kommissionsdekret unterm 8. August 1779. gab darin dem Reiche Nachricht von diesem Frieden, und trug darauf an, daß es denselben genehmige r). Dieser Antrag fand in der Reichsversammlung einige Schwierigkeit. Denn seit dem Anfange der Unterhandlungen waren theils zu Teschen, theils zu Regensburg einige Reichsstände mit neuen Ansprüchen an Baiern hervorgetreten. Nach einer ernstlichen Berathschlagung bezeugte endlich das Reich doch seine Einwilligung und seinen Beitritt durch ein Reichsgutachten vom 29. Februar 1780. Doch genehmigte es diesen Frieden nur mit Vorbehalt des 13. Artikels, den es zu einer besondern Berathschlagung ausstellte, und unter der Bedingniß, daß derselbe weder den Rechten des Reiches, dem Westphälischen Frieden und den übrigen Reichsgrundgesetzen, noch jemand anderm an seinem Rechte zu einigem Nachtheile gereiche s).

r) Gerstlacher a. a. O. S. 208. f.

s) Ebend. S. 208. und 210. f.

§. 28. Folgen des Teschner-Friedens. Vergleich mit dem Schwäbischen Kreise wegen Donauwerth. Streit wegen der Befreiung von den Appellationen in Mecklenburg.

Ausser dem Zuwachs von Macht, den das Haus Oesterreich durch das Inviertel erhielt, änderte weder dieser Friede, noch der Tod des Churfürsten aus Baiern etwas Wesentliches in der bisherigen Reichsverfassung. Nur in dem churfürstlichen Kollegium verminderte sich die Zahl der Mitglieder, indem die achte Pfälzische Churwürde eingieng. Karl Theodor säumte nicht, sogleich nach dem Absterben seines Vorfahren um den Eintritt in die erledigte fünfte Chur anzusuchen. Der Kaiser machte dieses der Reichsversammlung in einem Kommissionsdekret vom 5. Februar 1778. bekannt. Das Churfürstliche Kollegium nahm dieses Gesuch sogleich in Beratschlagung, und bewilligte es durch einen Schluß vom 30. März. Die feierliche Einführung der Chur Pfalz in die fünfte Churstelle geschah am 2. April des gedachten Jahres t).

Die übrigen Folgen, welche der Tod des Churfürsten in Baiern hervorbrachte, betrafen Foderungen einiger Reichsstände an das Haus Baiern. Der größte Theil derselben ward erst während der Unterhandlungen zu Teschen, einige wurden erst nach dem Friedensschlusse in der Reichsversammlung zu Regensburg auf die Bahn gebracht. Würtemberg foderte einen Antheil an der Mobiliarverlassenschaft wegen eines Regredienterbschaftsrechtes. Das Hochstift Augsburg machte Anspruch auf die Herrschaften Mindelheim, Schwabeck, Hohenschwangau, den

t) Fabers neue Europäische Staatskanzlei Th. 48. S. 321. und 340. f.

lechrhain und die Stadt Schongau. Die Abtei Kempten verlangte eine Entschädigung von 690,727. Gulden von dem Jahre 1709. her. Der Graf von Rechtern machte Anspruch wegen einer Anwartschaft auf die Gräflich Wolfsteinischen Reichslehen, und die Grafen von Schönburg wegen ihrer Reichsafterlehnbarkeit. Weit eher, als alle diese Stände, kam das Erzstift Salzburg mit seinen Foderungen zum Zwecke. Dasselbe schlug sie auf 11. Millionen Gulden an; man trat in Unterhandlungen darüber, und im Jahre 1780. kam ein Vergleich zu Stand. Baiern machte sich verbindlich, 430,000. Reichsthaler zu bezahlen.

Die wichtigste unter allen Foderungen, welche um diese Zeit gemacht wurden, war der Anspruch des Schwäbischen Kreises an die Stadt Donauwerth. Diese ehemals nicht unansehnliche Reichsstadt war schon zur Zeit der bekannten Religionsunruhen, welche ehemals in Deutschland geherrschet hatten, zur Entschädigung für aufgewendete Exekutionskosten in Baierische Hände gerathen. Der Westphälische Friede, der beinahe alles wieder in denjenigen Stand herstellte, in welchem es sich im Jahre 1624. befunden, hatte doch das Schicksal dieser Stadt nicht entschieden. Er hatte ihre Wiederherstellung dem Ausspruche des nächsten künftigen Reichstages überlassen. Die Achtserklärung des Churfürsten aus Baiern im Spanischen Successionskriege verschafte ihr die Freiheit wieder; aber der darauf erfolgte Friede stellte sie dem Churfürsten aufs Neue zurück. Seit dieser Zeit war sie eine Baierische Provinzialstadt geblieben. Der Tod des Churfürsten in Baiern schien aber eine bequeme Gelegenheit zur Wiederherstellung der Freiheit dieser Stadt eröfnet zu haben. Sie selbst blieb zwar be-

scheiden im Hinterhalte, und meldete sich nicht. Aber der Schwäbische Kreis erließ am 12. Junius 1779. drei Schreiben, eines an den Kaiser, das andere an den Reichstag, das dritte an den Churfürsten von Pfalzbaiern, und drang darauf, daß man ihr ihre Reichs- und Kriegsstandschaft wiedergebe u). Diese Foderung erzeugte einen lebhaften Schriftenwechsel zwischen dem Churhause und dem Schwäbischen Kreise v). Das Wesentliche desselben ward auch dem Reichstage vorgelegt. Eigentlich kam aber dieser Gegenstand in der Reichsversammlung nicht zur Sprache. Der Churmaynzische Reichsdirektorialgesandte, Freiherr von Hauser, übernahm das rühmliche Geschäft der Vermittelung. Durch seine thätige Bemühung brachte er es auch so weit, daß am 18. Jäner 1782. ein Vergleich zwischen dem Schwäbischen Kreise und dem Churfürsten von Pfalzbaiern zu Stand kam. Dadurch wurden alle künftigen Ansprüche des Kreises gehoben. Der Besitz der Stadt Donauwerth wurde dem Churhause in der Eigenschaft einer Provinzialstadt für immer zugesichert. Der Churfürst verpflichtete sich, an den Kreis, so bald, als der Kaiser und das Reich diesen Vergleich würden bestätiget haben, 10,000. fl. zu bezahlen. Ingleichen versprach er, von nun an für die Stadt Donauwerth, gleich als wäre sie noch eine zum Schwäbischen Kreise gehörige Reichsstadt, alle Reichs- und Kreisabgaben beständig zu entrichten w). Dem Vertrage gemäß bewarben sich beide Theile um die Bestätigung des Kaisers und Reiches.

u) Fabers neue Europäische Staatskanzlei. Th. 52. S. 242.

v) Ebendaselbst Th. 52. Neus deutsche Staatskanzlei. Th. 2. S. 3. ff.

w) Ebendaselbst. S. 28. ff.

ches. Diese erfolgte am 12. Februar 1785. Auf solche Art ward durch die gütliche Berichtigung dieses Gegenstandes die Abreissung der Stadt Donauwerth von Baiern für immer gehindert, und eben dadurch der Inhalt des Teschner-Friedens, welcher dem Churhause Pfalz alle zu Baiern bisher gehörige Oerter bis auf das Innviertel zusicherte, pünktlich vollzogen.

Uebrigens enthielt dieser Friede nur einen einzigen Punkt, der sich erst nach mancher überwundenen Schwierigkeit durchsetzen ließ. Dieser war jene Stelle welche dem herzoglichen Hause Mecklenburg das Privilegium zudachte, daß seine Unterthanen von seinen Gerichtshöfen künftig nicht sollten appelliren dürfen. Die Landstände, und besonders die Stadt Rostock, erhoben einen lauten Widerspruch gegen dieses Vorhaben. Es schien hart, ihnen die Wohlthat der Appellation an ein Reichsgericht zu benehmen, welches sich ihnen in jedem Falle schon darum empfehlen mußte, weil es frei von jeder Privatrücksicht, und unabhängig von ihrem Landesfürsten entscheiden konnte. Ueberdieß sahen sie die Aufhebung ihrer Freiheit zu appelliren für eine Kränkung ihrer Gerechtsamen an, und behaupteten, sie sei ihren Verträgen mit ihren Landesfürsten schlechterdings entgegen. Doch der Reichshofrath untersuchte den Werth ihrer Einwendungen, und verwarf sie in einem Schlusse vom 11. April 1781. Nun faßte der Kaiser wirklich den Entschluß, dem herzoglichen Hause das gedachte Privilegium zu ertheilen. Man traf bereits Anstalten, ein Oberappellationsgericht zu errichten; man suchte vorläufig eine Uebereinkunft mit der Landschaft wegen Ernennung der Mitglieder dieses Gerichts zu treffen; man machte den Antrag, gemeinschaftlich mit derselben

eine Oberappellationsgerichtsordnung abzufassen. Man ließ sich sogar so weit herab, daß man beschloß, von dem Privilegium gewisse Fälle auszunehmen. Diesem Entwurfe zu Folge sollten künftig in Nullitätsklagen und in Fällen der verweigerten Gerechtigkeit, ferners in fiskalischen und solchen Dingen, bei denen der Herzog ein wesentliches Interesse hat, endlich alsdann, wann die Herzoge oder die Ihrigen nicht nach dem Erbvergleiche vom Jahre 1755. oder andern Erbverträgen handeln würden, die Appellationen an eines der höchsten Reichsgerichte noch ferners statt haben. Allein selbst diese Herabstimmung verschaffte den Landständen noch keine Befriedigung. Noch immer foderten sie eine unbeschränkte Freiheit zu appelliren. Sie nahmen ihre Zuflucht zu weitern Rechtsmitteln. Man nahm aber endlich keine Rücksicht mehr auf ihre weitern Einwendungen, und es blieb vermöge eines Reichshofraths-Konklusums vom 12. Februar 1785. bei dem einmal gefaßten Schlusse, daß das Recht der Appellationen für die Mecklenburgischen Unterthanen, jedoch mit Ausnahme der eben angezeigten Fälle, für immer aufhören soll x).

§. 29. Veränderung im Geschmacke der deutschen Nation. Kultur der deutschen Sprache, und Beredsamkeit. Einführung gereinigter Theater. Steigen der Wissenschaften.

Während dessen, daß in der zwoten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts seit dem Ende der Kriege über die pragmatische Sanktion bis zum Ende der Streitigkeiten über die Baierische Erbfolge alle bisher erzählten politischen und kriegerischen Bege-

x) Pütters hist. Entwickelung der deutschen Staatsverfassung Th. 3. S. 194. f.

benheiten die Aufmerksamkeit von ganz Europa beschäftiget hatten, war in Deutschland, ohne die geringste Aufmerksamkeit der grossen Welt zu erregen, eine weit wichtigere Veränderung vorgegangen, nämlich eine gänzliche Umstimmung eines grossen Theiles der Nation in Ansehung des Geschmackes, der Denkungsart und des Charakters.

Schon seit geraumer Zeit waren die Wissenschaften im nördlichen Deutschlande mit rühmlichem Eifer betrieben worden. Die hohen Schulen zu Halle und Göttingen, welche letztere erst im Jahre 1734. errichtet worden, hatten nach und nach ungemein große Männer beinahe in allen Gattungen der wissenschaftlichen Erkenntnisse hervorgebracht. Christian Freiherr von Wolf hatte in Bearbeitung der Philosophie eine ganz neue Bahn eröfnet, und wenigst für selbige Zeiten Epoche gemacht. Die Neuheit der Sätze welche er vortrug, und selbst das Ungewöhnliche seiner Methode, erregten damals ein allgemeines Aufsehen. Viele sahen diesen Mann mit Bewunderung an. Philosophen und Rechtsgelehrte, welche frei von Vorurtheilen und Anhänglichkeit an alte Systeme nach der Wahrheit forschten, traten ihm muthig auf seinem Wege nach, und legten seine Philosophie der Rechtsgelehrsamkeit und andern Wissenschaften zum Grunde. Die Theologen befürchteten aus seinen Lehrsätzen Gefahr für die Orthodoxie, und erhoben einen grossen Lärmen gegen dieselben; einige seiner Amtsgefährten an verschiedenen hohen Schulen, die sich zu ihrer Betrübniß durch seinen Glanz verdunkelt sahen, gesellten sich den Theologen bei, und machten durch ihr Geschrei seine Lehre als eine schädliche Neuerung verdächtig. Beide bewirkten eine förmliche Untersuchung seines Systems, und wünschten nichts sehn-

licher, als dasselbe unterdrücket, und ihren Gegner gedemüthiget zu sehen. Allein zu ihrem grossen Schmerze trug die Wolfische Philosophie den Sieg davon. Ihr heftiges Entgegenstreben hatte die Aufmerksamkeit einer grossen Anzahl Menschen geschärfet, sie zur eigenen Prüfung gereitzet, und am Ende für dieses System gewonnen. Die durch die Obrigkeit angeordnete Untersuchung fiel zu seinem Vortheile aus. Dieser Umstand vermehrte die Zahl seiner Anhänger, und die Folge davon war, daß man nun durch diese Philosophie in den Stand gesetzt war, alle übrigen höhern Wissenschaften mit einer Gründlichkeit zu bearbeiten, welche man bisher größtentheils vermißt hatte. Andere grosse Männer dieser Zeiten hatten sich um die Rechtsgelehrsamkeit, Geschichte und Theologie, gleich grosse Verdienste gesammelt. Johan Jakob Moser, Professor zu Frankfurt an der Oder, war gleichsam der Vater der Staatsrechtsgelehrsamkeit gewesen, und hatte der Welt durch seinen gründlichen Unterricht mehrere grosse Männer in diesem Fache geliefert. Einen eben so ausgebreiteten Wirkungskreis im Gebiete der Geschichte und Jurisprudenz hatten zu Göttingen Heinrich Christian von Senkenberg, zu Giessen, Jena und Marburg Johann Georg Estor, und zu Halle Peter von Ludewig, und Gundling. Durch diese beiden Lehrer und durch Thomasius gebildet, wurde Johann Jakob Schmaus einer der vorzüglichsten Lehrer der Rechtswissenschaften und der Geschichte, und brachte, da ihn geheime Intriguen aus Halle entfernten, durch den grossen Ruf seiner Gelehrsamkeit die Universität zu Göttingen in Aufnahme y). Auf eben dieser hohen

y) Fischers Geschichte Friedrichs II. Königs in Preussen Th. I. S. 22. f.

Schule zog der berühmte Mosheim als Lehrer theologischer Wissenschaften die Bewunderung seiner Zeitgenossen auf sich. Er zeigte zuerst, wie man die Kirchengeschichte, als unentbehrliche Grundlage der Theologie und des kanonischen Rechtes, frei von Vorurtheilen und gründlich behandeln müsse. Die unermüdeten Untersuchungen des Doktors Johann Salomo Semler zu Halle, des Mannes von einer ausgebreiteten Belesenheit und Erudition, klärten in der Kirchengeschichte und Theologie ungemein vieles auf. Semler war der erste, der den Wink, welchen sein Lehrer Jakob Baumgarten gegeben hatte, benutzte, und die neuen Grundsätze, nach welchem jener die Gottesgelehrsamkeit zu bearbeiten angefangen hatte, fruchtbar erweiterte. Das Neue und praktisch Wichtige seiner Vorstellungen, die er durch mündlichen und schriftlichen Vortrag in Umlauf brachte, und die Freimüthigkeit, womit er jeden Gegenstand behandelte, verschaffte ihm ungeachtet vieler Gegner, welche noch sklavisch von den Fesseln der gewöhnlichen Meinung sich nicht losreissen konnten, einen ungemein grossen Beifall, und die Ehre, der Stifter einer wichtigen Revolution in der Theologie zu seyn. Um eben diese Zeit gab Christian Wilhelm Franz Walch zu Göttingen über einige besondere Theile der Kirchengeschichte, besonders über die Historie der Ketzereien und Spaltungen, Aufschlüsse, die man noch in keinem Jahrhunderte geahndet, viel weniger erhalten hatte. Der Eifer und der glückliche Erfolg, womit Hederich, Ernesti und mehr andere grosse Männer, die Philologie, die Hermenevtik und die biblische Kritik in Aufnahme gebracht hatten, erleichterten ungemein die Fortschritte in der Dogmatik. Noch ungleich tiefer drangen Johann Jakob Reiske, der Ritter Johann Da-

vid Michaelis, und der Jenaische Professor Eichhorn, in die Geheimnisse des Alterthums ein. Ersterer erwarb sich in der Bearbeitung der Arabischen und Griechischen Litteratur einen grossen Namen. Michaelis und Eichhorn leisteten in der morgenländischen und biblischen Litteratur, was vor ihnen noch keiner geleistet hatte. Diese Männer waren es eigentlich, welche Licht in die Theologie brachten, und jedes noch dunkle Plätzchen in dem Gebiete derselben mit der Fackel der Kritik beleuchteten. Was diese zur Aufnahme der orientalischen Alterthumskunde und der theologischen Wissenschaften unternahmen, thaten Hederich, Ernesti, Jan, Heyne, auch zum Besten der profanen Litteratur in Rücksicht auf griechische und lateinische Sprache. Sie beförderten das Studium der alten klassischen Schriftsteller.

Die auffallenden Verdienste dieser und mehr anderer Männer um verschiedene Zweige der Litteratur, hatten die deutsche Nation in einen vortheilhaften Ruf gesetzt. Man fieng an, derselben Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; man gestand ihr Anlage zum gründlichen Forschen; man gestand ihr die Ehre zu, daß sie wirklich grosse Denker und Gelehrte besitze, welche bereits manche Wissenschaft erweiterten, berichtigten, oder ihr eine ganz neue Gestalt gäben. Allein größtentheils hatten die Bemühungen vorzüglicher Köpfe bisher nur die höhere Gelehrsamkeit befördert. Sie hatten nur Gelehrte von Profession, nur Staatsmänner, Theologen, Aerzte, Rechtsgelehrte zu öffentlichen Aemtern gebildet. Ihr Wirkungskreis hatte sich daher nur auf eine geringe Zahl von Menschen erstrecket. Für den größten Theil des deutschen Publikums waren die Früchte ihrer vortreflichen Arbeiten ungenießbar.

Eigentliche Gelehrsamkeit ist es eben nicht, welche die Menschheit im Durchschnitte bilden kann, wenn sie gleich, um diese Bildung möglich zu machen, vorangehen muß. Sie ist nicht diejenige Gabe, welche je nur einem beträchtlichen Theile der Nation zu Theil werden kann, oder zu Theil werden dürfte. Gegenstand der Bildung für diejenige Klasse von Menschen, welche nicht eigentlich ihres Amtes wegen gelehrte Kenntnisse nöthig hat, kann nur die Beförderung einer richtigen Denkungsart, und die Erweckung des Gefühls für das Schöne und Gute seyn. Und gerade zur Erreichung dieses Zweckes fehlten damals noch die Mittel. Schon ihrer Bestimmung gemäß waren die größtentheils abstrakten Wahrheiten, welche die Kathedern mittheilten, für die gemeine Menschenklasse unbrauchbar; zum Theile in eine fremde, ihr unverstehliche Sprache gehüllet, waren sie für selbige unnütz; zum Theile verbarg der schulmässig steife Vortrag alle Reitze des Schönen, welches die Wahrheit mit sich führet, und schreckte den gemeinen Menschenverstand durch die Schwierigkeit ab, den Sinn derselben zu erreichen.

Doch auch in diesem Stücke gieng jetzt der deutschen Nation ein glänzendes Licht auf. Gottsched, Professor an der hohen Schule zu Leipzig, ein Mann, dessen Verdienst von seinen Nachkömmlingen bisher unbillig verkannt ward, empfindet das Bedürfniß, den Wissenschaften, wofern sie Einfluß auf die ganze Nation haben sollten, Popularität und Reitz zu verschaffen; er sieht es ein, daß der bisherige Mangel an Mittheilbarkeit bloß in der Sprache liege; er sieht es ein, daß die Verfeinerung aller gesitteten Nationen jederzeit von der Kultur der Sprache ausgegangen war; daß jener gute Geschmack der Griechen und Römer, jenes Gefühl des Schönen

und Edlen, welches sich in ihre Denkungsart, in ihre Handlungen, in ihren ganzen Charakter ergoß, nur allein auf diesem Wege in ihnen war geweckt worden. Ein richtiges Gefühl sagte ihm zugleich, daß auch die deutsche Sprache einer ähnlichen Vervollkommnung fähig sei; daß die schönen Künste und Wissenschaften auch auf die deutsche Nation nur durch eine ähnliche Kultur der Sprache wohlthätig wirken können. Von einem edlen Enthusiasmus getrieben, leget er Hand ans Werk; er stiftet zu Leipzig eine deutsche Gesellschaft; er lehret die deutsche Grammatik, verbessert und verfeinert die Sprache, giebt ihr erst Reinigkeit, und bahnet so den Weg zur Eleganz. In seiner Schule bilden sich Männer, die wegen der Art, auf welche sie als Dichter und Redner ihre Muttersprache zu benutzen wissen, ihre Zeitgenossen in Erstaunen setzen. Gottsched ist nicht so zu bewundern, als hätte er es im Fache der schönen Künste und Wissenschaften selbst weit gebracht; aber er verdienet die Hochschätzung und Dankbarkeit der deutschen Nachkommenschaft, weil er einen der ersten Winke gab, und weil er die Bahn vorzeichnete, auf welche man es in diesem Fache zur Vollkommenheit bringen konnte.

Nun tritt der Professor Christian Fürchtegott Gellert auf; er giebt deutsche Fabeln, Erzählungen, Lieder in gebundener Rede, Briefe, moralische Vorlesungen, Reden, und andere Aufsätze über verschiedene Gegenstände in Prosa heraus, und veranlaßt durch den unerwartet neuen Reitz seines Vortrages einen gänzlichen Umschwung in Ansehung der Denkungsart, der Empfindung und des Geschmackes unter seinen Zeitgenossen. Es ist unglaublich, wie mächtig dieser sanfte, stille, immer kränkelnde Mann, dessen ruhiger Charakter zur Stiftung einer

Reformation gar nicht geschaffen schien, auf die ganze deutsche Nation wirkte. Sein sanfter, gefälliger Ton, die Herzlichkeit, womit er Wahrheit und Sittlichkeit redlich empfahl, und die muntere Laune, wodurch er seinen Vortrag hier und da würzte, schmeichelten sich in das Herz des gemeinen Mannes, wie des Gelehrten ein. Gellerts Schriften, der lebendige Abdruck seiner grenzenlosen Güte des Herzens, wurden nach und nach das Lieblingshausbuch der Deutschen, und von jedermann mit wahrer Theilnahme gelesen, wiedergelesen, empfunden. Unvermerkt gieng das warme Gefühl, das in seinen Schriften athmet, in seine Leser über. Richtiger Geschmack in Beurtheilung der Dinge, Feinheit der Empfindung, und jene vortrefliche Gabe, welche jeden Gegenstand mit einer ihr eigenen Annehmlichkeit zu behandeln, und Anmuth und Schönheit über selbigen zu verbreiten weiß, ergossen sich nach und nach aus seinen Schriften auf einen grossen Theil der deutschen Nation.

Gleich als hätte Gellerts glückliches Talent einen allgemeinen Wetteifer erwecket, erscheinen um eben diese Zeit auf einmal mehrere deutsche Schriftsteller zugleich, welche durch ihre schätzbaren Werke in gebundener und ungebundener Rede ein allgemeines Aufsehen erregen. Rabener lächelt in Prosa sanft über die Thorheiten der Menschen; seine Leser lächeln mit ihm, fühlen Verachtung gegen dieselben, und die Furcht vor dem Spotte hält sie im Zaume. Gleim wecket in ernsten Kriegsliedern hohe Empfindungen des Heldenmuths und Patriotismus auf. Geßner liefert in seinen Hirtengedichten lieblich anlockende Bilder der ländlichen Einfalt und Unschuld, und machet seinen Lesern in der natürlich schönen Sprache des Herzens den Werth

der truglosen Redlichkeit, der Unbescholtenheit, und einer ungekünstelten genügsamen Lebensart fühlbar. Klopstock zeiget durch seine Messiade, daß auch Deutschen das grosse Dichtertalent eines Homers, eines Virgils, eines Miltons nicht fehle. Er machet durch die Erhabenheit seiner Vorstellungen einen heiligen Schauder in seinen Lesern rege, erwecket in ihnen heilige Empfindungen der Andacht, der Ehrfurcht gegen Gott, und der Anbetung. Wieland breitet die Grazien des Griechischen Alterthums über jeden Stoff aus, den er bearbeitet, und die dürreste Gegend, die er anbaut, verwandelt sich unter seinen Händen in ein Paradies. Utz, Zachariä, Klopstock reissen durch ihre lyrische Poesie den Leser gewaltsam mit sich fort. Von einem mächtigen Enthusiasmus begeistert strebt er mit ihnen himmelan, oder er schmilzet mit ihnen in sanften Empfindungen hin. Aehnliche Verdienste in verschiedenen Gattungen der Dichtkunst erwarben sich Hagedorn, Haller, Kleist, Cronegk, Weisse.

Diese richtige, geschmackvolle Erkenntniß des wahren Schönen und Guten, die durch diese edlen Bemühungen in Umlauf kam, erweckte nach und nach einige fähige Köpfe, daß sie ihr Augenmerk auch auf die deutsche Schaubühne richteten. Bisher hatte sich diese in einer elenden Verfassung befunden. Geschmacklose, fade, hier und da ziemlich unsittliche Possen, Handlungen ohne Plan, ohne Wichtigkeit, ohne Zweck, in einer holperichten höchst unnatürlichen Sprache vorgetragen, waren größtentheils der Inhalt der damals bekannten Lust- und Trauerspiele. Die Französischen Schauspiele und Italiänischen Singspiele waren größtentheils nur für die Höfe bestimmet; ausser den Hofleuten war der Zutritt zu denselben den übrigen Menschenklas-

sen verschlossen. Jene schilderten weichliche Französische Sitten, und flößten den Geist der Kleinigkeit und Tändelei ein; diese stellten unnatürliche Abentheuer und Karrikaturen dar; beide verdarben den Geschmack. In diesem dürftigen Zustande nahmen sich Gellert, Schlegel, Krüger und Weiße, der verlassenen Schaubühne an, und machten sogleich durch selbstverfertigte theatralische Muster den wahren Geist und Beruf der theatralischen Dichtkunst bemerklich. Die Französischen Schauspiele wurden jetzt seltener; die unwahrscheinlichen Farcen der Italiänischen Operisten verloren den Kredit; deutsche Theater wurden an mehrern Orten errichtet; der sogenannte Hanswurst bekam mit seinen elenden Spassen den Abschied; regelmässige Stücke wurden überall aufgeführt; sie gefielen, besserten den Geschmack, und beförderten die Bildung der Menschheit. Gotthold Ephraim Leßing hob endlich das deutsche Theater zu seiner wahren Würde erst recht vollkommen empor. Die Fackel der Kritik in der Hand rügte er strenge die Fehler, wo er sie fand, stellte richtige Grundsätze der Dramaturgie auf, und lieferte selbst vortrefliche Muster in diesem Fache. Der wahre theatralische Geschmack gieng eigentlich von Hamburg aus, wo Leßing damals Direktor der Schaubühne war.

Doch Schaubühnen und poetische Schriften konnten unmöglich alle diejenigen Wahrheiten in Umlauf bringen, deren Erkenntniß das Geschäft einer allgemeinen Menschenbildung erfodert. Gellert, Giseke, Cramer und mehr andere, fühlten die Nothwendigkeit, ihre Zeitgenossen auch durch populäre prosaische Schriften zu unterrichten, und Wahrheit und Sittlichkeit unter ihnen beliebt zu machen. In Wochenblättern halfen sie diesem Bedürfnisse ab. In

einer gefälligen, einschmeichelnden Sprache pflanzten sie Vorliebe für Wahrheit und Tugend in die Herzen der Menschen. Die Verfasser der periodischen Schriften: Der Jüngling, der Greis, der Nordische Aufseher, hatten sich unstreitige Verdienste um die deutsche Menschheit gesammelt. Es ist unglaublich, wie sehr alles dieses den ganzen Charakter eines grossen Theiles der Nation ungestimmet, wie sehr es dem sechsten und den folgenden Jahrzehenden ein eigenes Gepräge gegeben hat. Besonders auffallend war diese Veränderung im katholischen Deutschlande. Doch kam man dort etwas langsamer zum Ziele.

Baiern war in Deutschland beinahe das erste katholische Land, wo einsichtsvolle Männer die Finsternisse zerstreuten. Die ganze Nation war bisher bis auf wenige Edle tief in Unwissenheit und Gefühllosigkeit versunken gewesen. Keine Lektüre, kein Geschmack, keine gemeinnützigen Kenntnisse waren dort zu finden. Niemand strebte nach Vervollkommnung seiner Geisteskräfte; man ahndete nicht einmal die Möglichkeit einer höhern Kultur. In dieser bedauernswürdigen Lage traten die geheimen Räthe Lory und Osterwald patriotisch hervor, und bewogen den Churfürsten Maximilian Joseph, daß er im Jahre 1759. eine Akademie der Wissenschaften zu München errichtete. Ihr Zweck war, die gereinigte deutsche Sprache auch in Baiern in Aufnahme zu bringen, gute Lektüre zu verbreiten, der Nation Geschmack und Empfindung für das Gute einzuflössen, die vaterländische Geschichte aufzuklären, die Naturkunde zum Besten künftiger praktischer Anwendung zu betreiben, und überhaupt die Wissenschaften gemeinnützig zu machen. Heinrich Braun errichtet in dem akademischen Gebäude eine

Katheder, lehret öffentlich die deutsche Sprache nach Grundsätzen, und hält Vorlesungen über die Dichtkunst und Beredsamkeit. Kennedy erscheinet gleichfalls als öffentlicher Lehrer, und trägt die Experimentalphysik vor. Bei beiden versammeln sich nach und nach viele Zuhörer, anfänglich aus Neugierde, endlich aus Beifall, und weil ihnen der Inhalt des Vortrages neu und angenehm war. Zugleich errichtet die Akademie eine eigene Buchdruckerei und einen eigenen Buchhandel; durch diesen Weg machet sie verschiedene gute Schriften bekannt. Sie veranstaltet die Herausgabe einiger Sammlungen aus den besten damals bekannten Dichtern und Prosaikern Deutschlands, und machet die Leser eben dadurch nach den Werken dieser Männer selbst lüstern. Sie giebt periodische Schriften zum Unterricht und Vergnügen heraus, und muntert junge, fähige Köpfe auf, ihre eigenen Talente zu üben, und Beiträge einzusenden. Man liest diese und die Werke auswärtiger Schriftsteller, schmähet anfänglich, spottet über sie, findet endlich selbst Geschmack daran, und wird auf solche Art gebildet. Gellert, Geßner, Kleist, Klopstock, kommen nach und nach in vieler Baiern Hände, und werden die Lieblingsschriftsteller derselben. Man erstaunet nun über die unvermuthete Schönheit, womit die deutsche Sprache in so verschiedenen Gestalten erschien. Was man ehe gar nicht geahndet hatte, sieht man nun wirklich erfüllet: die ehe so rauhe, steife Sprache nun auf einmal aller Geschmeidigkeit, Beugsamkeit und Modifikationen fähig; gleich geschickt, wie ein wilder Orkan im Sturmwetter zu brausen, als das sanft kühlende Säuseln der erquickenden Frühlingsluft auszudrücken.

Die fleissige Lektüre der gedachten deutschen Schrif-

ten hatte die wohlthätigsten Folgen. Was der gelehrteste Unterricht auf Universitäten nicht bewirken konnte, leisteten diese. Eine Menge praktischer Wahrheiten, und guter auf das gemeine Leben anwendbarer Grundsätze, eine Menge besserer Begriffe von verschiedenen Dingen theilten sie den Lesern mit. Man fieng an einzusehen, daß es ausser dem Bischen schulmässiger Brodwissenschaft noch höhere Kenntnisse gebe, die sich auf alle Verhältnisse des Lebens beziehen; man fühlte es, daß man Fähigkeiten des Geistes besitze, die nur einer Entwickelung bedürfen, um nützliche Früchte zu bringen. Man fühlte allmählich Neigung zu denken, zu untersuchen. Diese vo 'heilhafte Stimmung benützte Dom Ferdinand Sterzinger, ein Theatiner in München, einen tief eingewurzelten, schädlichen Aberglauben zu stürzen. Im Jahre 1766. machte er öffentlich eine akademische Rede bekannt, worin er den bisherigen Glauben an Hexereien und Zauberkünste mit starken Gründen bestritt. Den größten Theil der Baierischen Nation hatte bisher dieser Aberglaube in Fesseln gehalten. Es ist unbeschreiblich, welche traurige Folgen derselbe bisher gehabt; wie sehr er Mißtrauen, Feindschaft, Thätlichkeiten, Vernachlässigung seiner Geschäfte, und andere Uebel hervorgebracht habe. Der Landmann ließ sein krankes Vieh, ohne eine Arznei anzuwenden, hinsterben, weil er es für bezaubert hielt; ein anderer ließ sein krankes Kind von einem Geistlichen segnen, ohne einen Arzt zu rufen, und opferte es auf solche Art dem Tode. Ein dritter versagte einer benachbarten Familie in der größten Noth seine Hülfe, weil er sie wegen Zauberei in Verdacht hatte. Eine zahllose Menge müssiger Mönche zog von diesem groben Aberglauben ihre Nahrung; sie theilte Se-

gen, Amulette, Lukaszettel und andere läppische Dinge gegen Hexen und Zauberei aus, und bestärkte den unwissenden Haufen in seinem Wahne. Im Kloster Scheuern allein gab man jährlich 40,000. Amulete für Hexereien weg, wie selbst ein Vertheidiger derselben, P. Agnellus März gestand z). Aus eben diesem Grunde zog sich Sterzinger viele und heftige Gegner zu. Sie schreiben gegen ihn, und bemühen sich, seine Meinung zu widerlegen; Sterzinger vertheidiget seine Grundsätze standhaft; es entsteht ein heftiger Schriftenwechsel; dieser veranlasset eine allgemeine Bewegung des ganzen Publikums; die Hitze des Streites reisset manchen ehemaligen Vertheidiger zur Untersuchung hin; ohne selbst auf diesen Zweck gezielet zu haben, entdecket mancher die Wahrheit; die Zahl derjenigen, welche das Ungereimte dieses Aberglaubens zu erkennen anfangen, vermehret sich; Sterzinger und die Wahrheit tragen endlich den Sieg davon. Was ehe Thomasius, dessen Vortrag jedoch meist nur auf den Stand der Gelehrten einen Einfluß hatte, für einige nördliche Gegenden Deutschlands war, das war Sterzinger nicht bloß für einzelne Stände, sondern für das ganze Baierische Publikum. Noch am heutigen Tage täuschen sich zwar viele Menschen mit dem Glauben an solche Albernheiten. Pöbel bleibet unter allen Umständen Pöbel, unwissend, abergläubisch und eigensinnig. Aber ein grosser Theil der Nation, der ehe gleichfalls zum Pöbel gehörte, ward ganz gewiß durch diese Fehde auf eine andere Denkungsart geleitet, und trat zur bessern Parthei über.

Stuffenweise rückte nun die Baierische Nation ihrer Aufklärung näher. Die Reformation, welche

z) S. Walchs neueste Religionsgesch. Th. 6. S. 395.

die Baierische Regierung aus weisen Grundsätzen selbst unternahm, betraf zunächst das Mönchswesen und verschiedene kirchliche Dinge. Verbreitung schädlicher Vorurtheile, Unterhaltung des Aberglaubens, Vertheidigung grober Mißbräuche in geistlichen Dingen, waren damals noch allgemein gewesen, auf welchen das ganze Mönchswesen beruhet hatte. Eine ungemein grosse Zahl arbeitsamer Hände oder guter Köpfe, welche der Menschheit auf verschiedene Arten nützliche Dienste hätten leisten können, waren dem Staate durch die häufigen und glücklichen Werbungen der Mönchsorden um Kandidaten entzogen worden. Ungeheure Summen Geldes hatte die Bereicherungssucht der Klöster zum Nachtheile des gemeinen Bestens verschlungen. Eine Menge falscher Begriffe von Gottseligkeit hatten die Mönche in Umlauf gebracht und darin erhalten. Ihre begeisternde Anpreisung verschiedener Nebenandachten und willkührlicher Uebungen hatte Gleichgültigkeit gegen wesentliche Dinge der Religion, Vergessenheit der Pflicht und Tugend, unter dem grossen Haufen sinnlicher Menschen hervorgebracht. Ueberzeugt von dem grossen Schaden, welcher dem Staate aus diesen Mißbräuchen erwuchs, faßte die Regierung zu München den Entschluß, dieselben einzuschränken. Unter den verschiedenen Anstalten, die sie in dieser Rücksicht traf, zeichnete sich besonders das berühmte Amortizationsgesetz vom 13. Oktober 1764. aus. Dasselbe erklärte die Klöster und alle übrigen geistlichen Gemeinden für unfähig, künftig mehr als 2000. fl. sich zu erwerben; es verbot den Klöstern alle Pracht in Speisen und Trank, setzte der Aufnahme neuer Mitglieder Grenzen, und befahl, daß die Mendikanten auf ihre stiftungsmässige Zahl herabgesetzt werden sollten.

ken a). Ein würdiger Patriot übernahm es unter dem erdichteten Namen Neuberger, zum Besten des in dieser Sache verlegenen Publikums das Gesetz mit Anmerkungen zu beleuchten, und zeigte darin, daß es gerecht, nützlich und nothwendig sei. Welche Sensation diese Verordnung gemacht, und wie sehr die dabei interessirte Parthei selbige als eine Verletzung der Religion zu verschreien geruchet habe, erhellet daraus, daß sich der Churfürst bald darauf genöthiget sah, in einem öffentlichen Verrufe zu erklären, das Geschrei über den Verfall der Religion sei ein ganz ungegründeter, unbesonnener Lärm b). Allein die weise Regierung hatte Muth genug, sich durch die laute Stimme des Eigennutzes nicht abschrecken zu lassen. Verschiedene Anstalten gegen verjährte Mißbräuche im Mönchswesen und in kirchlichen Dingen wurden seitdem noch immer getroffen; mehrere nützliche Schriften über diese Gegenstände verbreitet und begünstiget. Mit grossem Befremden sah die Regierung, daß die Geistlichkeit von ihren reichen Gütern und Einkünften zum Wohl des Staates, dessen Mitglied sie war, und wovon sie, wie die übrigen Unterthanen, Vortheile zog, bisher nichts beitrug. Man fieng daher an, die Geistlichen als Mitglieder desselben Staates zu behandeln, und von ihnen eben so, wie von den Weltlichen, Abgaben zum gemeinen Besten zu fodern. Osterwald gab unter dem Namen Veramunds von Lochstein Gründe für und wider die Immunität der Geistlichkeit heraus, und setzte darin die Gerechtsamen der Landesherren in Rücksicht auf die Güter und Einkünfte derselben sehr gründ-

a) Fabers neue Europäische Staatskanzlei. Th. 13. S. 165.

b) Ebendaselbst Th. 21. S. 387.

lich auseinander. Diese Schrift und alles, was damit in Verbindung stand, verursachte eine ungemein grosse Sensation. Das benachbarte Ordinariat von Freisingen verdammte das Buch und dessen Verfasser, und ließ seinen Bann öffentlich an den Kirchthoren zu München anheften. Die Regierung ließ das Patent wieder abnehmen, und eine nachdrücklichere Erklärung des Churfürsten an den Bischof hemmte eine weitere Widersetzlichkeit. Man war dergleichen Unternehmungen von den Ordinariaten damals schon gewohnt. Ein gewisser theologischer Stolz, eine gewisse Abneigung gegen die weltliche Obrigkeit, ein feindseliger Geist des Widerspruches machte einen wesentlichen Zug im Charakter der Geistlichkeit aus. Dieser unselige Hang zur Widersetzlichkeit ward durch eine hohe Meinung von den Vorzügen ihres Standes erwecket, durch Eigennutz unterhalten. Die Erfahrung hatte es leider nur zu oft bewiesen, wie eifrig die Ordinariate den Aberglauben, die Vorurtheile und die Bigotterie in Schutz nahmen, und den redlichen Absichten des Landesfürsten, Wissenschaften und Aufklärung emporzubringen, und kirchliche, dem Staate schädliche Gebrechen abzustellen, entgegen arbeiteten. Maximilian hemmte diesen gefährlichen Einfluß fremder Bischöfe; er errichtete für sein Land einen besondern geistlichen Rath, der aus denkenden, von Vorurtheilen freien Männern, zum Theil auch aus weltlichen Personen bestand. Diese mußten wachen, daß sich von Seite der Ordinariate nichts Schädliches in den Staat einschleiche. Keine Verordnung oder Anstalt eines Bischofes wurde seitdem in Baiern angenommen, ehe diese sie geprüfet und gebilliget hatten.

Ungefähr einen ähnlichen Gang nahm um eben

diese Zeit die Aufklärung in den Oesterreichischen Staaten. Das erste Licht, welches den Bewohnern derselben leuchtete, steckte der verdienstvolle Hofrath und Lehrer von Sonnenfels auf. Auch er gieng, wie die Reformatoren anderer Länder, weislich von eben demselben Punkt, von der Kultur der Mutter-sprache aus. Von einem edlen Eifer begeistert, Verstand und Herz seiner Landsleute zu bilden, und selbst von dem schönen Geist der alten und neuern klassischen Schriftsteller durchdrungen, machte er der Oesterreichischen Nation zuerst die besten deutschen Dichter und Prosaiker bekannt. Um gute Grund-sätze aller Art zu verbreiten, veranstaltete er nach und nach verschiedene periodische Schriften in einem populären, theils ernsten, theils durch muntere Laune einnehmenden Styl. Auch hier thut die Lek-türe eben dieselbe Wirkung, wie in den übrigen Theilen Deutschlandes. Man erstaunet über noch nie gefühlte, noch nie geahndete Schönheiten der deutschen Sprache. Das Wohlgefallen an den Rei-tzen derselben erzeuget zugleich ein Wohlgefallen an den vorgetragenen Sachen. Der Verstand wird mit nützlichen Kenntnissen bereichert; der Geschmack bessert sich; eine ganz neue Denkungsart wird herr-schend. Manches schlummernde Talent wachte bei dieser Gelegenheit auf. Die deutsche Dichtkunst und Beredsamkeit erhielt neue Priester in Oesterreich. Denis führte seine Leser in rauhen Bardenliedern in die grauen Vorzeiten ihrer Ahnen zurück, und machte ihnen die Mannskraft derselben und ihre Heldentugenden ehrwürdig. Mastalier setzte die Menschen in seinen Gedichten in eine hohe Begeiste-rung für Tugend und Weisheit.

Der gute Geschmack, welcher sich durch solche Produkte und solche Lektüre verbreitete, und die

ganz neuen Ideen, welche sie aufweckten, giengen nun auch in das Gebiet der höhern Wissenschaften hinüber. Auch in diesem Stücke war Sonnenfels, so viel wenigst gewisse Gattungen derselben betrift, der Führer. Selbst Muster einer zweckmässig schönen Schreibart lehrte er öffentlich den Geschäftsstyl, und verbesserte ihn. Er trug zuerst an der hohen Schule zu Wien die Polizei-Finanz- und Handlungswissenschaften nach richtigen, auf Erfahrung beruhenden Grundsätzen vor. Zu seinem besondern Verdienste zeichnete er sich im Fache der Gesetzgebung aus. Muthig setzte er sich über die steifen Formeln alter Leguleser weg, und verband Philosophie und Menschenkenntniß mit dieser Wissenschaft. Ihm verdanket es der schwache Verführte, oder der Dieb aus Noth, daß nun die Kriminalgerichte in Oesterreich zwischen ihm und dem vorsätzlichen, liederlichen Räuber einen Unterschied machen; ihm gebühret der Ruhm, daß in den kaiserlichen Staaten die unzweckmässige Tortur und die Todesstrafen aufgehoben sind. Durch seine bewundernswürdige Gabe der Deutlichkeit, die er mit einer eben so grossen Gründlichkeit, und einem Strome von anziehender Beredsamkeit vereinigte, bildete er zum Besten der Menschheit wichtige Diener des Staates. Mit Verwunderung sah man es nun durch die Erfahrung bestätiget, daß die schönen Künste mit den höhern Wissenschaften in einer genauen Verbindung stehen, und daß diese letztern ausser dem Brode, welches sie gewissen Ständen verschaffen, auch noch einen andern Nutzen stiften, auch Einfluß auf alle übrigen Stände, und auf das gemeine Leben der Menschen haben.

Bei einem so glücklichen Umschwunge der Denkungsart, welchen Lecktüre und bessere Kultur der

Wissenschaften hervorgebracht hatten, mußte nothwendig auch in Oesterreich das Augenmerk denkender Männer auf die Gebrechen in geistlichen Dingen fallen. Welche mannigfaltige Mißbräuche bisher in den Oesterreichischen Staaten geherrschet hatten, ersieht man aus den Verordnungen der Kaiserin Königin von dem Jahre 1767. bis 1776. worin sie den Geistlichen eine Stolltaxe vorschrieb, unter einer Strafe von 1000. Dukaten verbot, den Juden ihre Kinder zu entreissen und zu taufen, die willkührlichen Feiertage auf dem Lande abschaffte, die Errichtung neuer geistlicher Brüderschaften ohne landesherrliche Einwilligung, die Prozessionen und Wallfahrten auffer Landes, oder an einheimische entfernte Oerter, und die Aufnahme neuer Mitglieder in den dritten Orden untersagte, und grosse Verbrecher von den Asylen ausnahm c). Rieger und Sonnenfels waren die ersten, welche auf dergleichen Mißbräuche, die ein wohlgeordneter Staat ohne grossen Nachtheil nicht dulden kann, aufmerksam machten. Ersterer stellte ein neues System des Kirchenrechts auf, das eben so sehr auf die Gerechtigkeit, als auf die Wohlfahrt des Staats Rücksicht nahm. Ein grosser Theil bisheriger Meinungen in kirchlichen Dingen verlor dadurch sein Ansehen; sehr viele kirchliche Einrichtungen fielen. Maria Theresia ließ Riegers Lehrbuch und Grundsätze vermöge öffentlicher Verordnungen auf allen ihren Universitäten und Schulen, sogar in den Klöstern einführen d). Kaum war in Baiern des Licentiaten Neubergers Schrift über das Amortizationsgesetz erschienen, als dieselbe auch in Oesterreich verbreitet,

c) Sammlung der k. k. landesfürstl. Gesetze und Verordnungen *in Publico-ecclesiasticis*. S. 1—100.

d) Ebendaselbst S. 21.

und mit Beifall aufgenommen wurde. Bald darauf, nämlich am 26. August 1771. erschien auch in Wien ein Amortizationsgesetz, welches die Erwerbungen der Ordensgeistlichen einschränkte e). Das Mönchswesen ward durch verschiedene Verordnungen in billigen Schranken gehalten. Es war nicht mehr erlaubt, vor dem vier und zwanzigsten Jahre seines Alters ein Ordensgelübde abzulegen; den Klöstern ward kein Kerker ferners gestattet; die Klöster, welche in Schulden versunken waren, durften keine neuen Ordensglieder aufnehmen; die Affiliationen an fremde Ordenshäuser, und das Versenden eines Geldes an auswärtige Ordensobern wurden verboten. Der Verbreitung falscher ascetischer Lehren endlich, und staatswidriger hierarchischer Grundsätze beugte Theresia dadurch vor, daß sie eine besondere Hofcensur errichtete, und der Beurtheilung derselben alle zum Drucke bestimmte Predigten, Andachtsbücher und theologische Werke unterwarf f). Unstreitig war es auch eine Folge der nun durch die Beförderung der Wissenschaften emporstrebenden Vernunft, daß sowohl Baiern als Oesterreich von Rom die Aufhebung vieler überflüssigen Feiertage bewirkten, und dadurch arbeitsamen Händen um einige Gelegenheiten mehr verschafften, sich etwas zu verdienen, und dem Staate zu nützen.

§. 30. Aufhebung der Gesellschaft Jesu. Verbesserung der Schulen. Josephs Reformationen. Folgen der Aufklärung.

Da Gelehrte und Staatsmänner mit so edlem Eifer an der Bildung der deutschen Nationen arbei-

e) Sammlung der k. k. landesfürstl. Gesetze und Verordnungen *in Publico - ecclesiasticis.* S. 36. ff.

f) Ebendaselbst S. 58.

teten, ereignete sich eine von manchem gewünschte, von vielen nicht vermuthete Begebenheit, welche diesem Geschäfte in kurzer Zeit einen entscheidenden Vorschub gab. Die Gesellschaft Jesu, dieser seit zweien Jahrhunderten auf so festen Grundsäulen ruhende, allgemein hochgeschätzte, mächtige Orden, dem seine innere Verfassung, Reichthum, äusserlicher Schimmer von Gelehrsamkeit, Gunst der Höfe und Höflinge, ein so entschiedenes, unzerstörbar scheinendes Ansehen gegeben hatten, ward erschüttert, und sank von der hohen Stuffe seiner Grösse in den traurigen Zustand der Zernichtung herab. Die Bourbonischen Höfe hatten diese Gesellschaft als einen für ihre Staaten gefährlichen Orden betrachtet, und waren so lang mit ernstlichen Vorstellungen in den Römischen Hof gedrungen, bis der Pabst Klemens XIV. durch eine Bulle vom Jahre 1773. die Gesellschaft in allen katholischen Staaten förmlich aufhob. Die Vollziehung dieser Aufhebung in Deutschland war anfänglich manchen Schwierigkeiten unterworfen. Der Pabst hatte das Aufhebungsbreve durch seine Nuntien den Bischöfen mittheilen lassen, und ihnen die Freiheit ertheilet, über den aufgehobenen Orden geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit auszuüben. Dieses Vorrecht war den Gerechtsamen der Fürsten, in deren Ländern sich Jesuiten befanden, gerade entgegen. Selbst der Umstand, daß die Aufhebung, die doch im Reiche eine wesentliche Aenderung verursachte, nicht zuerst dem Kaiser, sondern den Bischöfen bekannt gemacht wurde, und daß Rom auf ihre Vollziehung antrug, ohne sich zuvor um die kaiserliche Einwilligung zu bewerben, war eine voreilige Handlung gegen die Gerechtsamen des Kaisers, welche das ganze Geschäft wenigst in Deutschland leicht hätte

vereiteln können. Der kaiserliche Reichshofrath rügte diesen Fehler sehr strenge, und rieth dem Kaiser in einem Gutachten vom 6. November 1773. dem Römischen Hofe sein Befremden darüber mit Nachdrucke zu erkennen zu geben. Indessen ward doch das Breve angenommen, jedoch mit Ausnahme dessen, was darin von Uebertragung der bisher von Orden besessenen weltlichen Jurisdiktion an die Bischöfe vorkam g). Auf dem Reichstage zeigte der Kaiser in der Folge bloß an, daß der Orden der Jesuiten aufgehoben sei. Aber in einigen besondern fürstlichen Ländern und in einigen Reichsstädten war die Vollziehung der Aufhebung aus verschiedenen Bedenklichkeiten ziemlich lange verzögert worden. Einige Fürsten und ihre Minister waren den Jesuiten vom ganzen Herzen ergeben. Die Aufhebung war nach ihrer Denkungsart ein unersetzlicher Verlust, ein Schaden, den Schulen, Wissenschaften, Sitten und Religion leiden würden. Einige Reichsstädte, wo die protestantische Religion zugleich mit der katholischen eingeführt war, sahen die Aufhebung für eine Aenderung an, welche ihrer durch den Westphälischen Frieden bestimmten Verfassung widerspreche. Eine geraume Zeit blieb der Orden in verschiedenen Städten unzertrennet beisamen; endlich wurde die Aufhebung doch auch an diesen Orten vollzogen, und die Mitglieder der Gesellschaft lebten und wirkten seitdem ausser ihren Klöstern zerstreut.

Wie tief die Gesellschaft diese Aufhebung empfunden habe, läßt sich aus dem gewöhnlichen Gemeingeist und Eifer ganzer Gemeinden für ihre politische Existenz sehr leicht erklären. Die Jesuiten hatten bisher als Eigenthümer der lateinischen Schulen,

g) Mosers Reichsstaatshandbuch Th. I. §. 9. S. 12.

als Prediger, als Beichtväter an den Höfen und bei dem Publikum überhaupt einen unläugbar grossen Einfluß gehabt. Alle diese Aemter, und mit denselben ihren Einfluß schienen sie jetzt zu verlieren. Die Schulen wurden auch wirklich gleich nach der Aufhebung des Ordens andern Händen anvertrauet. Ihre erste Bemühung gieng also dahin die Welt zu überzeugen, daß ihnen Unrecht geschehen sei, und daß dieselbe einen grossen Verlust an ihrem Orden erlitten habe. Dieses ist historische Thatsache; sie bestätiget sich durch die laute Klage der Jesuiten selbst, welche sie seitdem auf öffentlichen Kanzeln über ihre Unterdrückung führten. Ob aber folgende Begebenheit in Rücksicht auf diesen Zweck dnrch sie veranlasset worden sei, läßt sich mit vollkommener Gewißheit nicht bestimmen; doch hat diese Meinung einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. Bald nach der Aufhebung der Gesellschaft Jesu tritt Gaßner, ehevor Pfarrer zu Klösterl, in den Stiften Kostnitz und Chur auf, will die Menschen bereden, die halbe Welt sei vom Teufel besessen oder umsessen, die meisten Krankheiten, welche man für natürlich halte, kämen vom Teufel her, giebt ein Büchelchen unter dem Titel: Nützlicher Unterricht, wider den Teufel zu streiten, heraus, giebt vor, er könne im Namen Jesu über alle dergleichen Uebel gebieten, und fängt seine Beschwörungen an. In den beiden Stiften unterstützet ihn die Obrigkeit nicht, sein Kredit fällt, und er geht nach Ellwangen. Hier unternimt er unter dem Schutze des Probsten, der zugleich Bischof zu Regensburg war, seine Kuren, und in kurzer Zeit strömet eine ungeheuere Menge Menschen aus mehrern Gegenden Deutschlands zusammen mit dem Wunsche, sich durch diesen Wundermann von seinen Krankheiten

befreien zu lassen. Halb Deutschland geräth über diese unvermuthete Erscheinung in Gährung; alles wähnet auf einmal vom Teufel besessen zu seyn; der Kranke hält seine Krankheit für eine Wirkung desselben; den Gesunden schaffet die Einbildung zum Kranken um; alles geräth in Unruhe; alles setzet auf Gaßnern sein Vertrauen; ganze Schaaren Menschen wandern zu ihm. Nur in Ellwangen allein hatten sich, so lange er sich dort befand, wenigst 20,000. Personen hohen und niedern Standes eingefunden h). Sogar Protestanten liessen sich von der allgemeinen Schwärmerei hinreissen, und suchten bei ihm Hülfe. Ja selbst ein Jude wendet sich an ihn; weil die Juden an den Namen Jesu nicht glauben, thut Gaßner ihrer Religion zu Gefallen seine Wunder im Namen des allmächtigen Gottes i). Von Ellwangen begab sich Gaßner durch Baiern nach Amberg, alsdann nach Sulzbach, und endlich nach Regensburg. Auch in diesen Gegenden war der Zulauf zu ihm ungemein stark. Zu Ende des Julius befanden sich in dieser letztern Stadt allein mehr als 3000. Kranke, welche sehnlich seine Hülfe erwarteten. Unwiderstehlicher Reitz der Neuheit, und natürlicher Hang des Pöbels zum Wunderbaren bewirkten diese Celebrität. Ohne Zweifel hatte aber auch absichtliche Verbreitung seines Rufes durch geheime Triebfedern viel dazu beigetragen. Ueberall befahl er den Krankheiten im Namen Jesu, augenblicklich sich zu äussern und augenblicklich wieder aufzuhören, legte nach der Beschwörung dem Kranken ein Pektoralkreuz auf die Stirne, und murmelte einige Worte dazu, berührte den Patienten, drückte ihn fest an den kranken Theilen, und

h) Walchs neueste Religionsgeschichte Th. 6. S. 420.
i) Ebend. S. 412. 413. und 416.

theilte am Ende Oel und Pulver aus. Nicht allesmal äusserte sich die Krankheit auf seinen Befehl oder hörte auf. Viele giengen unkurirt von ihm; viele fielen nach einiger Zeit in dieselbe Krankheit wieder; viele trösteten sich mit der Einbildung, sie seien geheilet. Doch dieses Schauspiel nahm bald ein Ende. Die Bischöfe zu Kostnitz und Chur hatten ihm gleich anfänglich ihren Beifall verweigert; der Churfürst von Trier hatte ihm als Bischof von Augsburg nicht gestattet, seine Wunderkuren in seinem Kirchsprengel vorzunehmen. Die Regierung zu München hatte seinen gedruckten Unterricht gleich nach dessen Erscheinung verboten; die Regierung zu Amberg hatte von derselben einen Verweis erhalten, daß sie ihm den Eintritt in die Pfalz erlaubt habe. Indessen ließ der Erzbischof von Prag einen Hirtenbrief unterm 6. December 1775. gegen ungewöhnliche Exorcismen und Schwärmereien ergehen; eben dasselbe that der Erzbischof zu Salzburg, und selbst der Kaiser ertheilte ihm in eben diesem Jahre den Befehl, sich aus Regensburg zu entfernen, und bei schwerer Verantwortung sich des Exorcirens im ganzen Römischen Reiche zu enthalten k).

Es ist bekannt, daß die ansehlichsten Vertheidiger Gaßners erklärte Freunde der Gesellschaft Jesu waren. Er selbst soll einst ein Kandidat derselben gewesen seyn. Die Jesuiten unterstützten ihn beständig, und zu Rom theilten sie sogar Bilder von ihm unter die Seminaristen aus l). Auf seinen Beschwörungszetteln sah man das gewöhnliche Zeichen der Gesellschaft Jesu I. H. S. Alles dieses führte uns-

k) Walch a. a. O. S. in den Beilagen S. 485. Die Hirtenbriefe S. in *Act. histor. eccles. nostri temp.* Th. 19. S. 315. und 337.

l) Walch S. 435.

tersuchende Männer auf den Verdacht, er sei heimlich von den Jesuiten bestellet worden, um durch ausserordentliche Dinge einen starken Eindruck zum Vortheile der Gesellschaft zu machen. Baiern und dessen Nachbarschaft, wo der Glaube an Zaubereien seit Sterzingers muthiger Unternehmung ziemlich erloschen war, habe man absichtlich gewählet, um dadurch das System der Neulinge, die man zugleich als Feinde der Jesuiten betrachtete, ausser Kredit zu setzen. Die vornehmste Absicht sei gewesen, der Welt durch ein auffallendes Wunder zu zeigen, welche ausserordentliche Dinge der Name Jesu wirke; wie nützlich und nothwendig also jene Gesellschaft seyn müsse, welche von ihm den Namen führet. Diese Meinung erhielt um so mehr Wahrscheinlichkeit, da bei Gaßners Operationen wirklich ähnliche Gesinnungen zum Vorscheine kamen. Als er währender Kur, die er mit einer gewissen Oberhuberin vornahm, den Teufel fragte: „Wer sind hauptsächlich deine Feinde im Himmel„? antwortete derselbe unter einem gräulichen Geschrei: „Nebst Gott und der allerheiligsten Jungfrau auch der Vater Ignatius, dessen Söhne zwar in der Welt in grosser Verachtung stehen, und dessen neuntägige Andacht mir auf der Welt schon so viele tausend Seelen entzogen hat. Ihr Menschen habt insgemein durch die Vertilgung der Jesuiten eine grosse Stütze der Kirche verloren; doch habe ich meinen nicht geringen Vortheil dabei gehabt m)„. Doch diese Begebenheit mag das Resultat eines absichtlich angelegten Planes, oder bloß der eigenen Schwärmerei Gaßners gewesen seyn; sie hatte wenigst keine grosse, dauerhafte Wirkung. Man vergaß nach und nach den Wundermann samt seinen Wundern.

m) Walch S. 434. f.

Eine zuverlässige und dauerhaftere Folge der Aufhebung der Gesellschaft Jesu war unstreitig die Verbesserung der lateinischen Schulen. Man hatte bisher in denselben ausser der lateinischen Sprache wenig gelernt. Gegen die Kultur der deutschen Sprache und gegen die schönen Produkte in derselben hatten die Lehrer ihren Schülern Verachtung und Abscheu eingeflösset. Die Stelle des Unterrichts in der Dichtkunst und Geschmackslehre hatte eine trokene Anweisung, lateinische Verse zu verfertigen, vertreten. Das Lehrbuch der Geschichte war mit einer Menge unwichtiger Thatsachen angefüllet, und so voll intoleranter Gesinnungen gewesen, daß die Protestanten schon lange auf dem Reichstage dagegen geklagt hatten n). Die übrigen Wissenschaften waren grossentheils als eitle Sophistereien zum Spielwerke des Gedächtnisses herabgewürdigt worden.

Den edlen Reformatoren, denen die Wohlfahrt ihrer Landsleute am Herzen lag, verschaffte jetzt die Aufhebung der Gesellschaft Jesu eine erwünschte Gelegenheit, zur Bildung der Menschheit für die Zukunft durch eine zweckmässige Verbesserung der lateinischen Schulen einen festen und dauerhaften Grund zu legen. In Oesterreich und Baiern hatte man die deutschen Schulen schon kurz zuvor nützlich verbessert. Man hatte vermöge landesherrlicher Verordnungen neue Schulplane eingeführt, bessere Lehrbücher gewählet, die bisherigen Katechismen und Evangelien in ein bessers Deutsch übersetzt, nebst der Schönschreibekunst auch Ortographie, populäre Geographie und andere gemeinnützige Kenntnisse zu Lehrgegenständen in den deutschen Schulen erhoben, und Preise für fleissige Kinder zur Aufmunterung

n) Fabri Staatskanzlei Th. 104. S. 741.

ausgesetzt. Gegenwärtig traf das Loos der Reformation die lateinischen Schulen. Die ansehnlichen Güter, welche die Jesuiten hinterliessen, lieferten Mittel genug, zu einer fruchtbaren Ausführung eines grossen Unternehmens. Man suchte fähige Köpfe hervor, und stellte sie als Lehrer auf. Man führte neue Schulplane, neue Methoden ein, verfertigte zweckmässige Lehrbücher, theilte den Schülern reelle, anwendbare Kenntnisse mit, bildete ihre Köpfe, und veredelte ihre Herzen. Ein vorzüglicher Fehler der ehemaligen Schulen war dieser gewesen, daß sie, wie einst die Dom- und Klosterschulen im mittlern Zeitalter, nur auf eine Bildung der Jugend zum geistlichen Stande abzielten, den Schülern einen Hang zur Frömmelei einflößten, und dabei doch die Sitten derselben ungebildet liessen. Diesem wesentlichen Gebrechen half die neue Verfassung der Schulen sehr wohlthätig ab. Die Klöster fiengen an, über Mangel an Kandidaten zu klagen; die ehe so rohen, ungesitteten Schüler, die einst in Schlägereien, Saufen und Spielen ihren Ruhm gesetzt hatten, erschienen nun nach und nach als vernünftige, gesittete Menschen, frei von Vorurtheilen, mit nützlichen Kenntnissen ausgerüstet, durch eine feine Lebensart sich empfehlend. Dem Staate wuchsen allmählig aus diesen Schulen gute Bürger, vernünftige Volkslehrer und geschickte Beamten heran.

Seit dieser Zeit ließ man sich auch in protestantischen Ländern die Verbesserung des häuslichen und öffentlichen Unterrichts mit vorzüglich warmer Theilnahme angelegen seyn. Die Erziehungskunst ward jetzt ein eigenes Studium, ward das Lieblingsstudium vieler Deutschen, und wurde mit einem besonders thätigen Eifer betrieben. Verdienstvolle

Männer, welche dieselbe absichtlich studirten: Peter Müller, Thomas Abt, Büsching, Basedow, Feder, Resewitz, Campe, gründeten vortrefliche Theorien auf Menschenkenntniß und Erfahrung, und lieferten ihren Landsleuten die Resultate ihres vieljährigen Nachdenkens zum allgemeinen Gebrauche. Die Erziehung blieb nun nicht mehr dem Ungefähr überlassen; blieb nicht mehr ein Werk des Mechanismus; man verfuhr jetzt nach besondern Methoden, die man aus diesen Lehrbüchern der Erziehungskunst gelernet hatte, brachte der Jugend durch gewisse pädagogische Kunstgriffe auf eine faßliche und angenehme Art wissenschaftliche Kenntnisse bei, und bildete ihren Verstand und ihr Herz. Um dieses Geschäft zu erleichtern, gab Basedow sein Elementarwerk mit Kupfern, und in der Folge der Professor Stoy zu Nürnberg seine Bilderakademie heraus, und verhalfen dadurch der Jugend zu einer anschaulichen Erkenntniß der Dinge. Andere würdige Jugendfreunde: Weisse, Schlosser, Rochow, Campe, Salzmann lieferten gute, in einem herzlichen Tone zweckmässig abgefaßte Schriften, liessen sich darin zur Fassungskraft der Kleinen herab. Ausser den bereits bestehenden öffentlichen Schulen, Waisen- und Erziehungshäusern, welche nach diesen Vorschriften und durch diese Hülfsmittel verbessert wurden, entstanden jetzt noch neue Erziehungsanstalten unter dem Namen der Philanthropine, aus welchen nach und nach eine Menge wohlgebildeter Jünglinge in die Welt traten. Basedow stiftete ein solches Erziehungsinstitut zu Dessau; Doktor Bahrdt führte eine Zeitlang die Aufsicht über das Philanthropin zu Marschlins in Graubündten; Salzmann errichtete eine Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal bei Gotha. Kurz,

die zwote Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts zeichnete sich besonders durch den edlen Enthusiasmus aus, womit man eine merkwürdige Verbesserung des gesammten Schul- und Erziehungswesens bewirkte.

Indessen fuhren andere würdige Gelehrte und Schriftsteller unermüdet fort, alle Gattungen der Wissenschaften fruchtbar zu bearbeiten, den menschlichen Verstand mit neuen Kenntnissen zu bereichern, und den guten Geschmack zu erhöhen. Ramler, Voß, Stollberg, Göthe, Bürger, Hölty und mehr andere vortrefliche Dichter prägten der Menschheit durch die reitzenden Produkte ihrer Muse, so wie Möser, Sturz, Meißner durch prosaische Schriften Liebe zur Tugend und Weisheit ein. Müller, Spittler, Archenholz, Schiller, Posselt stellten uns in ihren historischen Schriften lebendige Gemälde von Personen und Thatsachen voll Wärme, Philosophie und Menschenkenntniß ganz im Geiste der alten klassischen Geschichtschreiber dar. Verschiedene gelehrte Journale und kritische Schriften, die Briefe über die Litteratur, welche in Berlin erschienen waren, die allgemeine deutsche Bibliothek, die Leipziger Bibliothek der schönen Wissenschaften und andere machten uns mit den neuen Werken aus allen wissenschaftlichen Fächern, und mit ihrem Werthe bekannt, klärten manches in der Wissenschaft selbst auf, berichtigten unsern Geschmack, und schärften unsere Beurtheilungskraft. Die Philosophie erschien seitdem immer häufiger im ästhetischen Gewande. Die Wahrheiten, welche Abt, Iselin, Sulzer, Mendelssohn, Engel vortrugen, machten in ihrer schönen Gestalt, worin sie selbige zeigten, den vortheilhaftesten Eindruck. Man sah nun ein, daß nicht trockne Terminologie,

Sophismen und Spitzfindigkeiten, nicht bloß Systeme und abstrakte Spekulationen, sondern Schärfung des Verstandes, Forschen nach reelen und nützlichen Wahrheiten, nach den Ursachen, Gründen und dem Zusammenhang derselben, richtige Anwendung der Vernunft auf jeden Fall, das Wesen und die Bestimmung der wahren Gelehrsamkeit seien. Man fieng jetzt an, jeden Gegenstand nach vorläufiger Untersuchung und Beurtheilung mit Wärme zu behandeln. Die Philosophie näherte sich immer mehr ihrer Bestimmung; sie wurde Philosophie des Lebens. Erhabene Empfindungen der Wohlthätigkeit und Menschenliebe, ein edler Drang sich hervorzuthun und nützlich zu werden, ein hoher Enthusiasmus für das Wohl der Menschheit, erwachten immer stärker. Ganz Deutschland befand sich im Zustande einer gewissen Gährung. Ein brennender Eifer, Mängel und Gebrechen überall abzustellen, alles zu verbessern, ein mächtiges Emporstreben nach Vervollkommung war jetzt, wie einst nach dem Ende des mittlern Zeitalters, allgemein herrschend.

Nur das katholische Deutschland war größtentheils in dieser allgemeinen Kultur des Geistes zurückgeblieben. Traurig schmachtete dasselbe unter dem Drucke religiöser, unbillig mit diesem Namen beehrter Meinungen, welche der Denkkraft des Menschen, dem edelsten Geschenke Gottes, willkührliche Grenzen setzten. In diesem zweideutigen Zustande, da Eigennutz und Herrschsucht einiger Menschen, oder übelverstandener Religionseifer den Verstand eines grossen Theiles der Katholiken in Furcht und Schranken hielten; andere sich redlich nach etwas Besserm sehnten; einige denkende Köpfe sehnlich nach einem Retter riefen, trat unvermuthet der Kaiser Joseph II. hervor, und entband die bisher uns

terdrückten Talente von der Leibeigenschaft, und machte den gefesselten Menschenverstand frei. Das Ende des Jahres 1780. da die Kaiserin Königin Maria Theresia starb, (29. Novemb.) und Joseph die Regierung seiner Erblande allein antrat, war der glückliche Zeitpunkt, wo seine merkwürdige Reformation ihren Anfang nahm.

Entschlossen, muthvoll, thätig, wie es wenige waren, mit dem Scharfblick eines Adlers versehen, Gebrechen überall aufzudecken, und von dem wärmesten Eifer für das Beste der Menschheit beseelet, strebte er rastlos nach dem ruhmwürdigen Zwecke, seinen Unterthanen durch eine vernünftige Aufklärung, durch Abstellung schädlicher Mißbräuche, und durch andere weise Einrichtungen, den möglich höchsten Grad von Wohlstand zu geben. Eine zu ängstlich strenge Censur hatte bisher seinen Unterthanen die Lektüre vieler guten Schriften und alle jene Früchte entzogen, die sie aus derselben hatten erhalten können. Joseph, überzeugt von der wichtigen Wahrheit, daß aufgeklärte Unterthanen den Gesetzen zuverlässiger und mit mehr Eifer gehorchen, weil sie die Nothwendigkeit derselben, und die Wichtigkeit ihrer Pflichten einsehen, hebet den bisherigen Zwang auf, welcher seine Unterthanen an der Erweiterung ihrer Einsichten hinderte, setzet den menschlichen Verstand in seine natürlichen Rechte der Denkfreiheit ein, und stellt eine beinahe unbeschränkte Preß- und Lesefreiheit her. Mit dem aufrichtigsten Wunsche, alle Gebrechen der Staatsverwaltung kennen zu lernen, und groß genug die Wahrheit zu hören, begünstiget er die Publizität, welche bereits im übrigen Deutschlande hier und da gute Wirkung gethan hatte, und nimmt sich selbst von der Kritik nicht aus. Die besten Schriften des Aus-

landes, denen ehe der Eintritt versagt war, werden nun in den Oesterreichischen Staaten gelesen. Eine Menge Schriftsteller stehen nun auf, und verbreiten ihre Gedanken unter das Publikum. Unter diesen befanden sich zwar sehr viele schlechte; aber auch einige vorzüglich gute, ein Blumauer, Alxinger, Retzer, und andere. Eine zweckmässige Verbesserung der deutschen und lateinischen Schulen, eine menschenfreundliche Verbesserung des Justizwesens nach dem Beispiele des Königs Friedrichs II. in Preussen, dessen Gesetzbuch ihn, und dessen Verfasser den Kanzler Karmer, unsterblich machte, und die Einführung verschiedener anderer Anstalten zum Besten der Menschheit, die Erbauung eines allgemeinen Krankenspitals, die Errichtung des Armeninstituts, die Anstalten zur Erhaltung der Reinlichkeit, der Gesundheit, der allgemeinen Sicherheit, waren zunächst die Gegenstände, auf welche der Kaiser seine ganze Aufmerksamkeit verwendete. Er wählte in diesen Geschäften Männer von entschiedenen Einsichten, von entschiedenem Eifer fürs Gute, einen van Swieten, Sonnenfels, u. a. zu seinen Rathgebern.

Doch was das größte Aufsehen in ganz Deutschland erregte, war seine Reformation in geistlichen Dingen. Ganz richtig hatte er bemerkt, daß die Menge von Andachten in den Kirchen, von Wallfahrten, Prozessionen und dergleichen Dingen, das sinnliche Volk von der wahren Religion und Moralität abziehe, und daß das Mönchswesen grossentheils die Quelle dieses Verderbnisses sei. Es gehörte Heldenmuth dazu, die Ungeheuer des Aberglaubens und Fanatismus zu stürzen. Aber Joseph fürchtete nicht des Reformators gewöhnliches Loos, die Rache beleidigter Herrsch- und Bereicherungs-

sucht. Mit unerschrockener Entschlossenheit ließ er eine grosse Anzahl Kirchen verschliessen, und wies die Menschen an die ordentlichen Pfarreien an; ließ in den übrigen Kirchen den unanständigen Prunk wegnehmen, stellte eine Menge Andachten, Prozessionen und Wallfahrten ein, befahl der Geistlichkeit, die Portiunkula-Ablaßtafeln mit dem Toties quoties zu kassiren, dem Volke richtige Begriffe vom Ablasse beizubringen, und hob eine grosse Anzahl Mönchs- und Nonnenklöster auf o).

Es ließ sich leicht voraussehen, daß der Kaiser durch diese Verordnungen den größten Theil der Geistlichkeit, das ganze Mönchswesen und den Römischen Hof, gegen sich aufbringen würde. Ein besonders empfindliches Mißvergnügen mußte er dadurch erwecken, daß er, um die Auswanderung des Geldes in fremde Provinzen, oder die Einwanderung verschiedener dem Staate schädlicher Grundsätze zu hindern, alle Verbindung der Ordensleute mit fremden Obern aufhob, die Jugend künftig in das deutsche Kollegium nach Rom zu schicken verbot, die berühmte Bulle in cœna domini aus allen Ritualen herauszureissen befahl, die Bulle Unigenitus verwarf, seiner Geistlichkeit die Lektüre aller jener Bücher, welche die kaiserliche königliche Censur gut hiesse, ungeachtet alles päbstlichen Verbotes erlaubte, dem Volke das Lesen der Bibel gestattete, und den Bischöfen die Macht einräumte, in Ehesachen, wenn keine im göttlichen oder natürlichen Rechte gegründeten Hindernisse vorhanden sind, aus eigener Gewalt zu dispensiren, und in Fällen, welche vermöge der Bulle in cœna domini dem Pabste vorbehalten sind, ohne päbstliche Erlaubniß zu ab-

o) Sammlung der k. k. Verordnungen in *Publico-Ecclesiasticis &c.* S. 129. und 146.

solviren p). Auch dieses war ein dem Klerus ungemein auffallender Schritt, daß er durch ein Cirkulare vom 13. Oktober 1781. in Ansehung der drei im deutschen Reiche verfassungsmässig bestehenden Religionen eine unbeschränkte Toleranz einführte, ihnen die freie und öffentliche Religionsübung zusicherte, und ausser derselben die Protestanten den Katholicken vollkommen gleich achtete q). Der päbstliche Nuntius zu Wien, Garampi, hatte daher schon ziemlich frühe ein Promemoria gegen alle diese Verordnungen eingereichet. Der Kaiser, sagte er, habe über Rechte geboten, welche dem Römischen Stuhle ausschließlich zustehen; seine Anstalten seien der Religion entgegen. Kein Fürst, welcher katholisch geblieben ist, habe jemals seine Macht so weit erstreket. Er gab bei dieser Gelegenheit zugleich zu verstehen, es seien Fälle möglich, in welchem sich die Unterthanen dem Gehorsame ihrer Landesfürsten entziehen müßten r). Allein der Staatskanzler, Fürst von Kaunitz, antwortete dem Nuntius in dem Tone eines standhaften Deutschen, und vertheidigte die Rechte seines Monarchen. Da dieser Versuch mißlungen war, nahm Pius VI. seine Zuflucht zu einem andern Mittel. Auf Einrathen seines Nuntius entschloß er sich, persönlich eine Reise nach Wien zu thun, um durch den seltenen Anblick des seit Jahrhunderten in Deutschland nicht gesehenen Oberhaupts der Kirche wo nicht den Kaiser zu einer Sinnesänderung zu bewegen, doch wenigst bei dem Volke, welches sich so gern vom Aeusserlichen hinreissen läßt, einen starken ihm günstigen Eindruck

p) Sammlung der k. k. Verordnungen ꝛc. S. 122. 145. 127. 126. 131. und 132.
q) Ebendaselbst S. 137.
r) Ebendaselbst S. 149—152.

zu machen. Er erschien im April 1782. in Wien. In Hinsicht auf diesen letztern Punkt hatte er seinen Zweck nicht ganz verfehlet. Auf seiner Rückreise brachte er es auch durch seine Beredsamkeit bei dem Churfürsten Karl Theodor dahin, daß derselbe von nun an alle weltlichen Mitglieder seines geistlichen Raths, welche bisher die Gerechtsamen des Landesherrn gegen manchen Eingriff der Römischen Kuria und der Bischöfe muthig verfochten hatten, ihrer Dienste entließ, und durch manche neue Anstalt das Interesse des Römischen Hofes beförderte. Allein den Kaiser hatte Pius zu der geringsten Nachgiebigkeit schlechterdings nicht bereden können. Joseph widerrief nicht nur seine Verordnungen nicht, sondern that vielmehr noch neue hinzu. Schon unterm 3. Junius 1782. verbot er den Eid, den ehe die Professoren und andere akademische Mitglieder auf den Universitäten wegen Vertheidigung der Lehre von der unbefleckten Empfängniß hatten ablegen müssen, ferners zu leisten. Die Stelle im Breviar am Feste Gregors VII. welche die Gewalt des Pabstes, Monarchen abzusetzen, behauptet, ließ er aus demselben herausreissen. Er erklärte die vorläufigen Eheversprechen für ungültig, zog Ehescheidungssachen vor die Gerichte der weltlichen Obrigkeit, hob die Exemtionen der Klöster auf, und verbot, künftig ohne landesherrliche Bewilligung irgend eine Gerechtsame, Gnade, Lossprechung, oder sonst etwas von Rom zu erholen s). Um endlich seinen Anstalten eine feste Dauer zu verschaffen, errichtete er Generalseminarien zur Bildung angehender Volkslehrer, ernannte würdige Vorsteher, schrieb einen zweckmässigen Plan vor, und sorgte auf solche Art

s) Sammlung der k. k. Verordnungen ꝛc. S. 212—259.

für eine gleichförmige Kultur, gleichförmige Denkungsart und Grundsätze der künftigen Geistlichkeit.

Diese neuen, unerwarteten Einrichtungen hatten, obwohl sie nur Privatanstalten waren, und zunächst nur auf eine Verbesserung der Verfassung in den Oesterreichischen Erbländern zielten, doch auch in ganz Deutschland einen auffallend grossen Einfluß. Beinahe überall wachte eine heilsame Preß- und Lesefreiheit auf, und leitete zu neuen Wahrheiten und Einsichten. An verschiedenen Orten traten gelehrte Gesellschaften mit dem Vorsatze zusammen, einige besondere wissenschaftliche Gegenstände zu bearbeiten; hier und da wurden neue Lesegesellschaften eröfnet. Die Publicität bekam nach und nach in den meisten Gegenden Deutschlands das Bürgerrecht, und deckte zum Besten der Menschen unerschrocken Mängel und Gebrechen auf. Mehrere Fürsten beeiferten sich, die deutschen und lateinischen Schulen in ihren Ländern ansehnlich zu verbesseren. Der Churfürst zu Maynz hatte Muth genug, einige Klöster aufzuheben, und die Einkünfte derselben der Universität zu Maynz zuzulegen t). Der Churfürst zu Kölln ließ sich gleichfalls einen Beitrag von einigen Klöstern in Kölln zum Besten der Universität in Bonn reichen u). Der Churfürst in Baiern errichtete eine Militärakademie zu München, der Herzog von Würtemberg eine neue Universität zu Stuttgart, der Landgraf von Hessen-Cassel eine Artillerieschule zu Cassel. Die Bischöfe zu Salzburg, Passau, Bamberg, Würzburg, und mehr andere Fürsten, gaben den deutschen und lateinischen Schulen neue vortheilhafte Einrichtungen. Die Wissenschaften erreich-

t) Le Bret Magazin zum Gebrauche der Staaten und Kirchengeschichte Th. 9. S. 435. und 444.

u) Reus deutsche Staatskanzlei Th. 6. S. 447.

ten durch solche Mittel, und durch die Begünstigung, die sie von den Fürsten genossen, einen immer höhern Grad von Vollkommenheit, und brachten bereits reichliche Früchte. Mit Entzücken sah der Menschenfreund, wie man bereits überall einen praktischen Gebrauch von denselben machte, und sie auf die mannigfaltigfaltigen Fälle der Staatsverwaltung und des menschlichen Lebens anwandte. Der Kenntniß der Natur, worin man bei so einladenden Gelegenheiten immer weiter kam, hat man es zu danken, daß man Mittel zur Rettung der Ertrunkenen, Erfrorenen, Erstickten, vom Blitze getroffenen erfand, und zum allgemeinen Gebrauche bekannt machte; daß man die Begräbnisse in den Städten abschaffte, den mannigfaltigen medicinischen Nutzen der Elektrizität entdeckte, das schädliche Läuten der Glocken bei Gewittern an den meisten Orten abstellte, und Blitzableiter errichtete. Den Bau der Kartoffeln, dieses leicht zu erzielenden und wohlfeilen Nahrungsmittels in Deutschland, hatte schon die grosse Theurung, welche vom Jahre 1769. bis 1772. herrschte, veranlasset. Seitdem führten auch die erweiterten Kenntnisse der Natur auf mehr andere wichtige Verbesserungen der Oekonomie. Der nützliche Kleebau und die Stallfütterung wurden an mehrern Orten eingeführt; das Vorurtheil, daß man Brachäcker eine Zeitlang ungenützt müsse liegen lassen, verlor sich allmählig. Die Seiden- Bienen- und Baumzucht wurde hier und da lebhafter als ehemals betrieben. In Oesterreich, in dessen Hauptstadt seit dem Jahre 1770. ein öffentlicher Lehrstuhl für die Wissenschaft der Bienenzucht bestand, hatte man so viel Fleiß auf dieselbe verwandt, daß man vom 1. November 1780. bis zum Jahre 1783. 3130. Pfund Wachs ausführen konn-

te v). In München hatte Herzer zuerst angefangen, Hüte, Handschuhe und dergleichen aus der Seidenpflanze zu verfertigen; er betrieb eifrig den Bau der Seidenpflanze, und gab durch seine Thätigkeit einer förmlichen Manufaktur ihr Entstehen, welche seitdem ziemlich vortheilhafte Geschäfte treibet. In Oesterreich hatte der Hofrath Born durch die Erfindung des nützlichen Amalgamationsprozesses Arbeit und Kosten der bisherigen Schmelzung der Metalle verringert, und seinem Vaterlande durch häufigen Absatz des Queckfilbers ungeheuere Summen gewonnen. Die Philosophie, die man nun immer häufiger auf die Gesetzgebung anwandte, hatte die schönsten Verbesserungen des Justitzwesens hervorgebracht. Man folgte in mehrern deutschen Ländern dem Beispiele Oesterreichs, schaffte die Torturen ab, und hob die Todesstrafen auf. Verschiedene andere öffentliche Anstalten, welche das menschliche Elend verminderten, und die Menschen zufriedener machten, sind gleichfalls wohlthätige Wirkungen der steigenden Philosophie und Aufklärung. Joseph errichtete ein Institut für Taubstumme, und ein allgemeines Institut zur Versorgung für Arme. Bald darauf sah man in Karlsruhe, Cassel, Hanau, Erlangen, Salzburg, Passau, München, und an mehr andern Orten, theils öffentliche, theils Privat-Armeninstitute. Von dem edlen Triebe der Menschenliebe geleitet gab man Waisen-Findel- und Krankenhäusern bessere Einrichtungen, errichtete Pensionskassen für Wittwen, Brandassekurationen, und mehr andere nützliche Anstalten. Kurz, überall sorgte man rühmlich für Ruhe, Sicherheit, Gesundheit und Erhöhung des Wohlstandes der deutschen Nation.

Vorzüglich sichtbar zeigten sich in Deutschland die

v) Le Bret Magazin ꝛc. Th. 8. S. 390.

Wirkungen derjenigen Josephinischen Reformationen, welche das Kirchenwesen betrafen. Viele Bischöfe folgten dem Beispiele des Kaisers, schränkten das Mönchswesen ein, schafften den eitlen Prunk in den Kirchen ab; hoben eine Menge Wallfahrten, Prozessionen und andere zur wahren Religion nichts beitragende Andächteleien auf, und suchten ihre Gemeinden zur Ausübung der wahren Pflichten ihrer Religion zurückzuführen. Besonders merkwürdig ist in dieser Rücksicht der vortrefliche Hirtenbrief des Erzbischofes zu Salzburg, worin er diese und mehr andere Mißbräuche einstellte, und seine Geistlichkeit ermahnte, dem Volke die Gründe von der Nothwendigkeit dieser Verordnung, und richtige Begriffe von dem Wesentlichen der Religion beizubringen. An Orten, wo man es gar nicht hätte vermuthen sollen, übten Bischöfe, Aebte und andere Geistliche, eine menschenfreundliche Toleranz aus. Abergläubische Verehrung des Mönchswesens, rohe Meinungen von dem Werthe unnützer Nebendinge in Religionssachen, übertriebene Hochschätzung unnützer Andächteleien, Vorurtheile gegen Menschen von andern Religionen und Verfolgungsgeist, verloren sich unter einem grossen Theile des deutschen Publikums gleichsam von Tage zu Tage mehr und mehr.

Bei allen diesen grossen Vorzügen, womit die letzte Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts prangte (mit Recht kann man es das Zeitalter der siegenden Vernunft, das goldene Zeitalter der Menschheit nennen), blieb doch ein sehr grosser Theil der deutschen Nation abergläubisch, ungebildet und roh. Es gab Leute genug, welche es sich absichtlich ihre Beschäftigung seyn liessen, das gedankenlose Volk irre zu führen, ihm Mißtrauen gegen die

menschenfreundlichen Anstalten ihrer Landesherren einzuflössen, und die gute Sache samt den Vertheidigern derselben verhaßt zu machen. Der Professor Wiehrl zu Baden mußte auf Betriebsamkeit der fürstlichen Speierischen Regierung zu Bruchsal seine Lehrstelle verlassen, weil er aus Feders Philosophie, welche in Baden eingeführt war, die Sätze vertheidigte: „Selbstliebe sei der einzige ursprüngliche Grundtrieb des Menschen, Selbsterhaltung sei die Grundpflicht desselben. Die Verachtung zeitlicher Güter, wenn man sie rechtmässig besitzen kann, sei pflichtwidrig„. Die Universität zu Freiburg im Breißgau belobte zwar diese Sätze; aber die hohen Schulen zu Heidelberg und Straßburg nannten sie ärgerlich und ketzerisch. Johann Lorenz Isenbiehl, Professor zu Maynz, mußte im Jahre 1779. seinen neuen Versuch über die Weissagung von Immanuel auf Befehl der Römischen Kuria, welche darin ärgerliche und ketzerische Sätze fand, widerrufen und verdammen, obwohl die angesehensten deutschen Theologen, worunter selbst bischöfliche Konsistorialräthe waren, das Buch von aller Ketzerei freigesprochen hatten x). Doktor Schlözer in Göttingen, der erste muthige Wiederhersteller der Publizität in Deutschland, sah sich, nachdem im Jahre 1784. eine anonymische gedruckte Auffoderung gegen ihn und das Churhannöverische Ministerium erschienen war, genöthiget, sich künftig alle gehässige Beiträge zu seinen Staatsanzeigen, welche einige Gebrechen aufdecken, zu verbitten y). Bald darauf fand es auch Goeckingk nothwendig, sich von der Herausgabe des Journals von und für

x) Le Bret Magazin zum Gebrauche der Staaten- und Kirchengeschichte Th. 8. S. 22—37.

y) Reus deutsche Staatskanzlei Th. 10. S. 181. ff.

Deutschland, und von der Mitarbeitung an demselben loszusagen. Auser diesen liessen sich noch eine Menge Beispiele von Widersetzlichkeiten gegen die gesunde Vernunft, und von Bedrückungen, denen Gelehrsamkeit nnd Aufklärung auch zur Zeit der Josephinischen Reformation ausgesetzt waren, anführen, wenn nicht die Erzählung derselben gegenwärtige Schrift zu weitläufig machte.

Betrachtet man den Charakter dieses Zeitalters in Rücksicht auf Moralität, so muß man gestehen, daß dieselbe auf der einen Seite viel gewonnen, auf der andern aber auch manches verloren hat. Mit dem Emporsteigen der schönen Künste und Wissenschaften stieg zugleich in eben demselben Grade auch der Luxus. Durch diesen rissen Verschwendung, ehrloses Leben und Ausschweifungen ein. Venerische Krankheiten wurden in grossen Städten allgemein herrschend, selbst in kleinern ziemlich gemein. Man hörte nicht mehr von so vielen groben Verbrechen, wie ehemals, aber man begieng jetzt feinere Sünden. Die alte deutsche Geradheit und Offenherzigkeit verloren sich; an deren Stelle traten Kleinmeisterei, Verschlagenheit, feine Betrügerei, die Kunst anders zu denken und anders zu sprechen. So wie durch grosse Fortschritte in der Kultur aller Arten von Wissenschaft, zeichnete sich dieses Zeitalter auch durch grosse Schwärmereien aus. In dem aufgeklärten achtzehnten Jahrhunderte konnte zu Berlin ein Rosenfeld Menschen unter abentheuerlichen Behauptungen überzeugen, er habe göttliche Offenbarungen, und die Mütter bereden, daß sie ihm ihre Töchter zuführten. Doktor Mesmer konnte mit seinen magnetischen Kuren sein Glück machen, und vernünftige Menschen zu Schlafwandlern und

Schlafwandlerinnen umschaffen z). Cagliostro konnte durch seine Betrügereien einer Menge Menschen die Köpfe verrücken.

Eine Gattung von Schwärmerei erstreckte sich sogar in das Gebiet der Wissenschaften und Gelehrsamkeit. Da einmal der Eifer zu reformiren und die Menschheit zu bilden erwachet war, wollte auf einmal alles an diesem edlen Geschäfte Theil nehmen, es mochte dazu Talent und Beruf haben oder nicht. Deutschland wurde mit Schriften überhäufet. Der Enthusiasmus, die Welt mit neuen Produkten zu bereichern, war nicht vorübergehend; er erhielt sich bis zum heutigen Tage. Noch im Jahre 1790. zählte man in Deutschland 5000. lebende Schriftsteller a). In der Ostermesse 1783. waren 2309. neue Werke und Fortsetzungen, und von der Jubilatemesse 1786. bis 1787. nicht weniger als 2886. Schriften erschienen. Unter einer so grossen Menge neuer Bücher befanden sich immer sehr viele schlechte; manches gute ward unter dem Schwalle der mittelmässigen verschlungen, und blieb von vielen ungekannt und ungelesen. Ueberhaupt war dieses eine vorzügliche Folge der Vielschreiberei, daß man seit der Entstehung derselben vieles las, und wenig verdaute. Eine andere Gattung der litterarischen Schwärmerei der letztern Jahrzehende bestand in dem starken Wechsel des Geschmackes und in der übertriebenen Nachahmungssucht. So wie man eben in diesem Zeitalter in den Kleidermoden beständig, und bis zur Ausschweifung wechselte, so ließ man sich auch in Ansehung schriftstellerischer Pro-

z) Journal von und für Deutschland. 1787. St. 2. S. 174. St. 3. S. 291.

a) Bouginè Handbuch der Litterargeschichte Th. 3. S. 297.

dukte von einer enthusiastischen Vorliebe bald zu dieser, bald zu jener Gattung hinreissen. Anfänglich machten die klassischen deutschen Dichter ihr Glück. Nach und nach ward man gleichgültiger gegen sie, und schrieb und las beinahe nichts anders als Romane. Als Basedow, Campe und Salzmann sich im Fache der Pädagogik allgemeinen Beifall erwarben, kamen eine geraume Zeit hindurch eine Menge pädagogischer Theorien, und Lesebücher für die Jugend heraus. Das Glück, welches einige gute Journale gemacht hatten, brachte eine Menge anderer periodischer Schriften hervor, und die Lektüre derselben war eine geraume Zeit hindurch Mode. Die Liebe zu Journalen erlosch, und eine Zeit her will man nichts als Ritterromane und Ritterschauspiele lesen. Gegenwärtig hat Becker durch sein vortreffliches Noth- und Hülfsbüchlein die Volksschriften beliebt gemacht. Das Traurigste ist, daß jeder vorzüglich gute Kopf, der sich entweder in irgend einer neu erfundenen Gattung litterarischer Produkte, oder durch eine besondere, ihm allein eigene Manier auszeichnete, eine Menge Nachahmer und elender Stümper nach sich zog. Kaum hatte Göthe die Leiden des jungen Werthers und seinen Götz von Berlichingen herausgegeben, als eine Menge anderer Schriftsteller ihm sklavisch nachkroch, und seinen Ton affektirte, ohne seinen Geist zu besitzen. Nachdem Schlözer und Goeckingk zuerst den Muth gehabt hatten, Gebrechen und Fehler öffentlich aufzudecken, war auf einmal die Publizität das Losungswort vieler Schriftsteller; sie schrieben gleichfalls freimüthig, und machten durch manche falsche Nachricht die Wahrheit und gute Sache verhaßt. Eine geraume Zeit her wurde auch das Nachdrucken zur Mode. Das-

selbe hatte das Gute, daß es manche nützliche Schrift stärker verbreitete; zugleich aber auch die schlimme Seite, daß es die Herausgabe manches andern nützlichen Werkes hinderte.

Der natürliche Hang der Menschen, sich mit dem Alten nie zu begnügen, sondern alles zu übertreiben, brachte, so wie in der Kultur der Wissenschaften, auch in der religiösen Aufklärung manchen Sprung über die Grenzen der Billigkeit hervor. Zween merkwürdige Männer, ein Ausländer und ein Deutscher, trugen dazu das meiste bei. Voltaire, dieser in Deutschland nach und nach so häufig und mit so warmen Beifalle gelesene Schriftsteller, der seinen Lesern durch seinen ungezwungenen, muntern Witz, und durch seine angenehme Schreibart eine unbeschränkte Zuneigung ablockte, hatte ganz gewiß auf Deutschland einen entscheidenden Einfluß. Manchen hatte er zum ernstlichen Nachdenken in Religionssachen geleitet, manchen Kopf hatte er aufgehellet, und von Vorurtheilen gereiniget; er hatte aber auch unstreitig einen ungleich grössern Schwarm seichter Nachbeter erzeugt, und dieselben auf den Gedanken gebracht, Spott über religiöse Gegenstände, und endlich gänzliche Verachtung aller Religion ohne innerliche Ueberzeugung, zur Modesache zu machen. Der Deutsche, dessen Schriften eben eine solche Wirkung hatten, war der berühmte Doktor Bahrdt, der sich aus der Offenbarung und Bibel einen Roman nach seiner Phantasie schuf. Die Neuheit seiner Behauptungen, und die Popularität und Lebhaftigkeit seines Vortrages erwarben ihm eine Menge Bewunderer. Und wenn gleich der kaiserliche Reichshofrath durch einen Schluß vom 27. März 1779. verordnete, daß man Verfasser, Drucker und Verleger zur Strafe ziehen, und alle

noch vorräthigen Exemplare seiner anstössigen Schriften wegnehmen sollte b), so konnte doch dadurch der Eindruck, der nun durch das Lesen derselben bereits gemacht war, nicht getilget, noch der weitere Umlauf der Bücher, die nun schon einmal in den Händen des Publikums waren, gehemmet werden.

§. 31. Unternehmungen des Kaisers gegen das Hochstift Passau. Andere Maaßregeln desselben in weltlichen Dingen.

Bei dieser schiefen Richtung, welche die Aufklärung durch dergleichen Auswüchse einer lebhaften Einbildungskraft zu nehmen schien, war es allerdings nützlich, daß Joseph II. dem Hange zu einer übertriebenen Denkfreiheit eine vernünftige Aufklärung entgegensetzte. Durch zweckmässige Abstellung schädlicher Mißbräuche in Religionssachen und des lächerlichen Aberglaubens räumte er dem Religionsspötter den Stoff zum fernern Spott und zur Verachtung der Religion weg. Dadurch, daß er für das Heranwachsen guter Volkslehrer, für gute Bildung der Menschen, für gründlichen Unterricht in der Religion sorgte, bewahrte er den gesunden Menschenverstand, den der Anblick manches erkannten, bisher gleichsam geheiligten Mißbrauches nothwendig ärgern mußte, vor der Gefahr, sich selbst überlassen zur gänzlichen Verwerfung aller Religion hingerissen zu werden. Um diesen edlen Zweck desto sicherer zu erreichen, gieng Josephs grosser Entwurf vorzüglich dahin, ohne Vorwissen und Bewilligung des Staates keine geistliche gesetzgebende Gewalt in seinen Ländern ausüben zu lassen, und keinen Einfluß fremder Bischöfe in seine Staaten zu dulden.

b) *Acta histor. eccles. nostri temporis* Th. 37. S. 691—694.

den. Die Erfahrung hätte leider schon oft gezeigt, wie sehr der Eigensinn oder die besondere Denkungsart fremder Bischöfe die guten Absichten weltlicher Fürsten, in deren Ländern sie geistliche Gerichtsbarkeit ausübten, gehindert hatten. Mit der Aufhebung dieser fremden Diöcesangewalt, und durch die Aufstellung eigener Landbischöfe, dachte der Kaiser, fiele dieses wichtige Hinderniß weg. Ferners würde dadurch die schädliche Auswanderung vielen Geldes an auswärtige Ordinariate zum Besten des Landes gehemmet. Und für Josephs brennenden Eifer, seine Staaten in einen recht blühenden Zustand zu versetzen, war gewiß ein solcher Gewinn ein überaus wichtiger Punkt. Nach den Grundsätzen der Staatsklugheit betrachtet, war dieser Plan ohne allen Zweifel vortreflich; aber in Rücksicht auf Grundsätze des Rechts nicht allerdings billig. Als daher der Kaiser die Ausführung desselben wirklich unternahm, erregte dieses eben darum, weil man es als eine Verletzung reichsständischer Gerechtsamen und der Reichsverfassung betrachtete, ein ungemein grosses Aufsehen.

Das erste deutsche Hochstift, welches den kaiserlichen Grundsätzen zu Folge auf eine tumultuarische, gewaltsame Art seine uralten Gerechtsamen in Oesterreich verlor, war Passau. Als am 13. März 1783. der Kardinal und Fürst-Bischof daselbst starb, ward dem Domkapitel sogleich am folgenden Tage durch den kaiserlichen Landeshauptmann, Grafen von Thürheim, schriftlich angekündiget: Auf kaiserlichen Befehl sei und bleibe ganz Oesterreich ober der Ens sammt dem Innviertel von nun an von der Passauischen Diöcese getrennet; es sei bereits auch die Anstalt getroffen worden, die in diesem Lande liegenden Güter des Hochstifts in Besitz zu nehmen.

Auf diese unvermuthete Erklärung folgte sogleich die Vollziehung. Die geistliche Gerichtsbarkeit der Passauischen Konsistorien in Oesterreich wurde gesperret; auf den in diesem Lande befindlichen Gütern des Hochstifts erschienen Oesterreichische Kommissärs mit offenen Paritionsbefehlen, und nahmen selbige sammt den vorräthigen Kassengeldern in grosser Eile in Besitz; die Passauischen Beamten wurden in Oesterreichische Pflicht genommen; man befahl ihnen, bei Strafe der Kassation, alle Einkünfte zum Oesterreichischen Religionsfond zu senden, und verbot ihnen auf das schärfeste, irgend einen Befehl von Passau in Zukunft anzunehmen, oder irgend eine Schrift dahin zu senden c). Selbst die Güter des Domkapitels erfuhren das nämliche Schicksal.

Diese unerwartete Begebenheit machte überall einen ausserordentlichen Eindruck. Das Domkapitel erschrack; die deutschen Bischöfe geriethen in Bestürzung, ganz Deutschland erstaunte. Die Bischöfe zu Passau hatten die Diöcesangewalt seit Jahrhunderten in Oesterreich und in dem Innviertel ausgeübt; sie schienen ihnen durch die Grundgesetze des deutschen Reiches, durch den Religions- durch den Westphälischen Frieden, durch die Wahlkapitulationen und durch die bisherige Reichsverfassung gesichert. Noch erst im Jahre 1728. hatte sie ihnen ein Vertrag des Kaisers Karls VI. mit dem Bischofe feierlich bestätiget. Die Güter welche Joseph zugleich mit der Diöcese eingezogen hatte, waren

c) Die meisten Urkunden, welche die Richtigkeit der hier angegebenen Thatsachen beweisen, befinden sich in Reusens deutscher Staatskanzlei Th. 2. 4. und 13. Ein grosser Theil derjenigen, die ich hier benutzte, ist noch ungedruckt.

theils förmliche Reichslehen, theils Privatgüter, welche das Hochstift einst durch Schenkungen der Kaiser, durch baaren Kauf, oder durch Tausch rechtmässig an sich gebracht und bisher besessen hatte. Ueberdieß standen diese Güter mit der geistlichen Gerichtsbarkeit der Passauischen Bischöfe nicht in der geringsten Verbindung; und hielt es auch der Kaiser für billig diese einzuziehen, so war er doch gewiß nicht berechtiget, ihnen ihr unstreitiges Eigenthum zu entreissen.

Das Domkapitel ermangelte nicht, dem Kaiser alle diese und noch mehr andere Gründe in schriftlichen Vorstellungen vor Augen zu legen. Allein dieselben hatten den gewünschten Erfolg nicht. Der Kaiser antwortete, er werde sich von der Ausübung seiner Souveränetätsrechte, und seiner Pflicht, das Wohl seiner Unterthanen und das Beste der Seelsorge zu befördern, durch nichts abhalten lassen. Auch der Staatskanzler schrieb dem Domkapitel auf dessen wiederholte Vorstellungen zurück: Es sei wesentliche Pflicht des Kaisers, nach den Zeiten, Umständen und andern Verhältnissen, die aus dem festgesetzen Regierungssystem fliessen, auf die Religion und Seelsorge bedacht zu seyn; diesem Rechte müßten alle übrigen weichen. Da alle Gründe bei dem Kaiser keinen Eingang fanden, wandte sich das Domkapitel an einige geistliche und weltliche Churfürsten, und bat um Vermittelung. Die meisten erklärten sich günstig; besonders merkwürdig ist die Aeusserung, welche der Berliner-Hof durch seinen Gesandten zu Regensburg dem Domkapitel zu Passau that: Es werde nicht schwer seyn, die Sache sowohl überhaupt nach den Rechten zu entscheiden, als in wiefern der Friede zu Teschen durch dieselbe verletzet werde, welcher bei der Abtretung

des Innviertels an Oesterreich die Rechte des Dritten vorbehalten. Der Berliner-Hof sei erbietig, diese Sache am Reichstage zu unterstützen.

Indessen ward am 19. May ein neuer Bischof gewählet. Dieser war Joseph aus dem Fürstlichen Hause Auersberg. Auf seine Veranstaltung wurden die Reichsstände ersuchet, vor der Hand am kaiserlichen Hofe oder am Reichstage nichts zu unternehmen. Er selbst fieng Unterhandlungen mit dem kaiserlichen Ministerium an. Seine ersten Vorschläge wurden verworfen. Der Fürst von Kaunitz drohte mit unangenehmen Vorkehrungen, wenn der Bischof in die Verfügungen des Kaisers nicht einwilligen würde. Die Unterhandlungen wurden hierauf abgebrochen. Nach einiger Zeit nahm man solche von Neuem vor. Das Resultat derselben war, daß der Kaiser versprach, dem Hochstifte Passau seine eigenthümlichen in Oesterreich liegenden Güter wieder zurückzugeben, wenn ihm selbiges zur Aussteurung des neuen Bisthumes, welches zu Linz sollte errichtet werden, 400,000. fl. Oesterreichischer Währung nebst den Zinsen bis zur Tilgung der Summe bezahlen würde, und daß die Passauischen Diöcesangerechtsamen in Oesterreich und im Innviertel für immer aufgehoben blieben. Unter diesen Bedingnissen ward der Vergleich am 4. Julius 1784 unterzeichnet. Als die Domherren Bedenken trugen, dieses gleichfalls zu thun, erhielten sie die Erklärung, dem Kaiser sei es gleichgültig, ob das Domkapitel siegeln werde, oder nicht. Ohne Hoffnung, die Sache durch Weigerung hindern zu können, trat also auch dieses dem Vergleiche bei.

Eine so auffallende Begebenheit befremdete einen grossen Theil der deutschen Reichsstände. Zween grosse Churhöfe, Berlin und Maynz, erklärten eine

so gewaltthätige Wegnahme uralter Gerechtsamen als einen Bruch des Westphälischen und Teschenschen Friedens, eine Verletzung des deutschen Kirchenzustandes, welcher die Gewährschaft der Reichsgesetze und der hergebrachten Grundverfassung für sich habe. Sollte jeder Fürst dergleichen Dinge nach Belieben und eigenmächtig unternehmen dürfen; sollte die eigene Konvenienz, sollte das besondere System eines jeden Fürsten, und die Wohlfahrt seiner Staaten allein das höchste Gesetz seyn, so muß die Gerechtigkeit unterliegen. Alles geräth alsdann in Verwirrung; nichts ist mehr sicher; das Loos der Gesetze, Rechte, Reichsverfassung ist eine willkührliche Auflösung; der Schwächere wird eine Beute des Stärkern. Diese Betrachtung erregte bei vielen Reichsständen eine grosse Besorgniß. Sie befürchteten, ein solches Beispiel dürfte mehrere nach sich ziehen. Seit geraumer Zeit hatte man ohnehin schon ähnliche Versuche bemerket.

Schon im Jahre 1766. hatte der Wiener-Hof den Geistlichen, dem Adel und den Reichsstädten in Schwaben, sogar einigen Fürsten daselbst d), welche in dem Oesterreichischen Antheile einige Güter und Einkünfte haben, den Befehl zugeschickt, ohne Zögerung ihre Fassionen einzusenden. Derselbe war fest entschlossen, sie mit einer Dominikalsteuer zu belegen. Von allen Grundstücken, Gülten, Zinsen, Zehnden und Einkünften, hätten verge derselben 16. fl. vom Hundert bezahlt werden sollen. Man hatte sogar gedrohet, Zwangsmittel zu gebrauchen, wenn einige säumen würden, die Steuer zu entrichten e). Diese Foderung veranlaßte eine grosse Bewegung. Man machte Vorstellungen

d) Reus deutsche Staatskanzlei Th. 15. S. 221. f.
e) Ebendaselbst.

dagegen bei der Kaiserin Königin und bei dem Kaiser; man bat die Kreisausschreibenden Fürsten um Unterstützung; der ganze Kreis nahm sich der Sache an; man hielt Kreisversammlungen, und nahm Berathschlagungen vor, wie man der Gewalt ausweichen könne. Wahrend dessen häuften die Oesterreichischen Oberämter Drohungen auf Drohungen, und drangen auf strenge Vollziehung der Befehle Theresiens. Nach langen Streitigkeiten kam endlich im Jahre 1774. ein Vergleich zwischen der Kaiserin Königin und dem Schwäbischen Kreise zu Stand. Obwohl die meisten der gedachten Güter nicht unter Oesterreichischer Landeshoheit stehen, mußten die Besitzer derselben sich doch zu einer Summe von 500,000. fl. verstehen, welche sie einmal für allemal zu erlegen hatten f). Dessen ungeachtet fuhr man seitdem fort, die Insassen von Burgau, welches nie ein geschlossenes Gebiet war, zu Oesterreichischen Unterthanen machen zu wollen. Der Kaiser verbot dem Reichshofrathe in den Jahren 1775. und 1777. dieselben zu schützen g). Man sprach ihnen in der Folge sogar die Freiheit ab, bei dem Reichstage Hülfe zu suchen. Auch selbst die Hoffnung zu einem Vergleiche benahm man ihnen h). Aehnliche Schicksale erfuhr auch mancher andere schwächere Nachbar des Erzhauses Oesterreich. Eine gewisse Familie von Zedtwitz, welche die Herrschaft Asch von der Krone Böhmen zu Lehen hatte, aber zugleich im Besitze der Reichsunmittelbarkeit war, mußte 8. Jahre lang eine militärische Exekution aushalten, und sah sich endlich

f) Reus deutsche Staatskanzlei Th. 15. S. 241. ff.
g) Darstellung des Fürstenbundes. Buch 4. Kap. 10. S. 172.
h) Ebendaselbst S. 173.

dadurch genöthiget, sich ganz der Böhmischen Landeshoheit zu unterwerfen i).

Nach einem für die Reichsverfassung sehr bedenklichen Grundsatze fieng man jetzt an, jeden ältern Fall der Geschichte, woraus sich je nur der geringste Schein irgend eines kaiserlichen Vorrechts herleiten ließ, zu benutzen. Aus der Willfährigkeit, den Wunsch irgend eines ältern Kaisers zu befriedigen, folgerte man eine Pflicht; aus der Unterlassung des Widerspruches gegen irgend eine einzelne Unternehmung desselben ein förmliches Recht. Als der Kaiser Joseph II. die Regierung seiner Erblande antrat, schickte er bald darauf eine Menge Panisbriefe ins Reich. Diese sind Schreiben, worinn der Kaiser nach Willkühr einen seiner Diener oder Unterthanen, oder auch einen Auswärtigen einem gewissen Stift oder Kloster zur lebenslänglichen Versorgung empfiehlt. Die Gewohnheit, solche Briefe zu ertheilen, war im XIV. Jahrhunderte ohne Gesetz entstanden. Manches Stift bezeigte sich gefällig gegen den Kaiser, und reichte dem Panisten Kleidung und Unterhalt. Aber nicht überall nahm man die Panisbriefe an; nicht in Ansehung aller Stifte und Klöster kann sich der Kaiser auf eine Observanz berufen. In protestantische Stifte wurde seit dem Westphälischen Frieden kein Panist geschickt. Jetzt aber sandte Joseph Brodbriefe nicht nur in unmittelbare, welche ohnehin nur ihm und dem Reiche allein unterworfen waren, sondern auch in mittelbare, ja selbst in protestantische Stifte. In Schwaben, wohin nie ein Panisbrief gekommen war, schrieb er sogar Absenzgelder aus, gleichsam als eine rückständige Summe für dieses bisher dort nicht

i) Pütters historische Entwickelung der Deutschen Staatsverfassung Th. 3. S. 210.

ausgeübte Recht. Diese Versuche machten eine grosse Sensation. Einige Stifte bezeigten sich zwar willfährig gegen den Kaiser, und ehrten die Panisbriefe. Dieses thaten die Abtei Niedermünster, und das Spital zu Regensburg. Aber die mächtigern Fürsten schickten sie wieder zurück. Als ein solcher Brief auf das Nonnenkloster Adersleben im Halberstädtischen war gegeben worden, gab der König von Preussen sogleich Befehl, denselben wieder zurückzusenden, mit der Erklärung, man möchte künftig die in den Staaten des Königs liegenden Stifte und Klöster mit solchen Zumuthungen verschonen; sie seien unerhörte Anmassungen; nur in einige Reichsunmittelbare Klöster könne der Kaiser Panisbriefe rechtmässig senden; hier mangele überdieß noch Besitz und Herkommen k). Churhannover hatte schon vor der Ankunft solcher Briefe die nöthigen Befehle an die Regierung ergehen lassen. Da dieses nie hergebracht sei, (so lautete das Reskript,) und der Landeshoheit entgegen stehe, so soll man dem Präsentirenden bezeugen, daß alles durchaus untersagt worden l). Der Herzog von Würtemberg nahm die Brodbriefe gleichfalls nicht an. Der Abt zu St. Emmeran in Regensburg fand sich für dießmal mit dem Panisten mit einer Summe Geldes ab, und verwahrte seine Rechte für die Zukunft m). Die meisten Reichsstände betrachteten diese Sache als einen schädlichen Mißbrauch. Vermittelst der Panisbriefe, welche der Kaiser ertheilte, konnte der Erzherzog von Oesterreich seine abgelebten, unbrauchbaren Diener auf fremde Kosten unterhalten; und die Einheimischen, welche einer Unterstützung be-

k) Reus deutsche Staatskanzlei Th. 2. S. 289. f.
l) v. Dohm vom deutschen Fürstenbunde.
m) Reus deutsche Staatskanzlei Th. 5. S. 2. f.

dürften, würden haben zurückstehen müssen. Aus diesem Gesichtspunkt betrachtete man dieses Ansinnen. Man befürchtete, diese einzelnen Foderungen möchten sich nach und nach in drückende Auflagen verwandeln. Der Mächtigere, dachte man, würde durch solche Mittel seine Kräfte zum Nachtheile der Schwächern vergrössern, wenn diese gezwungen würden, die ihrigen durch solche Bürden zu schwächen.

Um diese Zeit geschahen noch mehr andere Dinge, welche manchen denkenden Reichsfürsten für die Aufrechthaltung seiner Gerechtsamen und Freiheiten, und für die unerschütterliche Dauer der Reichsverfassung besorgt machten. Als Maria Theresia mit Tod abgieng, machte die Oesterreichische Gesandtschaft unvermuthet den Versuch, sich auf dem Reichstage von den fürstlichen Gesandten zu trennen, und den churfürstlichen gleichzustellen. Dieses zog einen heftigen Widerspruch der Churfürsten nach sich n); es war der bisherigen Observanz entgegen. Gleichwohl wurde der Anspruch des Erzhauses, sich alle Vorrechte der Churfürsten beizulegen, öfters erneuert. Da der Churmainzische Direktorialgesandte einmal krank war, machte der Oesterreichische den Versuch, das Direktorium sich zuzueignen. Ja man bemühte sich sogar zuweilen, Schlüsse des Reichstages ohne förmliche Ablegung der reichsständischen Stimme zu bewirken o). Die Stärke des Eindruckes, den dergleichen Unternehmungen machten, ließ manchem Fürsten nicht einmal so viel Billigkeit, oder Zeit zum ruhigen Nachdenken übrig, um durch ernstliche Untersuchung sich zu überzeugen, ob nicht das Erzhaus, oder der Kaiser wirklich ein Recht zu mancher Foderung habe. Denn dieses ist

n) Reus deutsche Staatskanzlei Th. 3. S. 428.
o) Pütters historische Entwickelung ꝛc. Th. 3. S. 209.

der gewöhnliche Fall in der Welt; eine einzige unglückliche Erfahrung ist gemeiniglich hinreichend, daß man in Zukunft auch bei der unschuldigsten Handlung Verdacht schöpfet. Einige der neuern Vorfälle schienen freilich einer Wegsetzung über Gesetze und Rechte des Dritten, einem Bestreben ähnlich, frei und ungebunden zu handeln, nichts gelten zu lassen als seinen Willen, und sein einmal festgesetztes System. Vermöge der beschwornen Wahlkapitulationen ist jeder Kaiser verbunden, wenn er zur Zeit eines Hauskrieges Truppen durch der Reichsstände Lande marschiren zu lassen gedenket, sie um die Freiheit des Durchmarsches vorher zu ersuchen. Er muß erst mit denselben alles wegen der Quartiere und wegen der Verpflegung der Truppen vollkommen berichtiget haben. Als der Kaiser in den Jahren 1784. und 1785. bei den bekannten Streitigkeiten mit Holland über die Eröfnung der Schelde, Truppen durch das Reich ziehen hieß, unterließ der Wiener-Hof manches von den hergebrachten Formalitäten. Die Requisitionen enthielten nichts von baarer Bezahlung in den landesüblichen Preisen. Der Oesterreichische Kriegskommissär wollte sich nur zu einer geringen Vergütung für die Mundportionen und Pferdrationen verstehen. Der Fränkische Kreis beharrte standhaft bei seinen Foderungen; da antwortete jener mit zuversichtlichem Trotze: Die Truppen würden durchmarschieren, wenn gleich weder der Verpflegungspunkt noch die Instradirung berichtiget wären p). In die Länge wurden der Fränkische und Churrheinische Kreis der verdrüßlichen Händel müde. Sie verstanden sich, auf strenge Beobachtung der Wahlkapitulation zu dringen. Ein Kreis nach dem andern trat mit Kla-

p) Reus deutsche Staatskanzlei Th. 9.

gen hervor, und machte Vorstellungen. Selbst Baiern weigerte sich endlich am 11. April 1785. einen weitern Durchmarsch Ungarischer Truppen zu gestatten. Doch mehr Bedenklichkeit, als je diese geringern Streitigkeiten, erregten der Krieg selbst, und die Grundsätze, die ihn veranlaßten. Durch starke Anstrengung ihrer Kräfte, und durch viel vergossenes Menschenblut hatten sich die Holländer die Freiheit der Schiffarth auf der Schelde, und, um sich vor Uebermacht gewaltiger Nachbarn zu sichern, ansehnliche Barrierstädte erfochten; heilige Verträge und Friedensschlüsse hatten ihnen den Besitz feierlich zugesichert. Allein Joseph findet dieses seinem System, der Wohlfahrt seiner Staaten nicht zuträglich; die Sperrung der Schelde ist seinem Niederländischen Handel nicht günstig, er will die Schelde frei haben; er erkennet keine Barriere mehr, und muthet den Holländern zu, daß sie ohne Weigerung seine Foderungen erfüllen. Die Holländer, im Gefühl ihrer Pflicht der Selbsterhaltung (manchem schien sie heiliger noch, als die Pflicht, das Wohl des Staats zu erhöhen), weigern sich; sie thun Vorstellungen; sie fangen Unterhandlungen an. Allein der Kaiser verwarf ihre Anträge; er bestand auf seinen Foderungen. Es sind keine Barrieres mehr, antwortete der Oesterreichische Staatskanzler; der Kaiser will nichts mehr davon hören q). Man suchte die Freiheit der Schiffarth mit Gewalt durchzusetzen. Der Kaiser erklärte, den ersten Schuß, den das Holländische Wachtschiff auf ein Oesterreichisches Schiff thun würde, werde er als eine Kriegserklärung aufnehmen. Der Schuß geschah, und Joseph schickte Truppen nach Holland. Oeffentlich gab man in Schriften und Handlungen

q) *Conversation ministerielle avec le comte de Wassenaer.* 1782.

zu erkennen, das Recht der Landeshoheit sei unbeschränkt; Beförderung der Wohlfahrt des Ganzen sei höchste Pflicht des Regenten. Wenn diese es fodere, können keine Verträge schwächerer Vorfahren die Nachkommen binden r). Solche Grundsätze waren es eigentlich, welche manchem Reichsstande Furcht und Mißtrauen einflößten. Mancher mochte sich aus der Geschichte erinnert haben, welcher verführerische Reitz der Anblick des Schwächern für den Mächtigen sei; aber man bedachte nicht, daß Anstalten, welche das Gepräge unbändiger Herrschsucht und Gewaltthätigkeit hatten, weit öfter das Werk der Geschäftführer, als der Monarchen selbst waren.

§. 32. Projekt eines Baierischen Ländertausches. Deutscher Fürstenbund. Weitere Unternehmungen gegen einige Erz- und Hochstifte. Folgen der neuen Grundsätze von Souveränetät.

In einer solchen Lage der Dinge ist es wohl kein Wunder, wenn die Eifersucht irgend eines mächtigen Nebenbuhlers die innerliche Stimmung einiger Reichsstände benutzte, sie zur Ergreifung gemeinsamer Maaßregeln aufmunterte, und zur muthigen Behauptung der deutschen Reichsfreiheit vereinigte. Die nächste Veranlassung dazu war ein Versuch des Kaisers, Baiern durch Tausch in seine Hände zu bringen. Am 3. August 1784. war zwischen dem Wiener-Hofe und dem Churfürsten von Pfalzbaiern eine geheime Konvention geschlossen worden, deren Inhalt man nicht öffentlich wollte bekannt werden lassen. Am 3. Jäner 1785. ward sie ratificirt. Bald darauf

r) S. das Manifest des Kaisers in Betreff dieser Streitigkeit. Ingleichen einige Schreiben an verschiedene Höfe, und Hausens Staatskunde von Holland.

verbreitete sich ein Gerücht, der Churfürst habe einen Vergleich getroffen, das Herzogthum Baiern an das Erzhaus Oesterreich gegen die Oesterreichischen Niederlande zu vertauschen. Das Gerücht verstärkte sich von Tage zu Tage; der Baierische Patriotismus und die Nationaldenkungsart ertönte in lauten Klagen. Der Churfürst ließ im 25. Stücke der Münchner-Hofzeitung vom Jahre 1785. denselben öffentlich widersprechen. Doch damit begnügten sich die Landstände nicht. Die Baierische Landschaft hat seit uralten Zeiten wichtige Freiheiten und Privilegien. Patriotisch sorgten die Stände von jeher, daß das Land unzertrennet beisamenbleibe. Mehrere Kaiser hatten ihnen dieses in feierlichen Urkunden zugesichert. Mehrere ihrer Herzoge hatten ihnen die Freiheit bestätiget, daß keine Theilung der Baierischen Lande ohne ihre Einwilligung vor sich gehen darf. Die Baierischen Landstände liessen daher, da diese Nachricht sie in Schrecken setzte, unterm 11. Februar eine Vorstellung an den Churfürsten gelangen. Herzhaft erklärten sie, sie würden in der Geldnegotiation zur Abtragung der dem Churhause Sachsen für Entschädigung wegen der Allodialerbschaft bestimmten zwölften Frist keinen Schritt thun; würden auf die neuesten Foderungen des Churfürsten keine Erklärung thun, bis sie nicht von ihm eine deutliche, entscheidende Aeusserung über diesen wichtigen Punkt haben würden. Auf dieses freimüthige Ansuchen, welchem noch ein besonderes Schreiben ähnlichen Inhalts von der Stadt München beigelegt war, versicherte der Churfürst in seiner Antwort vom 13. Februar abermals, das Gerücht sei ohne Grund; die Konvention vom 3. August 1784. habe nur Grenzenirrungen zwischen Baiern und dem Junviertel betroffen s).

s) Reus deutsche Staatskanzlei Th. 9. S. 497. u. 505.

Allein man erfuhr es bald aus ächten Quellen, daß die Nachricht von einem Baierischen Ländertausche kein eitles Mährchen gewesen sei. Wirklich waren bereits alle nöthigen Anstalten dazu getroffen. Der Einwilligung des Churfürsten hatte sich der Wiener-Hof vorläufig versichert. Dem Herzoge von Zweibrücken, als nächsten Verwandten und Nachfolger, hatte der Gesandte der Russischen Kaiserin schon im Jäner den Antrag gethan, den Tausch zu genehmigen. Ohne viele Umstände hatte er einen Termin von acht Tagen zu dessen Einwilligung festgesetzt. In der Absicht, seinem Ansinnen mehr Nachdruck zu verschaffen, hatte er dem Herzoge zugleich zu verstehen gegeben, der Tausch würde, wenn er sich auch nicht geneigt erklärte, dennoch auch ohne seine Einwilligung vor sich gehen t). Diese Negotiation brachte endlich das Geheimniß an den Tag. Der Antrag setzte den Herzog von Zweibrücken in Verlegenheit und Bestürzung. Die Art, dieses Geschäft zu betreiben, hatte die Gestalt eines Zwanges. Es galt den Verlust einer Erbschaft von entschiedenem Werthe, und dagegen den Empfang einer zweideutigen Entschädigung. Der Herzog suchte Rath und Unterstützung bei dem König aus Preussen.

Dem Plane zu Folge, worüber sich Oesterreich und Rußland verstanden hatten, wäre das ganze Herzogthum Baiern, die obere Pfalz, die Fürstenthümer Neuburg und Sulzbach, die Landgrafschaft Leuchtenberg nebst mehrern zu Baiern gehörigen Oertern, ein Bezirk von ungefähr 700. und noch mehr Quadratmeilen, ein Land von ungefähr einer Million und 300000. Menschen, einem starkern, tapfern, mit grossen Anlagen begabten Volke be-

t) Reus deutsche Staatskanzley Th. 11. S. 387.

wohnet, mit Getreide, Vieh, Salz und Holz reichlich versehen, bei einer jährlichen Erträgniß von ungefähr 6. Millionen Gulden einer noch weit gröſsern Kultur und Benützung fähig, dem Erzhause Oesterreich zugefallen. Ungemein wäre dadurch dessen Macht vergrössert worden. Von den Grenzen der Türkei an bis an den Schwäbischen Kreis hätten sich die Oesterreichischen Staaten ununterbrochen fortgezogen; nicht zu gedenken, daß auch in Schwaben ein ansehnlicher Strich Landes dem Erzhause gehorchet. Der Churfürst hätte zwar die Baierischen Stimmen auf dem Reichstage behalten, sonst aber nichts für sein Opfer bekommen, als die Oesterreichischen Niederlande, jedoch mit Ausschluß der Grafschaft Namur, und des Herzogthums Luxenburg. Karl Theodor hätte die auf den Niederlanden, Oesterreich die auf Baiern haftenden Schulden übernommen. Die Truppen und Artillerie in den Niederlanden und in Baiern hätte der Kaiser sich vorbehalten; dem Churfürsten nur die Pfälzischen und fremden Truppen gelassen. Der Kaiser hätte sich der Werbung in den Niederlanden begeben, nicht aber der Freiheit, in diesem Lande Geld zu negotiiren. Dem Versprechen gemäß hätte der Churfürst durch die Niederlande um eine Million mehr an Einkünften erhalten, aber auch in dem Falle, wenn sich ein beträchtlicher Ueberschuß an denselben würde gezeigt haben, die Schulden von Baiern pro rata übernehmen sollen. Uebrigens hätte das Churhaus nebst der Anweisung an jene Vortheile, welche von der Republick Holland erst zu erwarten wären, die königliche Würde von Burgund, der Churfürst für seine Einwilligung in diesen Tauschvergleich 1 ½. Million, der Herzog von Zweibrücken 1. Million, und der Prinz Max von

Zweibrücken ½. Million für ihre Einwilligung erhalten u).

Wäre dieser Entwurf in Erfüllung gegangen, Oesterreich würde davon grosse Vortheile gezogen haben. So dachte Friedrich II. König aus Preussen, und trat mit Entschlossenheit in den Weg. Nicht mit dem Schwert in der Hand, wie dieses ehemals öfter geschehen war; durch geschickte Anwerbung wichtiger Gegner, durch Entgegensetzung eines förmlichen Bundes suchte er die Ausführung des Entwurfes zu hintertreiben. Lebhaft schilderte er den angesehensten Churfürsten die Gefahr, welche der Baierische Ländertausch dem deutschen Reiche bringen würde. Dringend stellte er ihnen vor, wie widerrechtlich ein solches Vorhaben sei. Nach seinem Urtheile war es seit dem Frieden zu Teschen nicht einmal mehr denkbar, eine Vereinigung Baierns mit den Oesterreichischen Staaten zur Sprache zu bringen. Der Krieg über die Baierische Erbfolge, sagte er, sei eigentlich deswegen geführt worden, um eine so ausserordentliche Ründung der Oesterreichischen Länder und übertriebene Vergrösserung zu verhindern. Bei den Friedensunterhandlungen habe man hierauf die Frage von einer solchen Umtauschung gänzlich von der Hand gewiesen. Der Friede selbst habe entschieden, daß sich Oesterreich mit dem Innviertel begnügen soll. Die Erwerbung Baierns sei daher eine Verletzung des Friedens zu Teschen. Es gelang ihm, die vornehmsten deutschen Höfe zu überzeugen. Sie näherten sich seinen Absichten; sie erklärten sich geneigt, sich mit ihm zu verbinden, und sich den Absichten des Wiener-Hofes gemeinschaftlich zu widersetzen.

Die

u) Reus deutsche Staatskanzlei Th. 11. S. 436. und Th. 12. S. 315. f.

Die Nachricht von dem Anschlage des Königs und einiger mächtigern Reichsstände gelangte bald zu den Ohren des Kaisers. Man ärgerte sich zu Wien über Friedrichs Bestreben, einen der schönsten Entwürfe zu vereiteln. Der Fürst von Kaunitz erließ sogleich am 11. May ein Cirkulare an die kaiserlichen königlichen Minister im Reiche. Er gab ihnen Anweisung, was sie an den Höfen erklären, welche Sprache sie reden sollten. Man widersprach dem Gerüchte von einem Baierischen Ländertausche. Man nannte dasselbe eine gehässige Verläumdung. Man schilderte Friedrichs Absichten mit schwarzen Farben. Um die Reichsstände von dem Gegentheile zu überzeugen, bot man ihnen sogar eine Gegenverbindung unmittelbar mit dem Oberhaupte des Reiches selbst an v). Die Minister thaten diese Erklärungen in einem nicht durchgehends gleichen Tone. Je nachdem der eine oder der andere ein mehr oder weniger lebhaftes Temperament hatte, drückte er sich auch mehr oder weniger heftig aus. Der Minister am Niedersächsischen Kreise mahnte die Reichsstände sogar förmlich von allen andern Verbindungen ab w).

Die Kaiserin von Rußland ließ durch ihre Minister gleichfalls widersprechen, daß sie den Baierischen Ländertausch, Sekularisationen deutscher Bisthümer, und andere Dinge, die man gegenwärtig befürchte, zu unterstützen geneigt sei; sie that es aber mit weniger Zurückhaltung. Sie läugnete nicht, daß sie es aus Freundschaft für den Kaiser auf sich genommen habe, dem Herzoge von Zweibrücken den Umtausch in Vorschlag zu bringen. Allein es sei nur auf freie Einwilligung der interessir-

v) Reus deutsche Staatskanzlei Th. 10. S. 395—397.
w) Ebendas. S. 400. und 403.

ten Theile angesehen gewesen; die Abneigungen derselben würden ohnehin allen weitern Unterhandlungen ein Ende gemacht haben. Sie betrachte den Teschener Frieden als eines der ersten Grundgesetze des Reiches, und werde den Verpflichtungen der Garantie desselben, die sie übernommen habe, nie entgegen handeln x).

Jetzt stimmte auch der Wiener-Hof seinen Ton nach dem Russischen. Dessen Minister gestanden nun gleichfalls, daß zu einem Umtausche Baierns der Antrag zwar gemacht worden; sie erklärten aber, dieses sei nur ein freundschaftlicher Antrag gewesen; von einer gewaltsamen Handlung sei die bisher beobachtete Art zu verfahren sehr weit unterschieden y). Dieser Erklärung folgte bald eine dritte. Auf Befehl des kaiserlichen Hofes mußten die Minister von den Reichsständen eine zwar von ihrer ganz freien Willkühr abhängende, aber doch deutliche und entscheidende Antwort sich erbitten, ob sie eine nähere Verbindung gegen gewaltsame Unternehmungen, welche etwa zu besorgen seyn möchten, und gegen Reichsverfassungswidrige Gefahren für unnöthig und überflüssig fänden, oder nicht? Und ob sie in dem letztern Falle der ihnen von dem Kaiser angebotenen nähern Vereinigung beizutreten geneigt wären? z). Das Cirkulare vom 23. Junius, welches ihnen diese Anweisung ertheilte, enthielt den ausdrücklichen Auftrag, sie sollten diese Anfrage auf eine zwar höfliche, aber zugleich ernstliche und nachdrückliche Art thun. So ängstlich besorgt war man zu Wien, sich einer Parthei zu entledigen, welche die Absichten des Kaisers zu vereiteln drohte!

x) Neus deutsche Staatskanzlei Th. 10. S. 404. ff.
y) Ebendas. S. 409.
z) Ebendas. Th. 11. S. 381.

Der Erfolg zeigte, daß der Kaiser durch seine Erklärungen seinen Zweck nicht erreichte. Ungeachtet aller Vorstellungen kam zwischen dem König von Preussen und den Churfürsten von Sachsen und Hannover ein Schutzbündniß zur Behauptung der Untheilbarkeit des deutschen Reiches, und zur Aufrechthaltung der Reichsverfassung zu Stand. Dasselbe wurde am 23. Julius 1785. von den Preussischen Kabinetsministern, Grafen von Finkenstein und Freiherrn von Herzberg, von dem Churſächsischen ausserordentlichen Minister, Grafen Zinzendorf, und dem Churhannoveranischen, Freiherrn von Beulwitz, zu Berlin unterzeichnet. Am 21. August wechselte man die Ratifikationsurkunden aus. Jetzt erst trat Friedrich öffentlich mit Schriften auf, und suchte die Rechtmäßigkeit des Fürstenbundes zu vertheidigen. Als Hauptursache, die ihn und seine Mitverbündeten zur Schliessung desselben bewog, gab er geradezu den Versuch an, den Baierischen Ländertausch zu bewirken. Er betrachtete diesen als widerrechtlich, und in Rücksicht auf das Gleichgewicht von Macht und Sicherheit des Reiches, und auf die Freiheit der deutschen Reichsstände gefährlich, er möchte nun gezwungen oder freiwillig geschehen seyn a). Der Wiener-Hof antwortete, und suchte Friedrichs Gründe zu widerlegen. Man wechselte deswegen mehrere Schriften. Allein es war unmöglich, den einmal geschlossenen Bund rückgängig zu machen. Vielmehr traten bald darauf auch der Churfürst von Maynz, und mehr andere deutsche Reichsfürsten demselben feierlich bei.

So ward der Tausch von Baiern zwar vereitelt; aber in Ansehung der Einschränkung ausländischer

a) Reus deutsche Staatskanzlei Th. 11. S. 386.

Diöcesangewalt in den Oesterreichischen Staaten fuhr Joseph ungeachtet des Fürstenbundes fort, sein System zu befolgen. Den Erzbischof zu Salzburg hatte er schon im Jahre 1782. durch gütliche Unterhandlungen vermocht, seine Diöcesanrechte im südlichen Theile des Viertels Unter-Wienerwald abzutreten. Als hierauf im folgenden Jahre der Bischof von Passau seine geistliche Gerichtsbarkeit in Oesterreich und im Innviertel verlor, hatte auch der Erzbischof von Salzburg in Ansehung seiner Gerechtsamen, die er in diesem letztern Bezirke bisher ausübte, eben dasselbe Schicksal. Bald darauf mußte er auch noch auf alle seine übrigen Diöcesanrechte im Oesterreichischen Verzicht thun. Der Kaiser legte sie den Bischöfen zu Gurk, Lavant, Seckau und Leoben zu. Doch alles dieses geschah durch Vergleich; Joseph hatte denselben nicht durch voreilige Besitznehmung erzwungen; der Erzbischof hatte für seine Abtretungen eine Entschädigung erhalten. Die Bischöfe von Gurk, Seckau und Lavant blieben seine Suffragane; der Bischof von Leoben ward ihm als Suffragan erst jetzt unterworfen. Sogar über neue Bezirke, welche zu diesen Bisthümern geschlagen wurden, erhielt Salzburg die erzbischöflichen Rechte b). Aber nicht durchgehends auf eben dieselbe Art verfuhr der Kaiser mit andern Bisthümern. Als im Jahre 1787. der Bischof von Regensburg starb, ließ Joseph, ohne erst auf Unterhandlungen und auf eine vorläufige Einwilligung anzutragen, sogleich erklären, er habe die Trennung des Egerschen Bezirkes von der Regensburgischen Diöcese beschlossen. Der Erzbischof von Prag erhielt den Auftrag, indessen davon Besitz zu neh-

b) Reus deutsche Staatskanzlei Th. 15. S. 119. ff. und S. 137—144.

men. Das Domkapikel that zwar bei dieser Gelegenheit alles, was in seinen Kräften stand. Es machte nachdrückliche Gegenvorstellungen; es sandte Befehle an die Egersche Geistlichkeit, keine fremde Gerichtsbarkeit zu erkennen, ihrem bisherigen Ordinariate getreu zu bleiben. Dessen ungeachtet fanden sich Kommissärs des Erzbischofes von Prag zu Eger ein, und nahmen von der Diöcesangerichtsbarkeit wirklich Besitz c). Doch durch Protestationen und Standhaftigkeit gelang es dem Bisthume Regensburg noch, seine Gerechtsamen zu retten. Ungefähr um diese Zeit stand auch das Bisthum zu Kostanz in Gefahr, einen Theil seiner Diöcesangerichtsbarkeit zu verlieren. Der Kaiser war fest entschlossen, dem Bischofe seine geistliche Gewalt in dem Oesterreichischen Antheile von Schwaben zu entziehen. Der Bischof suchte Hülfe bei dem Churfürsten von Maynz. Auf dessen ernstliches Verwenden stand Joseph von seinem Vorhaben ab d). Aber bald darauf machte man an dem Bischofe einen andern Versuch, dessen Rechtmässigkeit viele nicht begreifen konnten. Man behandelte ihn wie einen Oesterreichischen, einheimischen Bischof. Weil er die von ältern Zeiten hergebrachte, in den Oesterreichischen Staaten aber aufgehobenen sogenannten ersten Früchte bezog, strafte ihn die Vorderösterreichische Regierung zu Freiburg um 500. Dukaten. Dadurch fand sich der Churfürst von Maynz aufs Neue bewogen, den Bischof zu unterstützen. In einem ungemein freimüthigen Schreiben vom 17. April 1787. erinnerte er den Kaiser an seine Wahlkapitulation, jeden Reichsstand bei seinen geistlichen und

c) Reus deutsche Staatskanzlei Th. 15. S. 408. f. und Th. 16. S. 163.

d) Ebend. Th. 20. S. 252. ff.

weltlichen Würden und Rechten zu lassen, und foderte ihn bei seiner Pflicht auf, Gesetze und Reichsverfassung zu schützen e)

Solche Beispiele reitzten zur Nachahmung. Das Bewußtseyn eigener Macht stählte den Muth zu ähnlichen Unternehmungen, und flößte Zuversicht wegen eines guten Erfolges ein. Nachdem einmal Oesterreich einige Reichs- und Kreisstände in Schwaben, weil sie einige Güter im Oesterreichischen Gebiete besassen, in Rücksicht auf Abgaben wie Unterthanen behandelt hatte, war auch die Pfalzbaierische Regierung auf einen ähnlichen Gedanken gekommen. Schon im Jahre 1782. hatte die Pfalz-Neuburgische Landschaft auf einem Landtage zu Neuburg beschlossen, daß alle auss r Landes gehende grundherrliche Einkünfte, welche keine rechtskräftige Ausnahme davon machen könnten, mit einer jährlichen Dominikalsteuer belegt werden sollten f). Diesem Schlusse zu Folge fieng die Landschaft sogleich an, von den Unterthanen, welche das Hochstift Eichstädt im Fürstenthume Neuburg besitzt, von dem Domkapitel zu Regensburg, vom Hochstift Augsburg, von einigen Baierischen Klöstern, selbst von dem Herzoge von Würtemberg diese Steuer wirklich zu fodern. Sie stieg beinahe bis zum sechsten Theile der Einkünfte hinan. Natürlich setzte diese unerwartete Foderung diejenigen, die sie betraf, in daß größte Erstaunen. Der Herzog von Würtemberg erhob deswegen einen heftigen Streit. Das Hochstift Eichstädt weigerte sich, einer so unerhörten Foderung Genüge zu leisten; es berief sich auf seine Gerechtsamen und Freiheiten. Allein der

e) Reus deutsche Staatskanzlei Th. 20. S. 248. ff. und 257. ff.

f) Ebend. Th. 15. S. 310. ff.

Schwächere hat allemal einen harten Stand, wenn er seine Rechte gegen einen Mächtigern behaupten soll. Die Regierung zu Neuburg schrieb in einem gebieterischen Tone nach Eichstädt, und sprach von einer gleichsam unbeschränkten Macht der Souveränetät. Man erhob die Steuer mit Gewalt; die Zehendfrüchte des Domkapitels nahm man in Beschlag; in Unterstall fiel man in der Nacht ein, und bemächtigte sich der domprobsteilichen Früchte; man hielt die Präbendalgülten zurück. Hochstiftsleuten ward verboten, an ihre Herrschaft eher etwas abzugeben, als nach Einrichtung der Dominikalsteuern. Man zwang sie, ihren Vorrath anzugeben. Wer sich weigerte, ward weggenommen, und in Verhaft gesetzt g).

Nach eben denselben übertriebenen Begriffen von den Rechten der Landeshoheit, welche sich um diese Zeit gleichsam von Tage zu Tage beliebter machten, warf die Churbaierische Regierung zunächst ihr Augenmerk auf die Diöcesangerechtsamen, welche einige fremde Bischöfe seit Jahrhunderten in Baiern ruhig ausgeübt hatten. Bekanntlich erstrecken sich die Diöcesen des Erzbischofes zu Salzburg, und der Bischöfe zu Freisingen, Regensburg, Augsburg, Kostanz, Eichstädt und Bamberg in die Baierischen Lande. Einige Baierische Kanonisten hatten schon lange Grundsätze aufgestellet, welche diesen Gerechtsamen nicht günstig waren. Man klagte laut und oft von landverderblicher Auswanderung vielen Geldes an fremde Ordinariate, von schädlichem Einflusse auswärtiger Bischöfe in den Staat in Rücksicht auf Denkungsart, Wissenschaften, Kultur und verschiedene Anstalten zum Besten der Menschheit.

g) Darstellung des Fürstenbundes. Buch 4. Kap. 9. S. 168. und 169.

Diese Grundsätze hatten nach und nach bei Hofe Eingang gefunden. Man ward den fremden Bischöfen nach und nach immer mehr gram; man wünschte, sich ihrer zu entledigen; man machte den Plan, ihre Gerechtsamen in Baiern aufzuheben, und eigene Landbischöfe aufzustellen. Mehrere Schriften, welche um diese Zeit über die Diöcesanrechte herauskamen, kündigten den Bischöfen in Baiern ihren Untergang laut und öffentlich an. Auch in der Pfalz stand die Sache der Bischöfe von Worms und Speyer, deren Kirchsprengel sich dahin erstreckte, auf keinem festen Fusse. Schon öfters hatten sie Anfechtungen gehabt, und Drohungen ausstehen müssen. Kurz, überall stand es um die Aufrechthaltung ihrer Gerechtsamen sehr mißlich; allenthalben waren sie in gerechter Unruhe. Oeffentlich schrien sie über Unterdrückung, vertheidigten ihre Gerechtsamen in Schriften, und brachten ihre Klagen vor den Richterstuhl des Publikums. Da der Churfürst aus Baiern zu grosse Hindernisse fand, die Diöcesen fremder Bischöfe gänzlich von seinen Ländern zu trennen, ergriff er ein Mittel, den Zusammenhang mit denselben wenigst zu schwächen. Er errichtete zu München eine päbstliche Nuntiatur. Nach vorläufigen Unterhandlungen, welche der Baierische Hof deswegen zu Rom pflog, ward Julius Cäsar Zoglio in einem am 27. Junius 1785. gehaltenen Konsistorium zum Nuntius in München ernannt, und die gesammten Baierischen, Pfälzischen, Jülichischen und Bergischen Lande wurden ihm zu seinem Wirkungskreis angewiesen. Dadurch waren nun die Rekurse seiner Unterthanen an die Erzbischöfe abgeschnitten. Der Churfürst hoffte durch den Römischen Hof und vermittelst des Nuntius auch in seinen eigenen Angelegenheiten, wenn diese

geistliche Dinge betrafen, eher und leichter zu seinem Zwecke zu gelangen, als durch die Bischöfe h). Denn der Nuntius genoß Unterhalt und Schutz von dem Churfürsten; und selbst wegen des grössern Einflusses auf Deutschland, und wegen der Erweiterung der Macht, welche diese neue Nuntiatur dem Pabste verschaffte, war derselbe dem Churfürsten Verbindlichkeit schuldig. Wirklich zeigten sich auch diese Früchte sehr bald, da der Churfürst durch ein päbstliches Breve vom 6. November 1787. die Freiheit erhielt, seine Geistlichkeit zehn Jahre hindurch zu besteuern i).

§. 33. Streitigkeiten wegen der Nuntiatur zu München. Kongreß der deutschen Erzbischöfe zu Ems.

Kaum hatten die deutschen Erzbischöfe von der Ernennung eines päbstlichen Nuntius für München Nachricht erhalten, als ein patriotischer Eifer in ihnen erwachte, sich so nachtheiligen Neuerungen mit allem Nachdrucke zu widersetzen. Vor ungefähr fünfzig Jahren würden sie in einem solchen Falle zwar über Eingriffe in ihr Amt, und über Verdunkelung ihres Ansehens vielleicht im Stillen gemuret, aber nicht den Muth gehabt haben, laut zu klagen, und standhaft entgegen zu streben. Auch hätten sie damals kaum eine so deutliche, auf so überzeugenden Gründen beruhende Kenntniß ihrer Gerechtsamen gehabt. Erst im Jahre 1763. gieng in Deutschland ein Licht auf, welches diesen wichtigen Gegenstand des Kirchenrechtes auf eine bisher unter Katholiken ungewöhnliche Art beleuchtete.

h) Pragmatische und aktenmäßige Geschichte der zu München neu errichteten Nuntiatur. S. 6. u. 9.

i) Reus deutsche Staatskanzlei Th. 22. S. 265.

Johann Nikolaus von Hontheim, Weihbischof zu Trier, folglich selbst ein Mitglied des höhern deutschen Klerus, giebt unvermuthet in dem gedachten Jahre unter dem Namen *Justini Febronii* ein Buch von der Verfassung der Kirche, und der rechtmässigen Macht des Römischen Pabstes mit der Aufschrift: Bouillon, in der That aber zu Frankfurt am Mayn heraus. Er setzet darin die Grenzen zwischen der päbstlichen und bischöflichen Macht auseinander, und zeiget mit ungemein starken Gründen, daß die Kirche von Christo und den Aposteln keine monarchische Einrichtung erhalten habe; daß das Recht, mit Untrüglichkeit zu urtheilen und zu befehlen, nicht dem Pabst allein, sondern der ganzen Kirche zustehe, und daß sein Primat in der Römisch Katholischen Kirche nicht die höchste Gerichtsbarkeit, sondern nur den ersten Rang in Hinsicht auf die Erhaltung der Einigkeit in der Kirche bedeute.

Daß eine so unerwartete Erscheinung überall grosses Aufsehen gemacht habe, läßt sich leicht erachten. Am meisten machte sie zu Rom. Kaum hatte man dieses Buch durch eine besondere Staffete, welche der zu Wien anwesende päbstliche Nuntius mit demselben abgeschickt hatte, zu Rom erhalten, als man es sogleich am 27. Februar 1764. daselbst verdammte. Der Pabst schickte im folgenden Monate allen deutschen Erzbischöfen und Bischöfen Ermahnungen zu, dieses ärgerliche Buch, welches die katholische, auf dem Römischen Stuhle beruhende Religion umzustürzen drohe, zu unterdrücken. Auch nicht in dem kleinsten Winkel irgend eines Kirchsprengels, sagte er, müsse man ihm einen Platz gestatten k). Die meisten Bischöfe gehorchten. Sie verboten das Buch in ihren Diöcesen, einige mit mehr, andere mit

k) Walchs neueste Religionsgesch. Th. 1. S. 152. f.

weniger Eifer. Das Vikariat zu Koblenz setzte die Strafe der Konfiskation auf das Verkaufen und Lesen dieses Werkes. Der Churfürst und Erzbischof zu Kölln untersagte dasselbe gleichfalls unter sehr harten Ausdrücken. Das Vikariat zu Maynz trug sogar bei dem Churfürsten darauf an, daß ein allgemeines Verbot im ganzen deutschen Reiche veranlaßt, und deswegen an den kaiserlichen Hof berichtet werden möchte. Das Würzburgische Edikt behauptete, diese Schrift streite nicht nur gegen die Kirchengesetze, sondern auch gegen die pragmatischen Reichssatzungen. Der Bischof zu Kostanz verlangte, man sollte sich gegen jene Buchhändler, welche dieses Werk verkaufen, des weltlichen Arms bedienen l). Auf eben diesen Zweck arbeitete auch der Römische Hof hinaus. Der päbstliche Nuntius zu Wien gab sich ungemein viele Mühe, die Unterdrückung desselben auch durch weltliche Höfe zu bewirken. Allein nach einer dreimal vorgenommenen Censur, welche jedesmal andern Personen war aufgetragen worden, fand man es zu Wien unanstössig m). Desto mehr Gegner fand Hontheim an andern Orten. In Deutschland und Italien liessen sichs mehrere Theologen und Kanonisten eine besondere Angelegenheit seyn, gegen ihn zu schreiben. Die Universität zu Kölln erklärte sich in einem ausführlichen akademischen Urtheile vom 15. September 1765. gegen seine Grundsätze n). Die grosse Zahl der Schriften seiner Gegner veranlaßten den Verfasser, ihnen zu antworten. Dadurch erwuchs dieses Werk nach und nach zu mehrern Bänden.

l) Walchs neueste Religionsgesch. Th. 6. S. 182—184.
m) Ebendas. Th. 1. S. 154.
n) *Acta hist. eccles. nostri temporis* Th. 39. S. 877. und Walch Th. 1. S. 160.

Je schärfer dasselbe verboten, je mehr es von Schriftstellern und andern Gegnern verschrien ward, desto stärker schien es sich zu verbreiten. Schon im Jahre 1765. erschien die zweite Auflage. Bald darauf kam auch eine deutsche Uebersetzung dieses Buches heraus. Hontheim selbst brachte es in einen Auszug, und eben dadurch des geringern Preises wegen in mehrere Hände. Die Wirkung, die es nach und nach that, war groß. Die darin vorgetragenen Grundsätze fanden gleichsam täglich mehr Beifall. Die hohen Begriffe von der päbstlichen Gewalt fiengen an zu fallen.

Der Eindruck, den Hontheims Schriften machten, ward überdieß noch verstärket, da ein einsichtsvoller Deutscher zu gleicher Zeit mit ihm die Konkordaten der deutschen Nation mit dem Römischen Stuhle vollständig herausgab. Zuerst kam bei dieser Gelegenheit die wichtige Urkunde des Kaisers Albrecht II. vom Jahre 1439. an das Licht, worin derselbe die Schlüsse der Kirchenversammlung zu Basel förmlich angenommen hatte. Mit Erstaunen über die bisherige Eingeschränktheit der Kenntnisse ihrer wichtigsten Gerechtsamen sahen nun die deutschen Bischöfe ein, daß nicht bloß die Artikel, welche man im Jahre 1448. zu Wien verabredet, und zu Aschaffenburg unterzeichnet hatte, sondern auch einige im Jahre 1447. erschienene päbstliche Bullen die Konkordate ausmachen. Man wurde allmählig überzeugt, daß man diesem Verhältnisse zu Folge weit mehr gegen den Römischen Stuhl rechtmässig behaupten könne, als was aus den Aschaffenburgischen Konkordaten allein floß. Unerschrocken fiengen nun die deutschen Bischöfe an, ihre Rechte zurückzufodern. Im Jahre 1769. versammelten sich in dieser Absicht Bevollmächtige der drei deutschen

Churfürsten von Maynz, Trier und Kölln, worunter sich selbst der Weihbischof von Hontheim befand, und stellten Berathschlagungen über diesen Gegenstand an. In 31. Artiken entwarfen sie die Beschwerden ihrer Herren über den Mißbrauch der päbstlichen Indulten, Provisionen, Dispensationen Kanzleiregeln, Gratialien, Annaten, Palliengelder, Appelationen und anderer Dinge o). Mit Nachdrucke drangen sie darauf, daß künftig keine neue päbstliche Verordnung, keine Dekrete der Kongregationen in Disciplinarsachen ohne Einwilligung der Bischöfe gelten; daß ein neu gewählter Bischof die Freiheit, sein Bisthum zu verwalten, nicht erst durch Geld erkaufen; daß die Eidesformeln der Bischöfe, die einen Vasalleid anzeiget, abgeschafft, die ältern an ihre Stelle gesetzt, die Exemtionen widerrufen, und durch die Nuntien oder Legaten keine Absolutionen von Censuren oder andern Strafen, die mit Vorbeigehung des ordentlichen Bischofes ertheilet würden, für gültig erkannt werden sollten. Besonders merkwürdig ist der vier und zwanzigste Punkt dieses Entwurfes, worin den Bischöfen eingeschärfet wurde, fleissig nachzusehen, daß die Mönche in ihren Kirchen das Volk nicht durch Fabeln, Märchen, lächerliche Vorstellungen, Brüderschaften, Feste, Wallfahrten, Bilder, Reliquien und Winkelandachten von dem wahren Gottesdienste und der wahren Religion abhalten, und das beigefügte Verlangen, daß künftig die jungen Mönche zuerst in den bischöflichen Seminarien sollten unterrichtet werden; ein unverkennbares Merkmal der steigenden Aufklärung! Diese Beschwerden legten die drei geistlichen Churfürsten unterm 13.

o) Le Bret Magazin zum Gebrauche der Staaten- und Kirchengeschichte Th. 8. S. 1—21.

December 1769. dem Kaiser vor, und baten ihn, sie und die Freiheit der deutschen Kirchen in Hinsicht auf die Abstellung derselben zu unterstützen. Allein damals herrschte am Hofe zu Wien noch nicht jene von Vorurtheilen freie Denkungsart, nicht jener Muth, sich über veraltete Mißbräuche wegzusetzen, welche sich nach dem Tode Marien Theresiens plötzlich mit so entscheidender Kraft zeigten. Der Kaiser antwortete, er könne sich in ihre Beschwerden nicht mengen, und rieth ihnen, sich unmittelbar an den Pabst zu wenden p).

Eben solche unangenehme Folgen, als diese Bewegungen der drei geistlichen Churfürsten waren, hatte der päbstliche Hof schon zum voraus von Hontheims Buche befürchtet. Aus diesem Grunde hatte er sich alle erdenkliche Mühe gegeben, den Verfasser desselben zu entdecken. Sollte es je an den Tag kommen, (so hatte er schon gleich anfänglich geschrieben,) wer dergleichen Dinge gegen den Römischen Stuhl trotzig und verwegen geschrieben habe, so soll der Bischof, in dessen Sprengel derselbe lebte, ihn seiner Pflicht gemäß strenge bestrafen q). Dem päbstlichen Nuntius Oddi, der sich bei der Römischen Königswahl Josephs II. zu Frankfurt befunden, und nach der Wahl sich noch eine Zeit lang an den Rheinischen Höfen aufgehalten hatte, war es gelungen, den Verfasser ausfindig zu machen r). Kaum hatte man diese wichtige Entdeckung gemacht, als sich der Churfürst von Trier alle erdenkliche Mühe gab, seinen Weihbischof auf andere Gedanken zu bringen s). Nach langem Zureden vermochte

p) Le Bret Magazin zum Gebrauche der Staaten- und Kirchengeschichte Th. 8. S. 21.

q) Walchs neueste Religionsgeschichte Th. 1. S. 153.

r) Ebendas. S. 155.

s) *Acta histor. eccles. nostri temp.* Th. 39. S. 894. u. 898.

er endlich so viel über ihn, daß er dem Pabste im Julius 1778. einen Widerruf uschickte, welcher in allgemeinen Ausdrücken abgefaßt war. Allein Pius fand sich durch eine so schwankende Retraktation nicht befriediget. Drohend schickt er dieselbe am 22. September zurück, verlangt ernstlich eine nähere Bestimmung derselben, und sendet selbst zugleich die Formeln mit, nach welchen sie sollte verbessert werden t). Hontheim begriff es nun wohl, wie viel die Drohung, daß ihm widrigenfalls aller Weg zur päbstlichen Vergebung verschlossen seyn sollte, zu bedeuten habe. Im November des gedachten Jahres sandte er also einen andern, nach dem Wunsche des Pabstes abgefaßten Widerruf nach Rom, welchen der Churfürst mit einer Fürbitte für ihn begleitete, und erhielt hierauf schriftlich die päbstliche Verzeihung. Der Verfasser selbst machte hierauf seinen Widerruf durch ein öffentliches Schreiben im Erzstift Trier bekannt.

Durch diese Retraktation war nun freilich eine gewöhnliche Formalität beobachtet; aber die tiefe Wunde, welche Hontheims Schriften dem Ansehen des Pabstes geschlagen hatten, war dadurch bei weitem nicht geheilet. Laut sagte man, der Widerruf sei nicht freiwillig geschehen; man habe ihn durch Drohungen und andere Mittel erzwungen; der Verfasser habe ihn nicht selbst aufgesetzt, sondern nur unterzeichnet u). In den Oesterreichischen deutschen Erblanden verbot der kaiserliche Hof sogar, die Akten, welche diese Retraktationen betreffen, nachzudrucken v). Ueberhaupt konnte ein leerer Widerruf ohne Gegenbeweis die innerliche Ue-

t) Walch Th. 7. S. 462.
u) Schlözers Briefwechsel Th. 5. H. 25. S. 28. f.
v) Walch Th. 7. S. 457.

berzeugung nicht vertilgen, welche zuvor starke Gründe hervorgebracht hatten.

Der Einfluß der neu erworbenen Einsichten zeigte sich seitdem sichtbar in der Führung der geistlichen Staatsgeschäfte, besonders in der wichtigen Angelegenheit, welche die neue Nuntiatur zu München betraf. Kaum hatten die deutschen Erzbischöfe erfahren, daß der Pabst wirklich einen Nuntius für die Baierischen und Pfälzischen Länder ernannt habe, als sie ungesäumt beim Römischen Hofe anfragten, ob der nach München bestimmte Nuntius nur in der Eigenschaft eines Ministers am dortigen Hoflager, oder mit Gerichtsbarkeit versehen auftreten werde? Ihnen gesellte sich besonders der Bischof zu Freisingen, als Ordinarius von München bei. Sie erhielten die Antwort, der Nuntius würde zu München mit aller derjenigen Macht erscheinen, welche der Nuntius zu Kölln bisher ausgeübt habe w). Da reichten sie zum zweitenmale eine Gegenvorstellung zu Rom ein, und als diese nichts fruchtete, wandten sie sich an den Kaiser. Sie baten um Unterstützung zur Aufrechthaltung ihrer Gerechtsamen und der deutschen Kirchenfreiheit. Zum Glücke für sie herrschte jetzt am Hofe zu Wien eine ganz andere Denkungsart, als nur erst vor 16. Jahren geherrschet hatte. Joseph hatte die Fesseln der Vorurtheile muthig von sich geworfen; er war dem Römischen Hofe nicht gut wegen dessen Einflus in seine eigenen Staaten. Er antwortete unterm 12. Oktober 1785. er werde sich ihrer annehmen, und nicht dulden, daß sie in ihren Rechten gestöret werden; er versprach, thätig zu sorgen, daß sie ihre unbillig verlornen Rechte wieder erhalten mögen, und

w) Pragmatische Geschichte der Nuntiatur zu München. Beilagen D. und E. S. 5. f.

und foderte sie auf, auch das Ihrige zur Rettung derselben nach allen Kräften beizutragen x). Wirklich gab er dem Kardinal Herzan, Protektor der deutschen Nation zu Rom, den Auftrag, seine Kräfte zur Hintertreibung der neuen Nuntiatur anzuwenden, und nöthigen Falls den Pabst von diesem Vorhaben abzumahnen. Der Kardinal erfüllte den Auftrag; allein seine Bemühung war ohne Erfolg. Der Nuntius erschien wirklich in München, und brachte Fakultäten mit, zum Nachtheile der erzbischöflichen und bischöflichen Macht.

Fest entschlossen, sich ihre Rechte nicht entreissen zu lassen, und aufgemuntert durch die Ermahnung des Kaisers, veranstalteten sie einen Kongreß zu Ems, auf welchem die Punkte eines künftigen Vertrages mit dem Römischen Stuhle sollten festgesetzt werden. Ihre Abgeordneten versammelten sich im August 1786. Nach reifen Berathschlagungen entwarfen sie drei und zwanzig Punkte. Diese kommen größtentheils mit denjenigen überein, welche die drei geistlichen Churfürsten im Jahre 1769. entworfen hatten, und erstrecken sich über alle jene Gegenstände des Kirchenrechtes, über welche bisher die bischöfliche Macht mit der päbstlichen in Kollision war. Sie dringen auf die Aufhebung der Rekurse nach Rom, welche mit Vorbeigehung der unmittelbaren Bischöfe geschehen, auf die gänzliche Aufhebung der Exemtionen, auf eine Einschränkung der päbstlichen Reservationen in Vergebung geistlicher Pfründen; legen den Bischöfen das Recht bei, in Ehehindernissen, in den Verbindlichkeiten der Geistlichen, die aus den Weihen entspringen, vom allgemeinen Abstinenzgebot und von den Ordensgelübden zu di-

x) Pragmatische Geschichte der Nuntiatur zu München. Beilage H. S. 13. ff.

spensiren. Endlich setzten sie nebst mehr andern Punkten fest, daß künftig ohne förmliche Genehmigung der Bischöfe keine päbstliche Bulle, kein Breve, keine Entscheidung oder Verordnung der Kongregationen gelte, die Nuntiaturen in Deutschland gänzlich aufhören, und über die Statuten der deutschen Kirche keine Römischen Dispensationen statthaben sollten y). Einer der wesentlichsten charakteristischen Züge dieser Emser-Punktation war unstreitig dieser, daß sie die Fürstenkonkordate, und die zu Maynz im Jahre 1739. feierlich angenommenen Schlüsse des Baseler-Konciliums öffentlich als die Hauptkonkordate, die Afchaffenburgischen aber nur als einen einsweilen geltenden Nebenvertrag erklärten. Am 25. August unterzeichneten die Abgeordneten der vier deutschen Erzbischöfe diesen Entwurf, und unterm 3. 7. und 8. September schickten ihn diese letztern mit einem Schreiben an den Kaiser, und baten ihn aufs Neue um Verwendung am Römischen Hofe zur Erhaltung der deutschen Kirchenfreiheit z).

Ungeachtet dieser ernstlichen Anstalten fuhr der Nuntius im Vertrauen auf den mächtigen Schutz des Churfürsten in Baiern ungehindert fort, geistliche Gerichtsbarkeit auszuüben. Er verlieh unterm 12. August 1786. einen vollkommenen Ablaß, ertheilte eine Dispensation in Ehesachen, ernannte sogar einen Kommissär zu Düsseldorf für die Jülichischen und Bergischen Lande, und errichtete auf diese Art gleichfalls in einem fremden Bisthum ein geistliches Untergericht a). Als der Churfürst dem päbstlichen Indult zu Folge vom Jäner 1788. an, einen Zehend

y) Resultat des Emserkongresses S. 21—52.
z) Ebendas. S. 53. ff.
a) Geschichte der Nuntiatur. Beil. Z. S. 49. f.

von den Einkünften der Geistlichkeit erheben ließ, nahmen diese Verrichtungen nicht dem Herkommen gemäß die Diöcesanbischöfe vor, sondern der Nuntius unterzog sich diesem Geschäfte. Der Churfürst ertheilte ihm sogar die Macht, diejenigen, welche sich widersetzen würden, ohne Rücksicht auf Stand und Würde mit dem Banne zu belegen, und ihrer Aemter und Pfründen zu entsetzen. Da er den Bischöfen dieses bekannt machte, fügte er sogar die Drohung hinzu, daß er im Falle der Weigerung den weltlichen Arm zu Hülfe nehmen werde b).

Die Unzufriedenheit der deutschen Erzbischöfe und Bischöfe vergrösserte sich, da der päbstliche Nuntius Pacca zu Kölln um eben diese Zeit ähnliche Eingriffe in ihre Gerechtsamen wagte. Eine Dispensation im zweiten Grade der Blutsfreundschaft, die er ertheilte, zog eine lebhafte Protestation des Churfürsten und Erzbischofes zu Kölln nach sich. Dieser legte das Unrecht nicht nur dem Nuntius schriftlich vor Augen, sondern gab auch seinem Minister zu Rom, dem Marquis d'Antici, den Auftrag, dasselbe dem Pabste selbst vorzustellen. Am meisten empörend war ein Cirkularschreiben, welches Pacca am 30. November 1786. an die gesammte Geistlichkeit der Maynzischen, Trierischen, Köllnischen und Wormsischen Diöcesen ergehen ließ. Geradezu sprach er darin den Erzbischöfen die Macht ab, ausser den Fällen, auf welche sich die von fünf zu fünf Jahren allemal einzuholende päbstliche Erlaubniß erstrecket, je in einem andern Falle zu dispensiren. Es war auffallend, und selbst in Rücksicht auf die moralischen Folgen äusserst bedenklich, daß der Nuntius alle diejenigen Dispensationen, welche die Erzbischöfe bisher mit Wegsetzung über diese Grenzen

b) Neus Staatskanzlei. Th. 22. S. 265. f.

ertheilet hatten, schlechterdings für ungültig, die im Vertrauen auf dieselben geschlossenen Ehen für nichtig und blutschänderisch, und die aus solchen Ehen erzeugten Kinder für unehrlich erklärte c). Freilich erklärten die Vikariate und Officialate dieser Erzbischöfe des Nuntius Handlung sogleich als ein verwegenes Wagestück, und befahlen ihnen, auf dessen Cirkulare keine Rücksicht zu nehmen. Allein es war doch bedenklich genug, daß ein widriger Eindruck durch diese Unternehmung nun schon einmal gemacht, viele Menschen der Gewissensangst, und alles der Gefahr der Verwirrung dadurch ausgesetzt war.

Ueber diese und ähnliche Unternehmungen geriethen die Erzbischöfe und Bischöfe gleichsam von Tage zu Tag heftiger in Bewegung. Der Kaiser hatte ihnen bereits über die zu Ems geschlossenen Punkte seinen Beifall schriftlich bezeigt, und den Wunsch geäussert, daß sie in Hinsicht auf die Behauptung ihrer Gerechtsamen gemeinschaftlich mit den Bischöfen möchten zu Werk gehen. Dieser Denkungsart gemäß hatte er auch wirklich seinen Ministern im Reiche den Auftrag ertheilet, die Bischöfe ihres Bezirkes zum Beytritte zu ermuntern d). Auch die Erzbischöfe bewarben sich thätig um ihre Gunst. Doch da dieses Geschäft keinen so geschwinden und guten Fortgang hatte, als sie es wünschten, beschlossen die drei geistlichen Churfürsten, ihre Angelegenheit an den Reichstag zu bringen, und ihr künftiges Schicksal von einer allgemeinen Entscheidung desselben zu erwarten. In dieser Absicht baten sie den Kaiser, daß er der Reichsversammlung ein Gutachten abfodern möge, ob ständische, mit

c) Gesch. der Nuntiatur. Beilage R. S. 37. ff.
d) Ebendas. S. 24. und Beilage AA. S. 51.

Gerichtsbarkeit versehene Nuntiaturen im deutschen Reiche statt haben, und folglich jene von Kölln und München bestehen sollen? Joseph genehmigte ihre Bitte, und legte dem Reiche durch ein Hofdekret vom 9. August 1788. diese Sache zur Ueberlegung vor e).

Gleichwohl war eben dieser der Zeitpunkt, da die Sache der deutschen Erzbischöfe den Rückgang nahm. Nicht nur die Macht des Churfürsten in Baiern, welcher standhaft behauptete, die Annahme päbstlicher Nuntien gehöre unter die landesherrlichen Rechte, legte ihnen ein grosses Hinderniß in den Weg; auch in der Verfassung und den Verhältnissen der geistlichen Stände selbst lag eine der vornehmsten Veranlassungen, welche endlich den ganzen Entwurf vereitelten. Was von jeher die Ausführung manches nützlichen politischen Planes im deutschen Reiche vereitelte: Verschiedenheit der Einsichten, der Denkungsart, der Verhältnisse; Mangel an Muth und patriotischem Eifer da, wo gemeinschaftliches Zusammenwirken nöthigste Pflicht ist; Eifersucht und Privatinteresse; alles dieses trat auch dießmal in den Weg. Der erste, welcher den Absichten der Erzbischöfe entgegen arbeitete, war der Bischof zu Speyer. Er konnte dem Kaiser die Besorgniß nicht bergen, daß eine so wichtige Sache, welche die Bischöfe, und in der Folge auch das ganze mit der deutschen Kirchenverfassung innigst verwebte Reichssystem betrefen mag, einseitig und ohne Mitwirkung der Bischöfe durfte behandelt werden f). Aehnliche Gesinnungen zeigten sich bald bei mehr andern Bischöfen, und bewiesen, wie groß die Macht

e) Neus deutsche Staatskanzlei Th. 22. S. 358.
f) Geschichte dieser Nuntiatur ꝛc. Beilage DD. S. 127. f.

veralteter Vorurtheile ist. Mangel an eigenen Einsichten, Bemühung unwissender, frömmelnder Rathgeber, und Kaballen geheimer Emissairs gaben nach und nach der Sache den Ausschlag. Es entstand ein Mißtrauen in die Redlichkeit der Absichten der Erzbischöfe; man ließ sich bereden, ihr Bestreben gienge auf nichts anders hinaus, als die erzbischöflichen Gerechtsamen über die bischöflichen zu erheben g). Gewisse Schriftsteller erhoben ein bedeutendes Jammergeschrei, weissagten Aergerniß und Spaltung, ja selbst den Umsturz der katholischen Kirche aus solchen Bemühungen, und suchten alles in Mißtrauen und Angst zu versetzen h). Auf solche Art kam diese wichtige Angelegenheit ins Stecken. Es gelang endlich der feinen Politik der Gegenpartei, selbst einige Häupter des Emser-Kongresses wanken zu machen. Einer der ersten, welcher seine Gesinnungen änderte, war der Churfürst von Maynz i). Nach und nach zogen sich auch einige andere zurück. Der Römische Hof blieb in Rücksicht auf das Daseyn der Nuntiatur in München im Besitze; die Beschwerden über unbillige Beschränkung der bischöflichen Gewalt blieben ungehoben.

§. 34. Tod des Kaisers Joseph. Reichs- und Vikariats-Handlungen während des Zwischenreiches. Wahl des K. Leopold II.

Bald nach dem unrühmlichen Ende dieser Bewegungen, welche die Aufmerksamkeit des Publikums in einem so hohen Grade erregt, und die Erwartungen in einem eben so hohen Grade getäuschet hatten, starb der Kaiser Joseph II. einer der vortref-

g) Resultat des Emserkongresses S. 11. f.
h) Ebendas. S. 10.
i) Reus deutsche Staatskanzlei Th. 22. S. 360. ff.

lichsten Kaiser, welche Deutschland jemals gehabt hat; unternehmend, rastlos arbeitsam, voll Verstand und Beobachtungsgeist, weit über alle Vorurtheile erhaben, karg gegen sich in Rücksicht auf Schlaf, Speise und Kleidung, freigebig gegen erkanntes Verdienst, ein Feind von Prunk und Ceremoniel, Selbstherrscher, und Freund der Menschheit. In Hinsicht auf Kultur und Aufklärung hatte noch keiner aus allen bisherigen Kaisern einen so mächtigen Einfluß in ganz Deutschland gehabt, als er. Bei allen seinen vortreflichen Eigenschaften hatte er auch, wie ein jeder Mensch, seine Fehler. Sein lebhaftes, feuriges Temperament riß ihn oft zu Unternehmungen hin, die er in der Folge nicht ausführen konnte, und ließ ihm manchmal nicht Zeit, die Hindernisse, oder die Folgen einer Sache in Anschlag zu bringen. Zu rasch und ungeduldig wollte er alles, was ihm nicht gut oder nützlich däuchte, durch einen einzigen gewaltigen Streich zu Boden stürzen. Sein guter Wille scheiterte oft an den gefährlichen Klippen der Dummheit und Bosheit. Zu eigensinnig verwarf er zuweilen den Rath redlicher Männer. Man hat schon oft grossen Monarchen, die in der Geschichte Epoche machten, Vergrösserungssucht, und einen zu unbändigen Trieb, sich in eigenmächtigen Unternehmungen über alle Rechte eines Dritten wegzusetzen, nicht ohne Grund vorgeworfen. Auch den Kaiser Joseph traf dieses Loos. Aber solchen Regenten, die, wie Er, durch Wort und That so mächtig auf die Völker umher wirken, in allem groß, stets bemüht sind, die Menschheit zur höchsten Stuffe physischer und moralischer Vollkommenheit zu erheben, vergiebt man wohl einen solchen Fehler. Stets nach hohen, ausserordentlichen Dingen, wie Joseph, zu streben, ist nur der Antheil erhabener

Seelen. Uebrigens ist es eine traurige Merkwürdigkeit, daß Deutschland zween seiner größten Monarchen, zween der eifrigsten Nebenbuhler im Wettlaufe nach Ruhm und Ehre, in kurzer Zeit nacheinander hinsterben sah: König Friedrich II. aus Preussen am 16. August 1786. und den Kaiser Joseph II. am 20. Februar 1790.

Die bedenklichen Gesundheitsumstände des Kaisers hatten schon eine geraume Zeit her sein nahes Ende befürchten lassen. In dieser Voraussehung waren die Churhöfe von Maynz, Berlin, Dresden und Hannover schon im Jahre 1789. in Unterhandlungen getreten, um zu entscheiden, wie es künftig während des Zwischenreiches mit den Reichsgeschäften sollte gehalten werden. Allein bei diesen Berathschlagungen zeigten sich bald mehrere Schwierigkeiten. Ueber die Grenzen des Reichsdirektorialamtes, über die Rechte der Reichsverweser, und über verschiedene andere Punkte konnten sie sich nicht vereinigen k). Indessen trat das Interregnum wirklich ein, und nun bedachte man sich über die wichtige, seit Jahrhunderten noch nicht entschiedene Frage: Ob nach dem Tode des Kaisers die Reichsversammlung noch wirksam bleiben könne, oder nicht? Viele, ja beinahe die meisten Reichsständischen Gesandten waren der Meinung, ihre Wirksamkeit könne der Tod des Kaisers nicht aufheben; die öffentlichen Berathschlagungen müßten fortgesetzt werden. In dieser Ueberzeugung fanden sie sich wirklich bei den Versammlungen ein, und legten verschiedene Fragen zur Ueberlegung vor. Allein die Gesandten der Vikariatshöfe von München und Dresden erklärten sich eifrig gegen die Fortsetzung der Komitien; sie behaupteten standhaft, dieselben hätten zu

k) Reus deutsche Staatskanzlei Th. 26. S. 318. f.

gleich mit dem Tode des Kaisers aufgehöret, und weigerten sich, an den gemeinschaftlichen Berathschlagungen Theil zu nehmen l).

Eben darum, weil viele wichtige Materien in Betreff verschiedener Reichsgeschäfte, worunter auch die Bestimmung der Rechte und Grenzen des Reichsvikariats eine der vornehmsten ausmachte, bisher noch immer unerörtert waren, ereignete es sich, daß der Churfürst von der Pfalz, als Reichsvikar in den Ländern Fränkischen Rechtes, Dinge in die Klasse der Vikariatsgerechtsamen zog, die vor ihm noch kein Reichsvikar ausgeübt hatte. Während daß der kaiserliche Thron erlediget war, machte der Tod des Bischofes zu Regensburg, der auch zugleich Bischof zu Freisingen gewesen war, zwo bischöfliche Wahlen nöthig. Bekanntlich hatte der Kaiser seit langen Zeiten das Recht ausgeübt, zu den Wahlen deutscher Bischöfe kaiserliche Minister abzusenden. Als oberster Schutzherr der Kirche, und zugleich auch als Kaiser, hat er die Pflicht und das Recht, zu wachen, daß bei den Bischofswahlen zum Nachtheile der Kirche oder des Reiches nichts ungesetzmässiges vorgehe. Diesem Beispiele folgte auch Karl Theodor. Er behauptete, mit der Uebernahme des Reichsvikariats sei er zugleich in alle Rechte des Kaisers getreten, folglich auch befugt, nicht nur als Churfürst und Herzog in Baiern, sondern auch als Reichsverweser, den Bischofswahlen durch einen Kommissär beiwohnen zu lassen m). Zu Regensburg erschien der Graf von Lerchenfeld, der sich ohnehin als Komitialgesandter dort befand, in

l) Reus deutsche Staatskanzlei Th. 26. S. 333.

m) S. die Kredentialien an das Domkapitel zu Regensburg im Magazin für Geschichte, Statistik ꝛc. der deutschen geistlichen Staaten. B. I. S. 385.

dieser Eigenschaft, zu Freisingen der Graf von Thö-ring Seefeld. Verschiedene Stände des Reiches, an deren Spitze sich besonders der Churfürst von Maynz befand, erstaunten über einen so unerwarteten Schritt. Sie konnten die Rechtmässigkeit desselben nicht begreifen, da weder die goldene Bulle, noch die Observanz, noch die Wahlkapitulationen, den Reichsverwesern eine solche Handlung erlauben. Aber noch weit mehr befremdete die Zudringlichkeit, womit der Churfürst die Wahlfreiheit des Domkapitels zu Freisingen störte. Ohne alle Zurückhaltung ließ er durch seinen Gesandten erklären, da das Hochstift in Ansehung seines Finanzzustandes so weit heruntergekommen sei, so bleibe es aus Mangel an hinlänglichem Unterhalt eine Unmöglichkeit, eine kanonische Wahl auf ein Subjekt aus dem Freisingenschen Domkapitel vorzunehmen; es sei dem Hochstift anders nicht wieder aufzuhelfen, als wenn dasselbe den Fürsten von Berchtoldsgaden erwähle; die Kapitularen sollten sich daher schleunig erklären, wer von ihnen, oder ob sie alle diesen Vorschlag anzunehmen gedenken; widrigenfalls die Bischofswahl so lange sistirt bleiben müßte, bis von dem dermalen administrirenden Domkapitel unter der höchsten Reichsvikariatischen Authorität ein zuverlässiger und vollständiger Status über die hochstiftischen Einnahmen und Ausgaben, dann Activa und Passiva hergestellet seyn würden n). Hier war nun offenbar das ganze Kapitel von der Wahlfähigkeit ausgeschlossen; den Kapitularen ward ein gewisses Subjekt sogar unter Bedrohungen aufgedrungen; folglich die Wahlfreiheit wo nicht gehemmet, doch wenigst sehr zweideutig gemacht. Alles

n) Magazin für Geschichte ꝛc. der geistlichen Staaten. B. 1. S. 385. ff.

dieses machte bei dem Churfürsten von Maynz denjenigen Eindruck, den man von einem Fürsten erwarten konnte, dessen Amt es ist, die Gesetze zu schützen. Als Erzkanzler des deutschen Reiches und als Primas der deutschen Kirche schrieb er an den Churfürsten in mißbilligenden Ausdrücken von dieser Anmaassung. Er legte wegen der von Vikariatswegen unternommenen Beschickung der Bischofswahlen für sich und für sämmtliche Erz- und Domstifte des Reiches eine feierliche Verwahrung ein, und behielt sich in Ansehung dessen, was gegen die Wahlfreiheit mochte vorgegangen seyn, bis zur gänzlichen Aufklärung des Herganges eine weitere Erklärung vor o). Doch der Churfürst fuhr fort, im Vertrauen auf seine Macht dieses Recht zu behaupten, und antwortete auf die Maynzische Protestation mit einer Gegenverwahrung.

Bald nach diesem seltsamen Auftritte starb auch der Fürstbischof zu Eichstädt. Alsogleich schrieb der Churfürst von Maynz an das Domkapitel daselbst, erinnerte es an das Versprechen des Bischofes, in öffentlichen Reichsangelegenheiten, besonders auch in kirchlichen Dingen nichts ohne Theilnahme des Churfürsten von Maynz zu unternehmen; führte demselben zugleich in das Gedächtniß zurück, wie es damals durch seine Genehmigung dieses Versprechens selbst ähnliche Gesinnungen geäussert habe, und warnte es, dem Churfürsten von der Pfalz in der Eigenschaft eines Reichsvikars die Erledigung des Bisthumes anzuzeigen, oder einen Wahlkommissär von Vikariatswegen anzunehmen, und zu dem Wahlgeschäfte zuzulassen p). Das Kapitel be-

o) Magazin für Geschichte ꝛc. der geistlichen Staaten. B. 1. S. 388. und 390. ff.

p) Ebendaselbst. B. 2. S. 261. ff.

folgte pünktlich den Willen des Erzkanzlers. Als der Freiherr von Rechberg vor dem zu den Wahlberathschlagungen bestimmten Tage zu Eichstädt erschien, und in der Eigenschaft eines Vikariatskommissärs von dem Domkapitel aufgenommen zu werden verlangte, ward ihm dieses Gesuch sogleich standhaft abgeschlagen. Er gieng hierauf nach München zurück, mußte aber, weil er sich ohne Befehl von Eichstädt entfernet hatte, sich unverzüglich wieder dahin begeben. Er fand sich am letzten Wahltage dort ein, und erklärte sogleich, wenn man ihn hindern würde, bei der feierlichen Einführung des Bischofes, welcher würde gewählet werden, in die Domkirche zu gehen, seinen Auftrag zu vollziehen, so würde der Churfürst als Reichsvikar seine Gerechtsame mit starker Hand durchsetzen. Man antwortete, man würde ihm den Eintritt in die Domkirche eben so wenig als andern Menschen verwehren. Als hierauf der neugewählte Bischof in die Domkirche eingeführet ward, und vor dem Hochaltar auf einem für ihn zubereiteten Betstuhle niederkniete, setzte sich der Kommissär, weil er keinen Baldachin für sich zubereitet sah, unter jenem des Fürsten Bischofes nieder, in der Hoffnung, derselbe würde hierauf von ihm die Weltlichkeiten provisorisch empfangen. Allein der Bischof gieng nach dem Ende dieser Ceremonie aus der Kirche, ohne auf den Kommissär die geringste Rücksicht zu nehmen. Dieser sah sich nun genöthiget, die Kirche gleichfalls, und zwar unverrichteter Dinge zu verlassen. Bei dem Thore kam ihm zum Ueberflusse ein Notar mit zweenen Zeugen entgegen, welcher eine feierliche Protestation gegen dessen Anmaassung einlegte q).

q) Magazin für Geschichte ꝛc. der deutschen geistlichen Staaten. B. 2. S. 263. f.

Ohne Zweifel würde dieser Vorfall eine weitläufige Irrung hervorgebracht haben, hätte nicht bald darauf die Wahl eines neuen Kaisers, Leopold II. welche am 30. September 1790. erfolgte, dem Reichsvikariat ein Ende gemacht. Der Kaiser ertheilte dem neuen Fürsten Bischofe durch ein Reskript vom 14. Oktober die Weltlichkeiten ohne Widerrede. Die unerwartete Foderung des Churfürsten von der Pfalz, ihn bei den Bischofswahlen förmlich kaiserliche Rechte ausüben zu lassen, hatte das Andenken an jene willkührlichen Dinge, welche eine Zeit her gegen die Reichsverfassung, gegen das Herkommen, gegen die Rechte eines Dritten geschahen, aufs Neue gewecket, und bei dem größten Theile der Churfürsten und übrigen Reichsstände eine so starke Sensation hervorgebracht, das sie es wegen der bedenklichen Folgen, die sie aus willkührlichen Uebertretungen der Gesetze befürchteten, für nothwendig hielten, durch Zusätze in der kaiserlichen Wahlkapitulation das Reich für die Zukunft davor zu bewahren. Aus diesem Grunde wurde dem 18. Paragraph des dritten Artikels der neuen Wahlkapitulation, wo der Kaiser alle Handlungen der Reichsverweser während des Zwischenreiches genehmiget, absichtlich die Einschränkung beigesetzt: In so weit dieselben die Grenzen der goldenen Bulle, der gegenwärtigen Wahlkapitulation und des unverrückten Herkommens nicht überschreiten. Der grossen Unzufriedenheit, welche des Kaisers Josephs allzufreigebige Versendung der Panisbriefe verursachet hatte, half man dadurch ab, daß der Kaiser in der gegenwärtigen Kapitulation versprechen mußte, Panisbriefe künftig auf keine andere Klöster und Stifte im Reiche zu verleihen, als wo und wie dieses kaiserliche Reservat rechtlich hergebracht ist r). Selbst

r) Wahlkapitul. des Kaisers Leopold II. Artik. 1. §. 9.

die Aufmerksamkeit auf die Nuntiatursache, die schon beinahe gänzlich vergessen schien, erwachte wieder aufs Neue. Da, wo der Kaiser sich verpflichten muß, zu sorgen, daß von dem Pabste und dem Römischen Stuhle die mit der deutschen Nation geschlossenen Konkordate beobachtet werden mögen, wurden nicht bloß die Konkordate unter diesem allgemeinen Namen, sondern ausdrücklich die mit den Päbsten Eugen IV. und Nikolaus V. geschlossenen Verträge, folglich die wahren und vollständigen Fürstenkonkordate genannt s). Der Kaiser mußte sich verbindlich machen, zu sorgen, daß der Römische Hof durch Ertheilung unförmlicher, oder durch Erschwerung gewöhnlicher Gratien, besonders durch allzustarke und noch nicht retaxirte Annaten, ferners durch Ertheilung eines Breve über die Wahlfähigkeit eines Mannes, der kein geborner Deutscher, und mit keinem Zeugnisse der Tauglichkeit von dem ordentlichen Patron versehen ist, oder durch Verleihung einer Pfründe an einen solchen Mann, oder durch andere Wege, nicht gegen die Freiheit und Rechte der Stifte, Geistlichkeit und Patronen handle, und die Konkordate der deutschen Nation, die Privilegien, Statuten und Freiheiten nicht einseitig und gegen den Sinn und Buchstaben auslege. „Da aber„, heisset es in der Wahlkapitulation wieter, „die schon lange gedauerten Beschwerden der deutschen Nation gegen die Eingriffe des Römischen Hofes überhaupt, besonders in Betreff der Nuntien noch unerlediget sind, so wollen Wir über dieses alles die unaufschiebliche Erstattung eines angemessenen, und zum Theile von unserm Vorfahrer am Reiche Joseph II. glorwürdigsten Andenkens, den 9. August 1788. gefoderten Gutachtens, nach dem

s) Wahlkapitulation Art. 14. §. 1.

Antritte unserer Regierung sogleich in Erinnerung bringen, und den darüber zu fassenden Reichsschluß auf das baldigste zu befördern bedacht seyn t). Also bestand in Ansehung der Eingriffe des Römischen Hofes, obwohl schon seit einiger Zeit von den Erzbischöfen kein öffentlicher Schritt mehr geschah, doch noch eben dieselbe Gesinnung, und der Emser-Kongreß behauptete wenigst durch stillen Einfluß seine Wirksamkeit.

Die neuesten Versuche einiger Fürsten, die Diöcesangerechtsamen fremder Bischöfe in ihren Territorien zu sperren, Diöcesen zu zerstückeln, und neue Bisthümer zum Nachtheile der schon bestehenden Reichsbisthümer zu errichten, hatten einen grossen Theil der Reichsstände in eine so starke Unruhe versetzt, daß die Besorgniß für ihre Sicherheit und die Erhaltung der Gerechtsamen deutscher Stände noch jetzt nicht erloschen war. Zum Nachtheile für die Bischöfe waren ihnen ihre Diöcesanrechte bisher in den Reichsgesetzen, besonders in den Wahlkapitulationen nur unbestimmet und dunkel, nicht mit ausdrücklichen Worten versichert. Die Oesterreichischen und Baierischen Kanonisten fuhren daher auch jetzt, nachdem bereits die Standhaftigkeit einiger Bischöfe und die lauten Klagen anderer Fürsten einige dieser Versuche vereitelt hatten, noch immer in ihren Behauptungen fort, die Wohlfahrt des Staates sei das höchste Gesetz, dem alle übrigen weichen müßten; die Einziehung der Diöcesanrechte fremder, und die Aufstellung einheimischer, dem Staate unterworfener Bischöfe gehöre wesentlich zu den Souveränetätsrechten der Fürsten. Bei dieser für die schwächern Bischöfe gefährlichen Stimmung der Mächtigern war es nothwendig, der Willkühr für die Zukunft Grenzen zu setzen. Dieses geschah

t) Wahlkapitulation Art. 14. §. 3.

durch einige Zusätze, welche die Churfürsten in die Wahlkapitulation einrückten. Darin mußte der Kaiser versprechen, die gesammten Reichsstände bei ihren Hoheiten, geistlichen und weltlichen Würden, Gerechtigkeiten, Macht und Gewalt, wie sie dieselbe in und auffer ihren Territorien hergebracht haben, insonderheit die Erz- und Bischöfe bei dem bisher ruhig besessenen Umfange ihrer Erz- und Bisthümer, so wie ihrer Metropolitan- und Diöcesangerechtsame, dort, wo ihr Diöcesanrecht und ihre geistliche Gerichtsbarkeit durch den Westphälischen Frieden nicht suspendirt ist, zu erhalten u). Doch das willkührliche Verfahren des Kaisers Joseph gegen einige deutsche Bisthümer, und die Gefahr, welche einigen derselben von Seite des Churfürsten von Pfalzbaiern drohte, waren nicht die einzige Ursache dieses Zusatzes zur kaiserlichen Wahlkapitulation. Vielleicht wäre diese Sicherstellung reichsständischer Gerechtsamen nicht mit so allgemein thätigem Eifer betrieben, und nicht so geschwind und leicht durchgesetzt worden, hätte nicht eine äusserst unerwartete, von aussen herkommende Begebenheit plötzlich diesen elektrischen Stoß gegeben.

§. 35. Veränderung der Staatsverfassung in Frankreich. Eingriffe der Nationalversammlung in die Rechte deutscher Fürsten. Unruhen an verschiedenen Orten Deutschlands.

In Frankreich war eine Veränderung vorgegangen, welche wegen des überraschenden Ungestümmes, womit sie zu Stand kam, und wegen der ausserordentlichen Umstände, die sie begleiteten, alles in Erstaunen, und endlich beinahe alle Europäischen Mächte in kriegerische Bewegung setzte.

Durch

u) Wahlkapitulation Leopolds *II.* Art. 1. §. 2.

Durch muthwillig angefangene Kriege, durch äusserst schlechte Staatswirthschaft, durch unerhörte Verschwendung der Grossen, durch Luxus und Uebermuth war dieses einst so blühende von allen Nachbarn so sehr gefürchtete Königreich in den elendesten Zustand herabgesunken. Ehrgeitz, Kabalen aller Art, Habsucht, Schwelgerei und Wohllust, mit einem Worte eine gänzliche Vordorbenheit der Sitten, waren unter den Grossen allgemein herrschend geworden, und hatten sich bis auf die geringern Stände herab verbreitet. Den ungeheuren Aufwand, den nebst den billigen Bedürfnissee des Staates Luxus und Muthwille foderten, zu bestreiten, hatte man Auflagen auf Auflagen gehäufet, unter deren Last die erschöpfte Nation endlich erliegen mußte. Unersättliche Habsucht der Pächter hatte die Unterthanen wie Blutegel ausgesaugt; Dürftigkeit, Hunger und namenloses Elend waren das schreckliche Loos des gemeinen Volkes geworden. Für alle diese unerträgliche Bürden hatte dasselbe Verachtung und Unterdrückung zum Lohn erhalten. Und bei diesem ausserordentlich harten Drucke hatte es niemand wagen dürfen, über sein Unglück zu seufzen. Den geringsten Laut des Mißmuths, den die bittere Noth ausgepresset, hatte die Bastille für immer unvernehmlich gemacht. Auch den Unschuldigsten hatte zuweilen die Rache irgend eines Höflings, oder die Laune eines Ministers, oder der beleidigte Stolz einer Mätressel, in der dichten Finsterniß dieses schrecklichen Gefängnisses unter verpestendem Gestanke lebenslang schmachten lassen. Bei allem diesem Drucke waren Ungeheuer von Menschen, in deren Busen Ueberfluß und Ansehen Muthwillen erwecket hatte, übermüthig genug gewesen, des unaussprechlichen Volkselendes teuflisch zu spot-

ten. Alle diese verderblichen Uebel, und unter diesen besonders eine ungeheuere Schuldenlast, die bereits auf einige tausend Millionen Livres hinanstieg, hatten sich seit den Regierungen mehrerer Könige immer zahlreicher angehäufet, ohne daß Ludwig XVI. bei aller seiner häuslichen Sparsamkeit, und bei seinem besten Willen, das Wohl des Staates zu befördern, im Stande war, sie zu heben.

In dieser allgemeinen Zerrüttung, da dem Königreiche ein gänzlicher Bankerut drohte, und Minister und König sich aus dem Gedränge nicht mehr zu retten wußten, berief Ludwig im Jahre 1789. die Notablen, oder Generalstände. Sie sollten sich über die Mittel berathschlagen, dem sinkenden Staate wieder aufzuhelfen; und leider fanden sie am Ende, daß nach der gewöhnlichen Ordnung der Dinge Rettung unmöglich sei. Von der Stunde an verwandelte sich daher die Versammlung der Generalstände oder Notablen in eine Nationalversammlung. Dem dritten bisher gar nicht geachteten Stande war es gelungen über die beiden höhern Stände des Adels und der Geistlichkeit die Oberhand zu bekommen. Ein mächtiger Enthusiasmus fieng nun an, die ganze Nation zu begeistern; alles wünschte eine gänzliche Umwälzung der Staatsverfassung; alles rief Freiheit. Man machte eine neue Konstitution; erklärte alle Menschen von Geburt für frei, und an Rechten einander gleich, schaffte den Adel ab, hob allen Unterschied der Stände auf; erklärte, daß die Nation künftig nur einen einzigen Stand ausmachen sollte; räumte einem jeden gleiche Ansprüche auf Aemter und Würden ein, foderte von einem jeden gleichen Beitrag zum Besten des Ganzen; sprach die Souveränetät als ein einziges, untheilbares, unveräusserliches, unverjähr-

bares Eigenthum dem Volke zu, welches dieselbe durch Uebertragung an andere ausüben müsse; räumte diesen Grundsätzen zu Folge die gesetzgebende Macht der Nation ein, ließ die vollziehende Macht dem Könige, und bestimmte jährlich 25. Millionen Livres zu seiner Hofhaltung, nebst dem Erträgnisse aller Königlichen Schlösser und Parke, ohne daß er das geringste von dieser Summe zu den öffentlichen Ausgaben hätte verwenden müssen.

Unter den übrigen Artikeln der neuen Konstitution befand sich auch dieser, daß sie alle Souveränetätsrechte, welche bisher auswärtige Fürsten im Französischen Gebiete ausgeübt hatten, aufhob, die Einkünfte, die sie daraus gezogen hatte, sperrte, und die Unterthanen derselben für französische Bürger erklärte. Dieser Einrichtung zu Folge sollte ein grosser Theil deutscher Fürsten beträchtliche Gerechtsamen, Güter und Einkünfte, die sie seit langen Zeiten friedensschlußmässig im Elsaß besassen, für immer verlieren. Der Herzog von Würtemberg besaß die Grafschaft Horburg und die Herrschaft Reichenweier im obern Elsaß, der Markgraf von Baaden das Amt Beinheim, der Landgraf von Hessen-Darmstadt die Grafschaft Hanau-Lichtenberg; der Herzog von Zweibrücken die Herrschaft Rappoltstein im obern, die Grafschaft Lützelstein und das Amt Bischweiler im untern Elsaß; der Graf von Leiningen-Hartenburg die Grafschaft Dachsburg, und der Bischof von Speyer die Aemter Lauterburg, Madenburg und Dhan im untern Elsaß. Auch dem Deutschen und Johanniter Orden, einigen Fränkischen Kreisständen, dem Ritterstifte Murbach, der gefürsteten Stiftskirche zu Weissenburg, der Reichsritterschaft im untern Elsaß, der gesammten Geistlichkeit daselbst, und dem Hochstift Straßburg wur-

den durch diese Verordnungen der Nationalversammlung, die nun auch sogleich in Vollziehung gesetzt wurden, ansehnliche Einkünfte und Rechte entrissen v). Ueberdieß verloren die Churfürsten von Maynz, Trier, Kölln, und die Bischöfe von Speyer und Basel diejenigen Gerechtsamen, die sie bisher als Metropolitane oder als Bischöfe auf Französischem Grund und Boden ausgeü t hatten.

Diese unerwartete Aufhebung auswärtiger Diocesangewalt, welche die Nationalversammlung gleichfalls auf die Souveränetätsrechte gründete, machte bei allen deutschen Reichsständen einen bei weitem noch tiefern Eindruck, als ehe die ähnlichen Unternehmungen des Kaisers Josephs, und die Versuche des Churfürsten von Pfalzbaiern gemacht hatten; denn sie kam von einer Nation, der man mannigfaltige Beleidigungen, Verheerungen und Raub seit mehrern Kriegen her noch nicht vergessen konnte; kam noch dazu nicht von der bisher als ordentlich anerkannten Staatsgewalt, sondern von dem Volke, welchem man eine gesetzgebende Macht nicht einräumte, und das Loos der Verkürzung traf jetzt zu viele Fürsten auf einmal. Das Gefühl des Unmuths über diese unvermutheten Verfügungen riß auf einmal die meisten deutschen Fürsten zu einem lebhaften Enthusiasmus hin, und bewog sie, für die Sicherstellung ihres Eigenthumes zu sorgen. Aus diesem Grunde vorzüglich setzten die Churfürsten in der Wahlkapitulation fest, daß die Diöcesangerechtsamen der Bischöfe überall, wo sie hergebracht, und durch den Westphälischen Frieden nicht aufgehoben sind, unangefochten bleiben sollen. Aber auch nach Frankreich schrieb man nicht nur wegen der Diöcesanrechte, sondern auch wegen der Güter, Einkünfte

v) Reus deutsche Staatskanzlei Th. 24. 25. und 29.

und Befugnisse, die man den weltlichen Fürsten entrissen hatte; man stellte dem Könige das Unrecht vor, protestirte ernstlich dagegen, und foderte das Abgenommene zurück.

Die Nationalversammlung erklärte sich zwar geneigt zu einer Entschädigung. Sie versprach den Reichsfürsten ihren Verlust durch Geldsummen zu ersetzen, und bot ihnen deswegen Unterhandlungen an. Allein der Enthusiasmus für ihr rechtmässiges Eigenthum, von dessen Werthe sie ein langer Genuß überzeugt hatte, wirkte stärker auf sie, als die Französischen Anerbietungen. Sie wollten ihr eigenes Beste nicht unsichern Unterhandlungen überlassen, die, nur zu oft ein Werk des Zufalles, unter der Herrschaft äusserer Umstände sich ändern. Eher wollten sie ihre Rechte mit den Waffen in der Hand behaupten, ehe sie sich dieselben für Geld abkaufen liessen. Sie glaubten eher berechtiget zu seyn, den Franzosen Elsaß und Lothringen und andere Bezirke, die sie ehe dem deutschen Reich in mehrern Kriegen entrissen hatten, wieder abzufodern, als daß sie sich hätten entschliessen sollen, ihnen aufs Neue beträchtliche Besitzungen abzutreten. Auch hielten sie es für eine Erniedrigung, sich mit einer Nation einzulassen, der sie keine Macht zugestanden, und die sie als Rebellen gegen ihren rechtmässigen König betrachteten.

Diese Begebenheit war die erste Veranlassung, welche Deutschlands bisherige Ruhe in Gefahr setzte. Aber in den innern Vorfällen Frankreichs selbst lag noch ein anderer Keim, welcher den nahen Ausbruch eines Krieges erwarten ließ. Die neu errungene Freiheit der Franzosen artete bald in Zügellosigkeit aus. Das derselben noch nicht gewohnte Volk konnte sie so wenig ertragen, als ein von be-

ständiger Finsterniß umhülltes Auge das plötzlich einfallende Licht. Eine gänzliche Ungebundenheit und Anarchie riß in Frankreich ein; kein Greuel war so abscheulich, den man nicht begieng; Blut floß in Strömen; nichts hielt der ungezähmte Pöbel für unerlaubt. Französische Schriftsteller machten von der neu erlangten Preßfreiheit bis zur Unverschämtheit Gebrauch. Verwegen schalten sie alle Könige und Fürsten der Erde Tyrannen, alle die denselben gehorchten, Sklaven. Durch überspannte Vorstellungen suchten sie überall einen hinreissenden Enthusiasmus für Freiheit und Gleichheit anzufachen, und foderten die ganze Welt auf, dem Beispiele ihrer Nation zu folgen. Volksklubbs und sogenannte Gesellschaften der Konstitutionsfreunde, die in ganz Frankreich in grosser Anzahl entstanden waren, machten es sich zur besondern Angelegenheit, auf den Umsturz aller bisherigen Verfassungen und aller obrigkeitlichen Gewalt hinauszuarbeiten. Besonders zeichneten sich die Jakobiner, die von ihrem Versammlungsorte zu Paris diesen Namen erhalten hatten, durch ihren wilden Ungestümm aus. Allenthalben schlich die Sage herum, sie hätten Menschen in ganz Europa im Solde, welche den Freiheits- und Empörungsgeist durch heimliche Künste unter allen Völkern verbreiten sollten. Das wirkliche Daseyn einer solchen Propaganda bestätigte sich zwar meines Wissens durch keine Thatsache; allein es ist leicht zu begreifen, wie sich ähnliche Gesinnungen, als man jetzt in Frankreich der ganzen Welt mit so grossem Geräusche ankündigte, bei dem gewöhnlichen Hange des rohen Volkes nach Neuerungen in der Regierung, bei der gewöhnlichen Abneigung des unaufgeklärten Pöbels gegen die Obrigkeit, auch ohne bestellte Emmissärs

in andern Ländern verbreiten konnten. Denn aus Mangel an Aufklärung und Einsichten hält der unwissende Pöbel, wie dieses die Geschichte aller Jahrhunderte und Nationen beweiset, obrigkeitliche Aufsicht, Gesetze, Abgaben, Strafen für unnöthig oder ungerecht, und glaubt, sie seien bloß zu seiner Plage da.

Kein Wunder also, wenn die Fürsten Europens unter solchen Umständen in Sorgen geriethen. Sie glaubten, Gesetze, Ruhe, Sicherheit, obrigkeitliche Gewalt und Ordnung der Dinge seien in Gefahr; es gelte schon den Umsturz aller ihrer Thronen. Einen besondern Anlaß zur Furcht vor ähnlichen Dingen nahmen die deutschen Fürsten aus einigen Begebenheiten, die eben um diese Zeit vorfielen. In mehrern deutschen, oder deutschen Fürsten gehörigen Ländern waren seit einiger Zeit bedenkliche Unruhen ausgebrochen. Jener Empörung nicht zu gedencken, welche der Eigensinn stolzer, auf alte Gewohnheiten pochender Stände in den Oesterreichischen Niederlanden gegen Josephs neue Einrichtungen erwecket, und der Fanatismus erhitzter Theologen und Mönche genähret hatte, entstanden auch in eben demselben Jahre 1789. aufrührische Bewegungen im Speyerischen, und in mehr andern rheinischen Gegenden. In dem erstern Lande hatten zwei Glieder des Raths zu Bruchsal, und zwei von der Bürgerschaft, in der Eigenschaft städtischer Deputirten, der fürstlichen Regierung eröfnet, daß die Bürgerschaft in einer Vorstellung ihre neuen Beschwerden vortragen wolle. Es ward beschlossen, daß diese Vorstellung entweder auf dem Rathshause unterzeichnet, oder die Schrift zu diesem Zwecke in die Häuser herumgesandt werden sollte. Die Deputirten erklärten, die Bürgerschaft sei entschlossen, im Falle, daß man

ihr dieses nicht gestatten würde, sich selbst Hülfe zu verschaffen. Die Vorstellung ward übergeben, und darin auf Abstellung der Beschwerden gedrungen. An eben demselben Tage übergaben auch die Gemeinden Deidesheim und Riedkirchen Verzeichnisse ihrer Beschwerden, und baten um Abstellung. Die Städte Bruchsal und Diedenheim verlangten die Herstellung der Schatzung, welche seit vielen Jahren auf das Dreifache erhöhet worden, nach dem alten Fusse; Freiheit des Abzuges, und Befreiung der Abziehenden von der Nachsteuer; Aufhebung des Militzgeldes, das bisher alle bezahlen mußten, welche die Regierung wegen der Erlaubniß zu heyrathen, oder aus andern Ursachen vom Soldatendienste freisprach, ingleichen der Strassengelder, die man bisher erhoben hatte, obwohl die Gemeinde dessen ungeachtet die Strassen auf eigene Kosten selbst hatte herstellen müssen. Ueberdieß klagten sie noch, daß man ihnen bisher die Verheyrathungen vor dem fünf und zwanzigsten Jahre, und die Aufnahme in das Bürgerrecht und in die Zünfte erschweret habe, über Aushebung mehrerer Soldaten, als das Reichs- und Kreiskontingent fodere, und über mehr andere Bürden und Abgaben w).

Daß es zur Zeit, als die Gemeinden diese Sache betrieben, nicht am ruhigsten zugieng, läßt sich aus zuverlässigen Urkunden schliessen. Der Fürstbischof zu Speyer, welcher von dieser Bewegung gefährliche Folgen befürchtete, hatte diesen Vorfall sogleich beim Reichshofrath angezeigt, und dieser hatte in einem Schlusse vom 5. Oktober, wodurch er sie bis zum rechtlichen Ausgange der Sache zur Ruhe verwies, sich geäussert, der Pöbel habe an dem Hause eines fürstlichen geheimen Raths Unfug begangen,

w) Neus deutsche Staatskanzlei Th. 28. S. 207—225.

habe die Sturmglocke angezogen und benachbarte Orte zur Theilnahme an seiner Empörung eingeladen. Man habe zu Bruchsal Leute mit geladenem Gewehre in später Nacht angetroffen; die Einwohner der Nachbarschaft hielten sich bis in die Nacht in den Wirthshäusern auf; die Rede sei allgemein, man warte nur auf den Klang der Sturmglocke, um einen entscheidenden Streich auszuführen x). Obwohl nun auf den Spruch dieses höchsten Reichsgerichts die Ruhe auf einige Zeit hergestellet schien, so übergaben doch die gedachten drei Gemeinden am 28. Jäner 1790. neuerdings einige Beschwerden, und mußten endlich vom Reichshofrathe den Vorwurf hören, daß die Einwohner von Bruchsal an die Stelle der kaiserlichen Patente aufrührische Zettel angeheftet, vor der Publikation dieser Patente die Militärpersonen mißhandelt, und sich noch mehrerer Ausschweifungen schuldig gemacht haben y).

Einen ähnlichen Auflauf wagten beinahe zu gleicher Zeit die Einwohner der Ortenau, Oesterreichischen Antheiles. In grosser Anzahl rotteten sie sich zusammen, drangen mit Gewalt in die Häuser ihrer Beamten, foderten die Zurückgabe ihrer vermeintlichen alten Gerechtsamen, und schossen sogar während der Zeit, da man ihre Beschwerden zu Protokoll nahm, in die Wohnungen ihrer Vorgesetzten. Diese Schwärmerei steckte auch ihre Nachbarn, die zur Reichsstadt Gengenbach gehörigen Unterthanen des Stabes Reichenbach an. Auch diese versammelten sich mit Ungestümm vor dem Magistrat, und foderten unter Drohungen ihre alten Rechte und Schriften, wovon nach vorgenommener Untersuchung nichts vorhanden war, und die Ab-

x) Reus deutsche Staatskanzlei Th. 28. S. 237.
y) Ebendaselbst S. 243. f.

stellung der Frohndienste nebst andern größtentheils unbilligen Dingen z). Auch wiegelten sie noch andere Gemeinden auf, mit ihnen gemeine Sache zu machen. Die Gräflich Leyenschen Unterthanen suchten ihre Herrschaft mit Gewalt zu zwingen, auf einen alten, am Kammergerichte anhängigen Prozeß in Betreff eines Waldes Verzicht zu thun. Hartnäckig versagten sie ihrer Obrigkeit den schuldigen Gehorsam, benutzten den Wald wie ihr Eigenthum, handelten durchgehends gewaltthätig, und zogen, als sie eine obrigkeitliche Rüge befürchteten, sogar die Sturmglocke a). Eben solche Zusammenrottungen und noch grössere Gewaltthätigkeiten erlaubten sich die Unterthanen der zum Hochstifte Straßburg gehörigen Reichsherrschaft Oberkirch, so wie sich auch in der Stadt Trier und im Fürstenthume Nassau-Saarbrücken gefährliche Spuren der Empörung zeigten b).

Doch unter allen diesen Unruhen machte diejenige, die sich in eben diesem Jahre zu Lüttich erhob, wegen ihres wichtigen Gegenstandes und wegen ihrer Stärke und Dauer, bei weitem das größte Aufsehen. Seit mehrern Jahren war eine Streitigkeit über die Rechtmäßigkeit einer von dem Fürsten Bischofe allein ohne Zuziehung der Stände ertheilten Spieloctroy unentschieden. Zu dem Mißvergnügen, welches dieser Prozeß zwischen dem Fürsten und den Ständen unterhielt, gesellte sich bald noch ein anders. Der Fürst beschwerte sich über Eingriffe in seine Gerechtsame bei Ernennung des Magistrats in der

z) Hoschers Beiträge zur neuesten Geschichte der Empörung deutscher Unterthanen wider ihre Landesherrschaft S. 113. und 115. ff.

a) Ebendaselbst S. 194. ff.

b) Ebendaselbst S. 246. ff. 257. ff. und 309. ff.

Stadt Verviers; über Widersetzlichkeit gegen seine Hofkammer bei Einziehung ihrer Gefälle, über Geringschätzung seiner Gerichtshöfe. Die städtische Parthei hingegen klagte über eine von dem Bischofe einseitig geschlossene Verbindung mit der Krone Frankreich, über zu starke Begünstigung einer Französischen Werbung, über die Wiedereinführung einer einst abgeschafften verhaßten Abgabe, über unterlassene Erwähnung der ständischen Beistimmung bei einem Verbote der Ausfuhre des Getreides c). Als eben zur Zeit, da die Einwohner von Lüttich über diese Dinge mißvergnügt waren, die Grundsätze der neuen französischen Revolution bekannt wurden, kam sogleich zu dem Stoffe ihrer Unzufriedenheit noch diese Beschwerde hinzu, daß die Geistlichkeit bisher an den Lasten des Staates keinen Theil genommen habe, und daß sich bei der Repräsentation des Volkes keine Gleichheit finde. Der Fürstbischof kam dem Wunsche seiner Unterthanen zuvor. Er foderte seine Geistlichkeit auf, ihren Privilegen zu entsagen, und die Abgaben mit den übrigen Ständen gleich zu tragen. Ueberdieß schrieb er eine Versammlung der Stände aus; diese sollte durch zweckmäßige Maaßregeln für Erleichterung des dürftigsten und zahlreichesten Theiles der Nation sorgen. Dieser Zweck ward erreichet. Dem heissen allgemeinen Wunsche zu Folge willigte der Fürst in die Abschaffung des Reglements vom Jahre 1684. welches der Fürst Bischof Maximilian Heinrich den Lüttichern gewaltthätig aufgedrungen, und in die Wiederherstellung der alten, vertragsmässigen Konstitution, die ihnen jener entrissen hatte d).

c) Die Lütticher Revolution im J. 1789. dargestellt von Christian Wilh. v. Dohm. S. 10. 13. und 14.

d) Ebend. S. 21.

Sogleich hieß das Volk, dieser wieder erlangten Freiheit zu Folge, den alten Magistrat sein Amt niederlegen, und wählte sogleich einen andern; freilich nicht nach der Vorschrift der alten Verfassung; denn dießmal nahmen nicht bloß diejenigen Bürgerklassen, welche vermöge dieser Konstitution allein dazu berechtiget waren, sondern das ganze Volk die Wahl durch einstimmigen Zuruf vor. Mehr als 20,000. Bürger hatten bei dieser Gelegenheit unter den Waffen gestanden. Ein grosser Haufe war in das Rathshaus gedrungen, und hatte dem alten Magistrat die Schlüssel abgenommen e). Auch waren noch einige andere Ausschweifungen vorgefallen. Man hatte einen Strohmann mißhandelt, dem man den Namen eines Mannes gegeben, welcher gegen die Gerechtsamen der Stände geschrieben hatte; überdieß hatte man einige Gefangene befreiet. Aber der Fürst genehmigte die neue Wahl; das Volk empfieng ihn mit Jubelgeschrei. Ein Bürger bot ihm eine Kokarde an, die er auch annahm f). Auch die übrigen Städte folgten bald diesem Beispiele; sie wählten neue Magistratspersonen. Auch diese Wahlen genehmigte der Fürst g).

Jedermann lebte nun schon in der schönsten Eintracht froh seine Tage hin; da verbreitete sich plötzlich die unerwartete Nachricht, der Fürst sei entwichen. Er hinterließ ein Schreiben des Inhalts: Die Besorgniß, die Berathschlagungen des bevorstehenden Landtages möchten unruhig und seiner Gesundheit nachtheilig werden, habe ihn bewogen,

e) Hoschers Beiträge zur neuesten Geschichte der Empörung. S. 15. Die Nachrichten dieses Verfassers sind aus kammergerichtlichen Akten entnommen.

f) Ebendaselbst S. 18.

g) v. Dohm a. a. O. Anlage 2. S. 126.

seine Hauptstadt auf einige Zeit zu verlassen; seine Absicht sei nicht, fremde Hülfe zu suchen; im Angesichte der ganzen Welt erkläre er alle und jede Klagen für nichtig, die vielleicht in seinem Namen angebracht werden könnten. Dieser Vorfall brachte mit dem zugleich erwachenden Mißtrauen gegen den Fürsten eine ausserordentliche Gährung unter der ganzen Nation hervor. Während daß alles in Ungewißheit und Unruhe war, hatte das Reichskammergericht, welches diese ganze Begebenheit als eine Störung der öffentlichen Ruhe betrachtete, aus eigenen Antriebe den ausschreibenden Fürsten des Niderrheinisch-Westphälischen Kreises, dem Fürsten Bischofe von Münster, und den Herzogen von Jülich und Kleve, den Auftrag ertheilet, den Fürsten Bischof von Lüttich mit allen denjenigen, die ihm getreu geblieben, durch militärische Macht auf Kosten der Lütticher Rebellen gegen alle Gewaltthätigkeiten zu schützen, die Regierungsverfassung wieder in den alten Stand herzustellen, die abgesetzten Magistratspersonen in ihre Aemter wieder einzusetzen, die tumultuarisch angestellten Personen von einer neuen Wahl auszuschliessen, die Urheber der Rebellion in gefängliche Haft zu bringen, die Flüchtigen aber mit Seckbriefen und Güterbeschlag zu verfolgen. Diese Anstalt vermehrte das Mißtrauen des Volkes gegen die Aufrichtigkeit seines Fürsten. Vergeblich ließ es ihn, nachdem es seinen Aufenthalt in der Abtei St. Maximin bei Trier erfahren hatte, durch eine abgesandte Deputation aller drei Stände bitten, zurückzukehren. Jederzeit lehnte er diesen Antrag ab h). Das Volk, das so sehr eine gründliche Herstellung einer billigen Regierungsverfassung wünschte, und von derselben Zufriedenheit

h) v. Dohm a. a. O. S. 54.

und Ruhe mit Recht erwartete, war nun sich selbst überlassen. Eben darum, weil es ihm an einem Haupte fehlte, welches den Berathschlagungen und den Schlüssen durch sein Ansehen Gültigkeit und Dauer verschaffen konnte, gerieth es nun auf Abwege, und verfiel in eine Art von Spaltung. Einige Gemeinden vergassen im Enthusiasmus, daß die gute, jeden Theil befriedigende Herstellung einer Konstitution nur das Resultat ruhiger und langwieriger Ueberlegung seyn könne. Der Hitze ihrer Leidenschaft gemäß sollte die sogenannte Regeneration ohne alles Zögern auf einmal bewirket werden. Mit diesem ungestümmen Wunsche fiengen sie neue Unruhen an, und brachten die ganze Angelegenheit noch mehr in Verwirrung. Die Einwohner des Marquisats von Franchimont veranstalteten einen Kongreß unter dem Namen einer freien Versammlung des Volkes zu Franchimont, foderten unter Drohungen die Aufnahme von sechs Repräsentanten bei der allgemeinen Volksversammlung des ganzen Hochstifts Lüttich, weigerten sich, die gegenwärtige Versammlung der städtischen Deputirten für den dritten Stand anzuerkennen, und beschlossen sogar zu eigener Vertheidigung ihres Landes ein Regiment von 1800. Mann unter dem Namen der Freiwilligen von Franchimont zu errichten. Sie erklärten sogar, sie seien bereit, wenn der gegenwärtige dritte Stand nicht die ganze Nation in einer bestimmten Zeit zur Herstellung der uralten Verfassung berufen würde, dieses selbst zu thun. Andere wähnten, die wieder erlangte Freiheit müsse nothwendig auch eine Befreiung von den Abgaben einschliessen, und ertrotzten wirklich von dem Magistrate, daß er sie davon lossprach. Der Pöbel aus einigen Vorstädten zu Lüttich rottete sich auf einen kleinen Zwist mit

dem städtischen Militär zusammen, griff dasselbe an, stürmte das Rathshaus, und drang dem Magistrate das Versprechen ab, die einst von einem Bischofe für die Armen bestimmten Gelder, deren Zinsen jährlich für dieselben verwandt wurden, unter die gegenwärtig lebenden auf einmal zu vertheilen.

Unter diesen und mehr ähnlichen Umständen war die Spannung der Gemüther (ein Schreiben des Fürsten vom 15. Oktober, worin er die von ihm selbst zusammenberufenen drei Stände nicht für legal versammelt erkannte, und die Nachricht, daß er zu Wetzlar und bei den kreisausschreibenden Fürsten die Vollziehung des kammergerichtlichen Mandates betreibe, erhöhte sie noch) nun so hoch gestiegen, daß die Ruhe ohne thätige Hülfe von aussen schlechterdings nicht mehr hergestellet werden konnte. In dieser Lage ließ der König von Preussen, als Herzog von Kleve und Kreisausschreibender Fürst, dem ohnehin auch wegen der Nachbarschaft seiner Länder an der Erhaltung der Ruhe in Lüttich gelegen seyn mußte, 9. Bataillons Infanterie unter dem Kommando des Freiherrn von Schlieffen in das Lüttichische einrücken. Am 24. November betraten sie das hochstiftische Gebiet in der Grafschaft Horn, wo sich auch die Truppen des Churfürsten von der Pfalz, als Herzoges von Jülich, mit denselben vereinigten. Der König hatte, wie sein Minister öffentlich betheuerte, die Absicht, die Ruhe in Lüttich wieder herzustellen, und er glaubte durch Nachgiebigkeit und gelinde Mittel diese Absicht eher erreichen zu können, als durch pünktliche Befolgung kammergerichtlichen Mandate. Wirklich zeigte sich auch schon gute Hoffnung dazu. Allein die beiden übrigen kreisausschreibenden Fürsten

dachten anders; sie beharrten auf pünktlicher Vollstreckung des kammergerichtlichen Mandats. Der Fürst Bischof trug darauf an, daß das Reichskammergericht seine dem Volke gegebene Versicherung in Betreff der Widerherstellung der alten Landesverfassung als nichtig erkläre; das Kammergericht erließ unterm 4. December ein neues Urtheil, worin es das erste bestätigte, und drang auf ungesäumte Vollziehung; und so sah dann der König von Preussen, daß bei einer so grossen Mißhelligkeit der Gesinnungen der wahre Zweck kaum erreichet werden, vielmehr, bei längerer Theilnahme an diesem Geschäfte und der überhandnehmenden Unruhe des Volkes, seine Truppen in Gefahr schweben dürften; er beschloß daher, dieselben am Ende des Monats März zurückzuziehen, und das Hochstift Lüttich seinem Schicksale zu überlassen i).

§. 36. Folgen der Französischen Revolution in Ansehung der Philosophie und Aufklärung. Verbindung des Kaisers und Königs von Preussen wider die Franzosen.

Alle diese bisher beschriebenen Unruhen, die man der Französischen Revolution und dem durch dieselbe aufgeweckten Geist der Freiheit und Empörung größtentheils nicht ohne Grund zuschrieb, wurden jedoch in der Folge theils durch richterliche Sprüche theils durch andere Mittel beigelegt, und hatten keine weitern gefährlichen Folgen. Aber die wichtige Sorge, das Uebel möchte über kurz oder lang mit verdoppelter Wuth wieder ausbrechen, und überall schrecklich um sich greifen, wich doch nicht aus den Herzen der Fürsten. Diese unselige, den Umsturz aller Sicherheit und Ordnung drohende Schwärmerei zu ersticken, glaubten sie

i) v. Dohm a. a. O. S. 113—124.

sie mit Recht, müsse gemeinschaftliche Sache aller Könige seyn; um eine so ausserordentlich gefährliche Stimmung der Völker zu dämpfen, müsse man die Franzosen durch Gewalt der Waffen wieder zum Gehorsame zurückführen, und zugleich auch in den übrigen Staaten das Entstehen Französischer Gesinnungen durch nachdrückliche Maaßregeln hindern. Zum Unglücke liessen sich manche Große in Bestimmung dieser Mittel von Männern leiten, die es ganz gewiß nicht redlich mit ihnen meinten. Eine zahlreiche Parthei fromm scheinender Menschen, welche von jeher aus Privatinteresse der Lektüre und Aufklärung gram war, weil sie derselben den Verfall ihres Ansehens zuschrieb, benutzte die Besorgniß der Fürsten, und flößte ihnen durch gewohnte Kunstgriffe die Meinung ein, einzig und allein die Philosophie unsers Jahrhunderts sei an allen diesen schrecklichen Greueln Schuld; sie stürze alle Thronen um, zernichte alle obrigkeitliche Gewalt, untergrabe alle Religion. Diese müsse man hemmen; die Freiheit zu lehren, zu schreiben und zu lesen, wodurch dieser Geist der Unruhe erzeugt werde, müsse man mit aller Macht unterdrücken.

In der That war diese Klage nicht neu. Unter dem Scheine von Eifer für Staat und Religion hatten diese Leute schon öfters dieselbe Sprache geführet. Unglücklicher Weise gaben ihnen einige Thatsachen Gelegenheit, dem Verdachte, den sie gegen jeden besser denkenden Mann zu erregen suchten, einen Schein von Billigkeit zu verschaffen. Schon seit langer Zeit hatten sich in Deutschland verschiedene geheime Orden und Gesellschaften immer weiter ausgebreitet. Unter diesen hatte sich besonders der Orden der Illuminaten in Baiern in kurzer

Zeit mächtig hervorgethan. Jeder solche Orden ist schon eben darum, weil er geheim ist, verdächtig; aber aus allen, welche bisher existirt, hatte keiner ein so grosses Aufsehen gemacht, beinahe keiner so grosse Verfolgungen ausgestanden, wie dieser. Im Jahre 1785. brach das Ungewitter in Baiern gegen ihn aus. Der Orden wurde aufs schärfste verboten; der Stifter desselben, Adam Weishaupt, Professor an der hohen Schule zu Ingolstadt, seines Amtes entsetzt, viele Mitglieder gleichfalls ihrer Aemter beraubt, in Gefängnisse geworfen, oder auf andere Art empfindlich bestrafet. Die Geschichte ihrer Verfolgung, welche im folgenden Jahre herauskam, versichert, der Zweck der Illuminaten sei kein anderer gewesen, als dieser, gesunde Kenntnisse, Aufklärung, Gelehrsamkeit, zur Quelle der Sittlichkeit zu erheben, den Menschen die Verbesserung ihres moralischen Charakters interessant und nothwendig zu machen, boshafte Absichten zu hindern, der bedrängten Tugend gegen das Unrecht beizustehen, auf die Beförderung würdiger Personen zu denken, und verborgene nützliche Kenntnisse allgemein zu machen k). Die veranlassenden Ursachen der Verfolgung, sagt ferners die eben angeführte Geschichte, seien keine andern gewesen, als Eifersucht anderer geheimer Orden auf den Flor des Ordens der Illuminaten, Furcht vor ihrer Macht, da die Zahl ihrer Mitglieder so sehr heranwuchs, Haß einiger Menschen, denen der Orden die Aufnahme verweigerte, Haß derjenigen, die er aus seinem Kreise stieß, und ungefälliges, hochmüthiges Betragen, schlechte Talente, böser Ruf einiger Mitglieder. Viele hätten in verschiedenen Privat-

k) Vollständige Geschichte der Illuminaten in Baiern. S. 55. ff. und S. 119. ff.

rückſichten ihre Feinde gehabt; es ſei verdächtig geweſen, daß ſie vorzüglich junge Leute in ihren Bund zogen; verdächtig, daß ſie ſich Menſchenkenntniß zu ihrem Hauptgeſchäft machten; vielen habe die ſtoiſche Strenge in den Sitten einiger Mitglieder mißfallen; viele hätten geglaubt, an den Illuminaten ihre Feinde, die Gegner ihrer Plane zu ſehen; eine Geſellſchaft, welche Verbreitung der Tugend für ihren wahren Zweck ausgab, habe alle böſe Menſchen gegen ſich reitzen müſſen; die wiederauflebende, zum Theile gemißbrauchte Publicität habe man dieſer geheimen Verbindung zugeſchrieben; die Geiſtlichkeit habe ſie für die Quelle der Beſchränkung ihres Anſehens und ihrer Einkünfte gehalten l). Aber die Gegenparthei gab von allem dieſen nichts zu. Sie legte der Geſellſchaft die abſcheulichen Lehren zur Laſt: Der Zweck des Menſchen ſei der Genuß; der Zweck heilige die Mittel; der Menſch ſei zur Freiheit gebohren; die Monarchen ſeien unrechtmäſſige Beſitzer ihrer Gewalt. Sie beſchuldigten den Orden, er habe den Naturalismus einzuführen geſucht, und — was freilich ſehr ſonderbar iſt, ſich bemühet, dem Erzhauſe Oeſterreich die Baieriſchen Staaten in die Hände zu ſpielen m).

Dieſe Beſchuldigungen mögen nun gegründet geweſen ſeyn, oder nicht, ſo iſt doch ſo viel unſtreitig gewiß, daß der Orden der Illuminaten die Veraulaſſung ſehr beträchtlicher Uebel war, und der guten Sache ungemein ſchadete. Denn von dieſer Stunde fieng man an, jede Gattung von Beförderung beſſerer Kenntniſſe unter dem Namen des

l) Vollſtändige Geſchichte der Illuminaten in Baiern. S. 88—108.

m) Ebendaſelbſt S. 256. 259. und 263.

Illuminatismus verdächtig zu machen. Sich durch höhere Einsichten, oder durch Gelehrsamkeit auszuzeichnen, durch Herausgabe nützlicher Schriften zum Wohle der Menschheit etwas beizutragen, wurde jetzt gefährlich. Diejenige im Verborgenen herumschleichende Parthei, die sich von der Finsterniß grössere Vortheile versprach, suchte jeden guten Kopf zu unterdrücken. Hatte jemand einen Feind, an dem er sich rächen wollte, oder hatte er sonst Privatgründe, ihm einen tödtlichen Stoß zu versetzen, so schrie er ihn als einen Illuminaten aus, und er konnte versichert seyn, daß er dadurch seinen Zweck erreichen, und ihm Haß und Verfolgung zuziehen werde n). Man verfertigte Listen von Mitgliedern des Illuminatenordens, und setzte die Namen von Männern hin, die niemals zu diesem Orden gehöret hatten. Die Folgen dieser Wendung, welche die Obskuranten dieser Sache absichtlich gaben, waren traurig. Die gute Sache ward unterdrückt; jeder gute Kopf hielt sich furchtsam verborgen; der Eifer, fürs gemeine Beste zu wirken, ward ersticket; viel Nützliches unterblieb. Die Verläumdungssucht nahm überhand; ein allgemeines Mißtrauen erwachte; einer traute dem andern nicht mehr, aus Furcht, er dürfte mit einem Illuminaten zu thun haben. Viele verleitete diese Verfassung, sich bis zur niedrigen Heuchelei herabzulassen. Um nicht verfolgt zu werden, oder um sein Glück zu machen, verläugneten Männer ihre eigene Denkungsart, schrieben gegen die gute Sache und wurden an ihr zu Verräthern. Leute, denen man

n) Auch der Verfasser der gegenwärtigen Geschichte Deutschlands, der niemals ein Illuminat war, noch zu irgend einer geheimen Verbindung gehörte, hatte das traurige Schicksal, als ein solcher ausgeschrien und verfolgt zu werden.

Einsicht und Edelmuth zugetrauet hatte, vereinigten sich aus eigennützigen Absichten mit den Verfolgern, und liessen sich von denselben als Werkzeuge gebrauchen, jeden ehrlichen Mann, dem diese schaden wollten, zu verläumden.

Gerade dasselbe Uebel riß auch jetzt wieder ein, da die Volksklubs in Frankreich, besonders die rasende Jakobiner-Parthei, das Andenken an verhaßte geheime Gesellschaften erneuerten, und durch ihre Grundsätze und Thaten alles in Verwirrung und Sorge versetzten. Aus Frankreichs neuer Konstitution blickten zum Unglücke unverkennbare Spuren von Grundsätzen neuerer Französischer Pilosophen hervor. Davon nahmen die Obskuranten (eine förmliche, gefährliche Sekte, die sich von jeher aus Eigennutz und Herrschsucht unter dem Deckmantel des Eifers für Frömmigkeit und Orthodoxie allem Guten widersetzte; deren System ist, alles, was nicht ihren unreinen Absichten entspricht, zu unterdrücken; jedem rechtschaffenen Manne, der nicht in ihren Plan passet, kunstmässig zu schaden; die jetzt einen förmlichen Bund gegen jeden schloß, welcher der guten Sache getreu blieb; die Stifterin vieler Unruhen, die Feindin der Menschheit, eben so gefährlich den Thronen, als den Vorstehern der Kirche, die unter verschiedenen Gestalten herumschleichet, und sowohl durch sich selbst als durch andere im Verborgenen wirket) Gelegenheit, ihre Klagen gegen alle Aufklärung überhaupt unter dem Scheine von grösserer Wahrscheinlichkeit anzubringen. Schlau gaben sie das, was eigentlich nur Wirkung eines abscheulichen Partheigeistes und wilder Leidenschaft war, für Wirkung der Philosophie aus. Alle Greuel, welche der rohe, wüthende Pöbel, oder andere leidenschaftliche Menschen begiengen,

schrieben sie unbillig der wissenschaftlichen Bildung der Menschen zu.

Diese Grundsätze wußten sie mit einem solchen Apparate von Worten und Scheineifer fürs wahre Beste der Grossen hinzulegen, daß sie zur Zeit der allgemeinen Verwirrung, wo ohnehin die Grösse der Unruhe zu langen Untersuchungen unfähig machte, leicht eine Art von Ueberzeugung in denselben hervorbrachten. Man machte nun schon keinen Unterschied mehr zwischen jener fälschlich sogenannten Philosophie, welche eigentlich nur Zügellosigkeit im Denken und Handeln ist, und zwischen jener wahren, wohlthätigen Aufklärung, welche den Menschen eben darum zum bessern Unterthan bildet, weil sie ihn weiser und gesitteter machet, und ihn durch Einsicht in den wahren Zusammenhang der Dinge die Nothwendigkeit der Gesetze, der Obrigkeit und seiner Pflichten lehret Mit Unwillen sah man jetzt — wie dann das schon in der Natur des menschlichen Herzens liegt, daß das Schlimme gemeiniglich einen stärkern Eindruck machet, als das Gute — nur die greuelvollen Uebel, die man dem Steigen der Wissenschaften und Kenntnisse zur Last legte, und vergaß, daß gerade dasjenige, was die Staaten blühend und glücklich, die Regenten beliebt und mächtiger machte, die Fortschritte in der Staatskunst und Staatswirthschaft, die mannigfaltigen Erfindungen in der Naturlehre, Oekonomie, Mechanik, Kriegskunst, die beträchtlichen Verbesserungen der Finanzen, ein Werk der zunehmenden Aufklärung waren.

Beinahe in ganz Deutschland schränkte man nun die Preßfreiheit ein, und schärfte die Büchercensur. Manche Fürsten nahmen ihre wohlthätigen Reformationen wieder zurück; manche schöne, nützliche

Anstalt ward wieder aufgehoben. Hier und da fieng man an, den mächtigen Einfluß eigennützig frömmelnder Partheien wieder zu begünstigen; gestattete dem Aberglauben seinen Spielraum wieder; stellte manches, was man ehe als einen Mißbrauch abgeschaft hatte, wieder her; hob verbesserte Schuleinrichtungen auf, verbannte aus den Schulen den Unterricht in den nützlichsten Wissenschaften, und führte die alte Finsterniß ein. Schon sprach man hier und da ziemlich laut von Aufhebung aller Schulen, aller Buchdruckereien und alles Buchhandels in Deutschland. Man glaubte, um Mißbrauch von Kenntnissen zu verhüten, müsse man den Menschen alle, auch die nöthigsten Kenntnisse gänzlich entziehen. Eine sehr traurige Sache war es, daß nun zugleich mit dem Bemühen, die Aufklärung zu unterdrücken, auch ein allgemeines Mißtrauen gegen jeden guten Kopf, gegen jeden Gelehrten und Schriftsteller entstand. Die Obskuranten suchten dieses nicht nur zu unterhalten; sie fachten die Flamme noch stärker an, bis zum Haß und zur Verfolgung. Um den Gegenstand ihres Hasses zu stürzen, erlaubten sie sich die schrecklichsten Verläumdungen; jeder, der ihnen im Wege stand, hieß nun ein Jakobiner; kaum blieb dem ehrlichen Mann ein Mittel übrig, sich vor der Kabale zu retten. Viele fielen bei dieser Gelegenheit, entweder aus Hoffnung oder aus Furcht, von der Wahrheit ab, traten zu jener Parthei, und leisteten ihr in Verfolgung ihrer Feinde hülfreiche Hand. Die wenigen Edlen, welche der guten Sache getreu, und doch unverfolgt blieben, kamen wenigst in eine verächtliche Vergessenheit, und wurden auffer Stand gesetzt, in ihrer geschäftlosen Einsamkeit ferners etwas Gutes zu wirken. Dieses grosse, ungemein schädliche Uebel,

welches in der Charakteristik des gegenwärtigen Jahrzehends Epoche machet, wurde nicht nur ein überaus mächtiges Hinderniß für die Fortsetzung der wissenschaftlichen Kultur; Wissenschaften und Gelehrsamkeit wurden dadurch sogar an den Rand des Verfalles gebracht.

§. 37. Vereinigung der Markgrafschaften Anspach und Bayreuth mit dem Churhause Brandenburg. Anfang des Französischen Krieges. Tod des Kaisers.

Während daß man sich in Deutschland mit Ergreifung dieser und ähnlicher Maaßregeln gegen den einreissenden Strom der Freiheitsliebe ernstlich beschäftigte, und alles über den künftigen Gang der Dinge voll Aufmerksamkeit und Erwartung war, ergriff Friedrich Wilhelm, König von Preussen, die Gelegenheit, seine Macht durch Vereinigung der Markgrafschaften Anspach und Bayreuth mit dem Churhause Brandenburg zu vergrössern. Der Plan zu diesem Schritte war schon seit vielen Jahren entworfen. Nach geschickten Unterhandlungen waren schon in den Jahren 1703. und 1704. ein Vergleich zwischen dem König von Preussen und dem apanagirten Prinzen von Bayreuth zu Stand gekommen. In demselben hatte dieser für sich und seine Nachkommen auf das Erbfolgerecht in den Fränkischen Fürstenthümern Verzicht gethan, und es gegen eine jährliche Pension und gegen den Sitz zu Wesferlingen im Halberstädtischen an Friedrich I. übertragen. Auch dessen älteste Söhne hatten diesen Vertrag beschworen. Allein kaum hatte der Prinz die Augen geschlossen, als die Söhne diesen Vertrag rückgängig zu machen suchten. Im Jahre 1716. klagten sie bei dem Kaiser, und am 13. May 1717.

erhielten sie die Entbindung vom Eide. Hierüber kam es zu neuen Unterhandlungen, und am 22. December 1722. erfolgte ein Vergleich, worin Preussen für sich und seine Erben vom Erbfolgerecht abstand, die Successoren aber sich auch verbindlich machen mußten, nach dem künftigen Anfall eines jeden Fürstenthumes für jedes jährlich 30,000. fl. Rheinisch zu bezahlen, auch bei dem Anfall eines jeden eine Summe von 50,000. fl. auf dasselbe zu übernehmen. Der Kaiser bestätigte diesen Vertrag, und erkannte sogar am 20. Februar 1725. ein Protektorium an den Fränkischen Kreis. Im folgenden Jahre gelangte der älteste Prinz des verstorbenen Markgrafen Georg Wilhelm, der Markgraf Georg Friedrich Karl, wirklich zum Besitze, und bezahlte auch die im Vergleiche festgesetzte Summe. Allein die beiden Markgrafschaften schienen für das Churhaus Brandenburg ein zu vortheilhafter Besitz, als daß sich der König Friedrich II. bei dem Vertrage hätte beruhigen können. Im Jahre 1752. bewirkte er einen neuen, und brachte die beiden Brüder, seine Agnaten, dahin, daß sie auf ihre Ansprüche Verzicht thaten, und den künftigen Anfall der Brandenburgischen Fürstenthümer in Franken an die Churlinie bestätigten o). Darüber erhoben sich weitläufige Mißhelligkeiten des Königs mit der Kaiserin Königin Maria Theresia. Der Wienerhof empfand es hoch, daß das Churhaus Brandenburg seine Macht durch die Erwerbung so beträchtlicher Fürstenthümer mitten in Deutschland vergrössern wollte. Mehrere Unterhandlungen giengen deswegen in den Jahren 1763. und 1772. vor p). End-

o) Reus deutsche Staatskanzlei Th. 29. S. 169—185.

p) Mosers Staatsgeschichte des Krieges von 1778. S. 10. ff.

lich gab der Friede zu Teschen im Jahre 1778. den Ausschlag. Oesterreich stand von allem Widerspruche ab, den es bisher gegen diese Erwerbung erhoben hatte.

Friedrich Wilhelm konnte die Erledigung dieser Länder durch den Tod des Markgrafen nicht erwarten. Er kannte dessen Charakter, und wußte ihn zu benutzen. Gern ließ sich jener bereden, daß er die Last der Regierungssorgen gegen den Genuß eines angenehmern und ruhigen Privatlebens vertauschte. Christian Friedrich Karl Alexander gieng nach Engelland, um dort von einer jährlichen Apanage zu leben, und nicht wieder in seine Staaten zu kommen. Wahrscheinlich trug der Berliner-Hof Bedenken, durch plötzliche Besitznehmung dieser Länder ein Aufsehen bei andern, noch unvorbereiteten Höfen zu machen. Vielleicht besorgte er sogar Schwierigkeiten; denn als das deutsche Reich den Frieden zu Teschen genehmiget, hatte es ausdrücklich die Rechte eines Dritten vorbehalten. Diese Ausnahme schien auf die Erwerbung der Fränkischen Markgrafschaften zu zielen. Schlau leitete daher der Hof zu Berlin die Sache so ein, daß die Besitznahme nach und nach, und beinahe unmerklich geschah. Zuerst trat der Preussische Staatsminister von Hardenberg am 9. Junius 1791. als bevollmächtigter Minister des abwesenden Markgrafen auf und ließ es bekannt werden, daß er die Anweisung erhalten habe, sich in wichtigen Regierungssachen, wegen der weiten Entfernung seines Herrn, an den König zu wenden q). Am 22. December desselben Jahres machte der Markgraf seinen Abtritt durch ein Patent bekannt. Am Ende des Jäners 1792.

q) Reus deutsche Staatskanzlei Th. 29. S. 194. ff.

nahm endlich der König von Preussen von seiner Erwerbung ruhig Besitz.

Durch die Erlangung dieser schönen Länder bekam das Churhaus Brandenburg einen wichtigen Zuwachs von Ansehen und Macht. Sie vermehrte die Zahl seiner Unterthanen, und die Summe seiner Einkünfte. Es kam dadurch in den Stand, ein ansehnliches Militär mitten in Deutschland zu halten. Alles dieses verschaffte ihm einen beträchtlichen Zuwachs an politischem Gewichte. Die Leitung der Fränkischen Kreisversammlung, die der König dadurch in seine Hände brachte, konnte ihm in Zukunft grosse Vortheile gewähren. Alles dieses liessen Kaiser und Reich ohne Bedenken geschehen. Aber die Art, wie Friedrich Wilhelm seine zuverlässig gegründeten, oder auch nur vorgegebenen Rechte gegen benachbarte Reichsstände geltend zu machen suchte, erregte billig bei ihnen ein grosses Erstaunen. So wie in den fürstlichen Ländern selbst ließ der König auch an allen jenen Oertern, wo Brandenburg die Fraischgerechtigkeit hat, die Patente, welche den Antritt seiner Regierung ankündigten, anheften. Diese Unternehmung dehnte er aber auch auf Orte aus, wo dieses Recht zweifelhaft ist, oder wo es ihm entschiedener Maassen nicht zusteht. Ziemlich deutlich gab man zugleich bei diesen Handlungen Ansprüche auf eine Landeshoheit in diesen Ländern zu verstehen. Man heftete Patente an, und setzte diesen Schritt mit Gewalt an Oertern durch, wo seit Jahrhunderten keine ähnliche Handlung gewöhnlich war r).

Der Fürst von Oettingen, den dieses Loos traf, überließ zwar ruhig die Ausgleichung der Sache der Gerechtigkeitsliebe des Königs. Die Stadt Winds-

r) Reus deutsche Staatskanzlei Th. 29. S. 306. u. 307.

heim ließ die Patente stehen, und heftete ihre Verwahrung neben denselben an. Aber andere Stände riß der unangenehme Eindruck, den dieser Vorfall auf sie gemacht hatte, zu einem hitzigern Verfahren hin. Die Reichsstadt Nürnberg ließ die Patente unter bewaffneter Bedeckung abnehmen. Als aber Anspach die Anheftung unter einem mässigen Kommando von Jägern und Husaren aufs Neue vornehmen ließ, widerholte die Reichsstadt ihre Protestation s). Die Reichsstadt Dünkelsbühl folgte dem Beispiele der Reichsstadt Nürnberg. Da die Preussen im Begriffe waren, die abgerissenen Patente wieder anzuheften, verschloß sie die Thore. Hierauf eröfneten die Preussen die Gitter mit Gewalt, und befestigten die Patente zum zweitenmale. In dem Würtembergischen Städtchen Weiltingen gab es sogar dieser Sache wegen blutige Auftritte. Der Beamte daselbst riß die Patente in Gegenwart des Anspachischen ab. Nun erschien Anspachisches Militär, um die Wiederanheftung derselben mit Gewalt zu bewirken. Allein eine Wagenburg, welche zuvor war errichtet worden, verschloß ihnen den Eingang. Da bedienten sich die Soldaten ihrer Kräfte, und drangen durch. Nun kam es zu Thätlichkeiten, besonders da die Anspacher, wie wenigst die Gegenparthei versicherte, einen Amtsknecht aus Weiltingen gefangen nahmen, und mit Schlägen mißhandelten. Eine beträchtliche Anzahl von Bürgern, mit denen auch Bauern aus der Nachbarschaft vereiniget gewesen seyn sollen, setzten sich nun gegen die Anspacher. Diese thun einen oder mehrere Schüsse; ein Bürger empfängt eine Wunde. Mit Erbitterung stürzet nun alles auf die Soldaten los; durch Ueberlegenheit wird das Kommando zum wei

s) Neus deutsche Staatskanzlei Th. 31. S. 3.

chen gebracht; einige Anspachische Jäger werden verwundet; sechs Feuerröhre von ihnen erobert t). Aber die Anspacher liessen diese Handlung nicht ungestraft. Ein starkes Kommando rückte bald darauf in Weiltingen ein, hielt das Städtchen einige Tage besetzt, und schützte auf diese Art das wieder angeheftete Patent. Vierzehn Bürger nebst einem Amtsschreiber (denn der Oberamtmann war entwichen) wurden theils zur Untersuchung, theils als Geiseln wegen der verursachten Kosten nach Anspach gebracht u).

Natürlich verursachten diese Anstalten des Berliner-Hofes einen grossen Lärm derjenigen, die sie zunächst betrafen. Aber sie hatten gerade jetzt wenig Unterstützung zu hoffen, und der König in Preussen keine bedenklichen Folgen von ihrer Widersetzlichkeit zu befürchten. Denn die Hauptsache war schon im Frieden zu Teschen vollkommen berichtiget worden; und eben jetzt hatte die Französische Revolution, welche die ganze Aufmerksamkeit des Kaisers und deutschen Reiches beschäftigte, und das Bestreben, sie mit allen ihren Folgen zu dämpfen, beide Monarchen so freundschaftlich fest mit einander vereiniget, daß sie nun ernstlich beschlossen, die Franzosen mit gemeinschaftlicher Macht zu bekriegen. Dadurch verminderte sich die Aufmerksamkeit auf jene Irrungen.

Leopold und Friedrich Wilhelm hatten so eben an den Grenzen Böhmens und Schlesiens bewaffnet gegen einander gestanden. Oesterreich war der Russischen Monarchin zu gefallen in einen Krieg mit den Türken verwickelt gewesen, und der König von Preussen — einem alten Haussysteme zu Folge

t) Reus Th. 31. S. 6—10. und S. 30.
u) Ebendaselbst S. 10.

stets eifersüchtig auf Oesterreich — hatte demselben in Hinsicht auf eigene Vortheile eine Diversion zu machen gedrohet. Wenig hatte gefehlet, es wäre zwischen beiden zu einem förmlichen Bruche gekommen. Aber die nahe Gefahr wirkte stärker auf sie, als die Eifersucht; sie trafen eine Konvention zu Reichenbach, und schlossen nicht nur Friede, sondern auch enge Freundschaft und festes Bündniß. Nach einer daselbst getroffenen Verabredung kamen sie am 27. August in Pillnitz, einem Lustschlosse des Churfürsten von Sachsen, zusammen. Dort vereinigten sie sich erst recht fest, und besprachen sich über die Maaßregeln wegen eines Krieges, den sie gegen das Französische Volk zu führen gedachten. Auch der Graf von Artois, Bruder des Königs von Frankreich, fand sich dort ein, und bat in seinem und der übrigen Prinzen Namen, im Namen des ganzen Adels und der Priester, denen man in Frankreich nebst den Vorzügen ihres Standes auch das Vermögen geraubt hatte, um mitleidigen Beistand. Eben dieses hatten er und die übrigen Prinzen auch schon zuvor schriftlich gethan; sie hatten alle Beredsamkeit aufgeboten, den Kaiser zu einem Kriege gegen die Französische Nation zu bewegen; hatten ihm grosse Hoffnungen gemacht, und ihm vieles vorgestellet von der thätigen Mitwirkung anderer Europäischer Mächte, von der Leichtigkeit des Sieges bei der innern Zerrüttung, von dem künftigen grossen Abfalle der Linientruppen, von der Stärke ihrer Parthei. Leopold sagte ihnen seine Unterstützung feierlich zu.

Ehe er losbrach, versuchte er noch, ob er nicht durch gütliche Vorstellungen Ruhe und Ordnung in Frankreich, und die entrissenen Gerechtsamen der Fürsten des deutschen Reiches wieder herstellen

könne. Hätten sich die Franzosen entschliessen können, ihrem Könige die geziemende Achtung zu bezeigen, und den deutschen Fürsten ihre entrissenen Rechte in Lothringen und Elsaß wieder zu geben, so wäre ein hartnäckiger Krieg, der in der Folge eine äusserst unglückliche Wendung nahm, vermieden worden. Allein die Franzosen schlugen diesen Antrag mit Ungestümm ab. Sie betrachteten den Kaiser als den Feind der Freiheit, und waren erbittert, daß er ihren ausgewanderten Landsleuten eine Freistätte zur Ergreifung feindlicher Maaßregeln gestattet habe; denn ganze Schaaren mißvergnügter Edelleute, Ritter und anderer Menschen hatten sich um Koblenz und Worms, wie in ordentlichen Waffenplätzen, gesammelt, und ernstliche Anstalten getrofen, ihr eigenes Vaterland zu bekriegen. Dieses empörte die Französische Nation gegen jene Fürsten, die ihnen Schutz verliehen, vorzüglich gegen Leopold, welcher als Kaiser es hätte verwehren können. Mit einer Art von Raserei schrie daher alles von Kriege, foderte alles einen Krieg gegen den König in Ungarn. So ward dann auch am 20. April in der Nationalversammlung darüber Rath gehalten, und der Krieg an eben demselben Tage sogleich erkläret.

Noch war es bis zur förmlichen Kriegserklärung nicht gekommen, als der Kaiser Leopold am 1. März 1792. unvermuthet starb, und die Fortsetzung dieser grossen Angelegenheit seinem Nachfolger überließ. Mit seinem Leben beschliesset sich zugleich der letzte Zeitraum dieser Geschichte Deutschlandes, in so weit ich sie nämlich fortzusetzen mir vorgenommen hatte; ein äusserst merkwürdiger Zeitraum! merkwürdig wegen so vieler interessanter, zum Theil

ausserordentlicher Begebenheiten, vorzüglich wegen des grossen und traurigen Kampfes zwischen Licht und Finsterniß; merkwürdig darum, weil in einem Zeitraume von nicht vollen fünfzig Jahren höhere Kultur und Aufklärung entstand, und in ebendemselben auch wieder zu sinken begann!

Register.

Anmerk. Die Römischen Zahlen bedeuten den Theil, die Arabischen Ziffern die Seite. Diejenigen Stellen, welchen keine Römische Zahl nachgesetzt ist, sind im ersten, oder in demjenigen Theile zu suchen, welchen die nächst vorhergehende Zahl eben derselben Rubrick ausdrücket.

A

Aachen. Friedenspräliminarien daselbst. II. 119. f.

Akademie, der Wissenschaften, zu München. II. 332. Ihre Anstalten und ihr Einfluß. 333. f.

Allianz. Des Kaisers mit Engelland, und den Generalstaaten. I. 55. Ingleichen mit Preussen, Hannover und den Reichskreisen. 70. Quadrupelallianz. 232. Preussens mit Rußland. II. 21. Frankreichs mit Baiern und Preussen. 26. f. Cölln, Churpfalz, Neapel und Spanien treten bei. 27. Ingleichen Sachsen. 36. Unionstraktat zu Frankfurt. 77. Traktat zwischen Engelland und Preussen. 147.

Amortizationsgesetz, in Baiern. II. 336. f. In Oesterreich. 342.

Anna, Königin von Engelland, verläßt die Alliirten. 212 — 221. Wird vom König aus Frankreich als Schwester betittelt. 223.

Anspach, der Markgraf, erhält neue Länder. II. 90. Friedrichs II. Erbfolgerecht in Anspach und Bayreuth erkennet Oesterreich. II. 316. Friedrich Wilhelm nimmt sie in Besitz. 442. f. Vorhergegangene Unterhandlungen. 440. ff.

Anzing, hier wird ein Waffenstillstand geschlossen. I. 164.

Archäologen, berühmte in Deutschland. II. 325. f.

d'Argnan kais. Oberster, erobert Vilshofen. 167. und schlägt die aufrührischen Bauern. 169.

Armenanstalten, in Deutschland. II. 361.

Arzneikunde, durch die Leopoldinische Akademie erweitert. 12. durch Vernachläßigung der Aufklärung gehindert. 19. Kaffee, Thee, und Tobak werden als Arzneimittel betrachtet. 24.

Aufklärung, die vernachläßigte, bringt schädliche Folgen. 18. 303. Grad derselben am Anfange des 18ten Jahrhunderts. 18. f. Aufnahme derselben in Baiern. II. 232 — 238. Nimmt eine schiefe Richtung. 367. Wird verhaßt gemacht. 436 — 438. Sie sinket. 438. f.

Augsburg, Wird von den Kaiserlichen besetzt. 119. Von den Franzosen und Baiern erobert. 123. und wieder geräumet. 148. Erhält vom Kaiser Baierische Oerter zum Ersatze. 177.

August, Churfürst von Sachsen, strebt nach der Polnischen Krone. 319. Wird vom Kaiser begünstiget. 320. f. Ingleichen von Rußland. 323. Wird als König eingesetzt. 333. Sein Charakter. II. 57. Schließt mit Maria Theresia einen Vergleich. 66.

B

Baaden. Friede daselbst. 231.

Bärenklau. Dringet in Baiern ein. II. 47. Bekömmt viele Oerter in seine Gewalt. 54.

Bahrdt, Doktor, sein Einfluß in Deutschland. II. 367.

Baiern. Preis des Getreides. 7. Hat Ansprüche auf Spanien. 50. Tritt der heidenheimischen Association bei. 58. Protestirt gegen die Kriegserklärung der Reichsstände. 83. Einfall der baierischen Truppen in Schwaben. 89. Einfall der Kaiserlichen daselbst. 98. Bittere Klagen gegen das Verfahren des Kaisers. 100. Der Churfürst nähert sich der Stadt Regensburg. 107. Die Baiern werden bei Rothenberg geschlagen. 113. Brechen in Tyrol ein. 115. Werden von tyrolischen Bauern geschlagen. 117. Siegen über die Kaiserlichen. 121. Erobern Passau. 125. Vereinigen sich mit den Franzosen. 142. Werden am Schellenberge 143. und bei Höchstädt geschlagen. 146. Der Churfürst mußte Baiern verlassen. 149. Aufruhr. 155. Das Volk wird entwafnet. 161. Greift nochmals zu den Waffen. 163. 165. Wird öfter geschlagen. 167. 169. 171. Der Churfürst wird in die Acht erkläret. 174. Das Land wird zersplittert. 175. Macht Ansprüche auf einige Oesterreichische Staaten nach Karls VI. Tode. II. 7. f. Baiern fallen in Oesterreich ein. 27. f. 30. f. Wenden

sich nach Böhmen. 43. Bekommen Tabor und Budweis. 45. Ingleichen Prag. 45. Werden aus Oesterreich vertrieben. 46. f. Baiern nehmen die Oesterreicher ein. 54. Des Churfürsten Vergleich mit Maria Theresia 291. Aufklärung in Baiern. 332 — 338. Soll vertauschet werden. 380 — 384.

Bauern-Aufruhr in Baiern. 157. — 162. — 165. Grosse Niederlage bei Sendlingen. 67. und bei Vilshofen. 169. Werden bei Schärding und Braunau zerstreut. 171. Bauern in Baiern schlagen die Ungarischen Husaren und Panduren. II. 84. f.

Baumgarten. Verbessert die Theologie. 336. II. 325.

Bausch, Lorenz, legte den Grund zur Leopoldinischen Akademie. 12.

Bayreuth. S Anspach.

Beker. Erfinder der ledernen Schiffbrücken. 41.

Bellisle, Französischer Gesandter bei der Kaiserwahl, sein Charakter. II. 13. Machet viele Reichsstände in Hinsicht auf die Kaiserwahl dem Churfürsten von Baiern geneigt. 14. Sein Vortrag bei der Wahlversammlung. 15. f. Bringet eine Allianz mit Preussen und Baiern zu Stand. 26. f. Dringet auf die Ausschliessung des Großherzogs von Toscana von der Wahl. 42. Zieht mit der ganzen Garnison aus Prag. 70.

Bernoulli, Jakob, erkläret die Kometen als beständige Weltkörper. 11.

Bergen. Treffen daselbst. II. 222. f.

Berlin. Die erste Kreponmanufaktur daselbst. 5. Akademien. 16. Friede daselbst. II. 66. Wird beschlossen, und die Einwohner grausam behandelt. 232.

Bevern, der Herzog, sieget über die Oesterreicher. II. 173. Verlieret ein Treffen. 191.

Bischöfe. Ihre Diöcesangerechtsamen in fremden Territorien werden angefochten. II. 368 — 372. 388. 391. f. Ihre Streitigkeiten wegen der Nuntiatur. S. Erzbischöfe. Sind mißtrauisch gegen die Erzbischöfe. 406. Stelle in der Leopoldinischen Wahlkapitulation gegen Eingriff in die Diöcesanrechte. 415. f. Gegen die päbstlichen Eingriffe. 414. f. Eingriffe der Franzosen in ihre Diöcesanrechte. 420.

Bitie, die erste Streitigkeit darüber. 208.
Bonn, Fällt in die Hände der Engelländer und Holländer. 111.
Bontekoe, van, errichtet das erste Kaffeehaus in Deutschland. 24.
Born, Hofrath, Erfinder der Amalgamation durch Queckfilber. II. 361.
Braunau. Bekommen die Oesterreicher. II. 54. Treffen daselbst. 70. f. Ergiebt sich aufs Neue den Oesterreichern. 71.
Braun, Heinrich, lehret die Baiern Deutsch. II. 332.
Braunschweig-Hannover erlangt eine neue Churwürde. 34. Befördert Oesterreichs Interesse. 73. Wird in das churfürstl. Kollegium eingeführt. 184. und von Frankreich anerkannt. 231.
Braunschweig-Wolfenbüttel bewaffnet sich gegen den Kaiser. 69. Dieser Plan wird vereitelt. 74. Fodert Genugthuung. 77. Ein Vergleich wird getroffen. Ebendaselbst.
Breslau. Ergiebt sich gern dem König aus Preussen. Die Ursachen davon. II. 19. Einige Damen daselbst unterhalten ein heimliches Verständniß mit den Oesterreichern. 32. f. Die Neutralität der Stadt wird aufgehoben. 33. Friedenspräliminarien daselbst. 65. f. Treffen daselbst verliert der Herzog von Bevern. 191. Von den Oesterreichern eingenommen. ibid. Von den Preussen. 193.
Breteuil. Stiftet den Frieden zwischen Oesterreich und Preussen. II. 309.
Breysach. Von den Franzosen erobert. 127.
Brieg. Von den Preussen erobert. II. 25.
Broglio, der Marschall, entwischet heimlich aus Prag. II. 69. Schlägt den Prinzen Ferdinand von Braunschweig. 222. f.
Browne, Oesterreichischer General, wird aus Oberschlesien vertrieben. II. 20.
Bündniß. Zwischen Engelland, Oesterreich und Sachsen zu Warschau. II. 76. Unionstraktat zu Frankfurt. 77. Des Churfürsten aus Sachsen mit Oesterreich. 98. Zu Versailles gegen Engelland. 150. Oesterreichs mit Rußland gegen den König aus Preussen. 153. Peters III. mit Friedrich II. 248. Deutscher Fürstenbund. 387.

Burgau. Die Insassen daselbst will Oesterreich zu seinen Unterthanen machen. II. 374.
Bute, Englischer Minister, ist ein heimlicher Gegner des Königs aus Preussen. II. 257. f.

C

Carl. S. Karl.
Carlos, Don, bekömmt Neapel und Sicilien. 332.
Ceremoniel, Streitigkeiten darüber. 38. f. II. 89. 124. f.
Chotusitz. Treffen daselbst. II. 61. f.
Christian, Herzog v. Hannover, wird in der Donau erschossen. 119.
Churstimme, von Böhmen, wird wieder eingeführt. 185. f.
Churwürde, die neunte, Irrungen deswegen. 34. f. Wird vom Reiche anerkannt. 183. f. Pfalz tritt in die fünfte Churstelle. II. 318.
Clemens, oder Joseph Clemens, Churfürst zu Kölln, hatte Streitigkeiten mit dem Domkapitel ꝛc. 60. und mit Lüttich. 63. f. Läßt französische Truppen gegen Kölln anrücken. 68. Siehe unten Kölln. Wird in die Acht erklärt. 175. Will zur Wahlversammlung gelassen werden. 213. Wird durch den Badener-Frieden restituirt. 231. S. Kölln.
Clermont. Ein ungeschickter Feldherr. II. 195. f. Wird von der Armee abgerufen. 197.
Comachio, wird dem Pabst entrissen. 210. 212.
Contades, von, erhält das Commando. II. 197.
Crefeld. Treffen Daselbst. II. 196.

D.

Dänemark. Streitet um die Bischofswürde zu Lübeck. 197.
Damen, in Schlesien, unterhalten ein heimliches Verständniß mit den Oesterreichern. II. 32. Durch sie entdecket Friedrich II. den Plan derselben. 33.
Daun. Gewinnet das Treffen bei Kollin. II. 177. bei Hochkirch. 201. f. Wird bey Liegnitz besiegt. 231. Und zu Torgau. 233. f. Bestrebet sich vergeblich, Schweidnitz zu entsetzen. 252. f.
Degenhard, Valentin, Unternehmer der ersten Wollenmanufaktur im Eichsfelde. 5.

Deutschlands traurige Lage im Anfange des 18. Jahrh. Seite 2. Wiederaufleb ung der Künste, Handwerker und Kultur. 4. f. Der Handlung. 6. Kreis der Lebensmittel. 7. Wiederaufnahme der Mathematik, Natur- und Arzneikunde. 10. Der Philosophie, Geschichte und Rechtsgelehrsamkeit. 13. 18. Sitten und Charakter. 20. Neue Lebensart. 25. f. Politische Verfassung. 28. Entste un. der neunten Churwürde. 34. Langsamkeit bei den Reichsgeschäften. 38. Politik der Höfe. 42. Muß an Frankreich verschiedene Opfer bringen. 45. Wird in den nordischen Krieg verwikelt. 48. Ausbruch des deutschen Krieges. 81. Verwirrung und Drangsale. 131. Die Reichsjustiz im Verfalle. 139. Die reichsständische Verfassung in Gefahr. 180. Neuer Einbruch der Franzosen. 193. Religionsbedrückungen der Protestanten. 241. bis 249. rücket in der Kultur vor. 335. f. Grosse Veränderung in diesem Stücke. II. 323. f. 359—364. Charakter der deutschen Nation gegen das Ende des 18. Jahrhunderts. 364. Empörungen und Unruhen in verschiedenen Gegenden. 423—432.

Dichter, deutsche, II. 329. f. 339. 352. 355.

Dietrich von Anhalt, fällt in Ungarn ein. II. 56.

Dörfel, Samuel, entdecket eine parabolische Laufbahn des Kometen um die Sonne. 10.

Dominikalsteuern. Von Oesterreich gefodert. II. 373. Von Pfalzbaiern. 390. Gewaltthätiges Betragen bey dieser Gelegenheit. 391.

Donauwerth. Wird wieder eine Reichsstadt. 175. Von den Baiern eingenommen. II. 85. f Kömmt an Baiern zurück. II. 319. Wird v m Schwäbischen Kr ise reklamirt. 320. Vergleich deswegen Ebendaselbst.

Dresden. Friede daselbst. II. 118. Einige Vorstädte werden in Brand gesteckt. 203. Auch die übrigen. 218. Wird den Oesterreichern übergeben. 219.

Düsseldorf. Von den Franzosen belagert. 85.

E

Eichstädt. Irrungen mit dem Churfürsten aus Baiern als Reichsvikar bei der Bischofswahl. II. 411. f.

Elisabeth, Kaiserin von Rußland, läßt Truppen gegen die Preußischen Grenzen rücken. II. 151. Ihr Tod. 247.
Emden, die Stadt, machet auf grosse Vorrechte Anspruch. I. 289. Nimmt Brandenburgische Truppen ein. 290. Ausspruch des k. Reichshofraths zum Nachtheil der Stadt. 290. f. S. Ostfriesland.
Ems. Kongreß der Erzbischöfe daselbst. II. 401. Emser Punktation. 401. f.
England behauptet eine mächtige Rolle. 47. ihre Politik vermittelt. 52. 55. Malborough vereinigt sich mit den Kaiserlichen. 142. Macht geheime Unterhandlungen mit Frankreich. 218. Hofintriquen daselbst. 220. Der König schliesset einen Neutralitäts-Vertrag für seine deutschen Lande. II. 35. Arbeitet an einer Friedensvermittelung für Maria Theresia. 38. Schicket an den Niederrhein eine Armee. 73. Schlägt den Mareschall von Noailles. 73. Suchet den Frieden zu bewirken. 111. Mißhelligkeit Engellands mit Frankreich wegen der Grenzen von Kanada. 145. f. Der König schliesset einen Traktat mit Preussen. 147.
Erzbischöfe. Ihre Streitigkeiten wegen der päbstlichen Nuntiatur in München. II. 393. 400—405. Verbieten Hontheims Schrift 395. Werden auf ihre Rechte aufmerksam. 396. f. Ihre Beschwerden gegen den Römischen Hof. 397. Wenden sich an den Kaiser. 400. Kongreß derselben zu Ems. 401. Bringen die Sache an den Reichstag. 404. f. Sie dringen nicht durch. 405. f. Eingriffe der Franzosen in ihre geistlichen Gerechtsamen. 420. Stelle in der Leopoldinischen Wahlkapitulation gegen solche Eingriffe. 415. f.
Erziehungskunst. Kömmt in Aufnahme. II. 350. f. Erziehungsinstitute. Ebendaselbst.
d'Etrees, der Marschall, rücket mit einer Armee in Westphalen ein. II. 178.
Eugen, von Savoyen, kommandirt bei Höchstädt, und siegt. 147. Arbeitet am Frieden zu Baaden. 229. Sein grosser Einfluß. 325. f. Seine fernern Thaten. 332.

F

Fabriken. Ihre Aufnahme. 4.
Febronius, Justinus, S. Hontheim.

Ferdinand, Herzog v. Braunschweig, seine Heldenthaten. II. 190. 195. f. 221. f. Wird geschlagen. 222. f. Sieget bei Minden. 223. f. Hat abwechselndes Glück. 234. f Sieget bei Hohenover. 239. Bei Wilhelmsthal. 255. Wird bei Amöneburg geschlagen. 256. Nimmt Cassel ein. Ebendaselbst.

Fink, General, ergiebt sich mit 11,000 Mann. II. 220.

Fleury. Dessen Aeusserung über die pragmatische Sanktion. II. 21. Arbeitet an einem Separatfrieden. 59.

Fouquet. Ergiebt sich dem General Laudon. II. 229.

Franke, August Hermann, Stifter des Hallischen Waisenhauses. 16.

Frankreich, Deutschlands gefährlichster Nachbar. 45. setzt den Herzog von Ajou auf spanischen Thron. 51. nimmt die spanischen Niederlande in Besitz. 53. beredet die Reichsstände zur Neutralität. 58. wird als Reichsfeind erklärt. 81. schickt einen Succurs nach Deutschland. 141. 146. bietet den Frieden an. 210. erschweret die Kaiserwahl. 214. thut Friedensvorschläge. 221. hat das Uebergewicht über Kaiser und Reich. 227. unterzeichnet den Frieden zu Baden. 231. führet Krieg mit dem Kaiser und Reich wegen der Nachfolge im Königreiche Polen. 319. Frankreich verbürget die pragmatische Sanktion. II. 5. Ist den Gegnern derselben günstig. II. 9. Will dem Hause Oesterreich die Kaiserwürde entziehen. 13. f. Der König suchet den König aus Polen auf den Kaiserthron zu erheben. 96. f. Mißhelligkeit Frankreichs mit Engelland wegen der Grenzen von Kanada. 145. f. Der König erkläret den Einfall der Preussen in Sachsen für einen Bruch des Westphälischen Friedens. 163. Verhält sich in Ansehung der Oesterreichischen Ansprüche auf Baiern neutral. 298. Zustand Frankreichs gegen das Ende dieses Jahrhunderts. 417. f. Revolution daselbst. 418. f. Die Nationalversammlung zieht den deutschen Fürsten viele Rechte ein. 419. f. Erbietet sich zu einer Entschädigung. 421. Zustand Frankreichs während der Revolution. 421. f. Die Nationalversammlung erkläret dem Kaiser, als Könige von Ungarn den Krieg. 447.

Franz, Stephan, erhält das Großherzogthum Toscana. 332.

Wird nach Carls VI. Tode von vielen Mächten in Hinsicht auf seine Erhebung zum Kaiserthrone begünstiget. II. 13. Frankreich ist ihm nicht günstig. Ebendaselbst. Mehrere Reichsstände verlassen seine Parthei. 14. Nimmt den Franzosen Linz weg. 49. Treibet die Franzosen über den Rhein. 100. Seine Wahl zum Kaiser leidet grosse Schwierigkeiten. 99—103. geht endlich doch vor sich. 103.

Franz *I.* Suchet vergeblich eine Association der Reichskreise zu bewirken. II. 121. Sein Tod. 271. Sein Charakter. 271. f. Führet einen neuen Münzfuß ein. 274.

Franzosen, die, lassen schlimme Spuren zurücke. 26. 27. Sind die Lehrmeister in der Politik. 44. Uebertreffen die Nachbarn an Kenntnissen. 46. setzen über den Rhein. 95. sind Meister im ganzen Hundsrück. 97. verlieren Trarbach wieder. 111. vereinigen sich mit der baierischen Armee. 113. siegen über die Kaiserlichen. 118. 121. erobern Breysach; Neustadt. 127. und Landau. 129. ihr neuer Einfall in Deutschland. 192. streiten mit abwechselndem Glücke. 210. fallen mit den Baiern in Oesterreich ein. II. 30. f. Betragen sich unthätig. 58. f. Brechen die Neutralität. 122.

Freiberg. Treffen daselbst. II. 254.

Freisingen. Das Ordinariat verdammet Veremunds von Lochstein Werk wieder die Immunität. II. 338. Der Bischof schliesset sich in den Nuntiaturstreitigkeiten an die Erzbischöfe an. 400. Das Domkapitel wird von der Wahlfähigkeit ausgeschlossen. 410.

Friede. Zu Travendahl. 197. Zu Utrecht. 225. Veranlassung zu demselben. 218—225. Friedenspräliminarien zu Rastadt. 229. Friede zu Baaden. 231. Zu Wien. 233. Präliminarien vom 3ten October 1735. S. 332. f. Der Hauptfriede vom 18. Novemb. 1736. zu Wien. 333. Präliminarien zu Breslau. II. 65. f. Friede zu Berlin. 66. Zu Füssen. 94. Zu Dresden. 118. Präliminarien zu Aachen. 119. f. Zu Petersburg. 248. Zu Hamburg. 250. Präliminarien zu Fontainebleau, und förmlicher Friede zu Paris. 257. zu Hubertsburg. 265. zu Teschen. 315. f. Wird vom Reiche genehmiget. 317.

Friedrich *I.* Churfürst zu Braudenburg, wird König von Preussen. 70.

Friedrich *II.* König aus Preussen, tritt die Regierung an. II. 6. Sein Charakter. Ebendaselbst. Hat Schwierigkeiten wegen der Erbfolge zu Jülich und Berg. Ebendaselbst. Machet Ansprüche auf einige Fürstenthümer in Schlesien. 7. Fällt mit einer Armee in Schlesien ein. 17. Wird von mehrern Mächten abgemahnet. 20. Erobert den größten Theil Schlesiens. 19. f. Sieget bei Mollwitz. 25. Erobert Neisse. 39. Läßt sich in Niederschlesien huldigen. 39. Fängt Friedensunterhandlungen an. 59. Sieget bei Chotusitz. 63. Rücket in Sachsen ein. 78. und in Böhmen 79. Nimmt die Stadt Prag ein. 80. Seine Friedensnegotiationen mit Engelland. 110. Rücket in Sachsen ein. 156. Wird vom Reichshofrath vorgeladen. 207. Man will ihn in die Reichsacht erklären. 207—210. Friedrich und der Kön. von Engelland arbeiten an einem Frieden mit Oesterreich. 226—228. Friedrich bemüht sich vergebens, Dresden zu erobern. 230. Siegt bei Torgau. 233. f. Seine merkwürdige Verschanzung bei Bunzelwitz. 236. Nimmt die Posten bei Burkersdorf und Leutmannsdorf weg. 252. Erobert Schweidnitz wieder. 253. Schicket feindliche Korps ins Reich. 259. f. Suchet die Römische Königswahl Josephs zu hintertreiben. 267. f. Widersetzet sich den Ansprüchen Oesterreichs auf Baiern. 293. 296. Rüstet sich zum Kriege. 297. Erkläret ihn wirklich. 300. Läßt sich in Unterhandlungen ein. 305. f. Widersetzet sich dem Baierischen Ländertausche. 384. Sein Tod. 408.

Friedrich Wilhelm, König aus Preussen, Suchet die Streitigkeiten in Lüttich beizulegen. II. 431. f. Vereiniget Anspach und Bayreuth mit seinen Ländern. 442. f. Vorhergehende Unterhandlungen deswegen. 440. f. Dehnet seine Gerechtsamen im Fränkischen Kreise zu weit aus. 443. f. Unruhen deswegen 444. f. Schliesset eine Konvention zu Reichenbach, und zu Pillnitz. 446.

Friedrich Wilhelm v. Brandenburg verbessert die Taktik. 337. desselben Tod. II. 6.

Friedrich Wilhelm, Herzog von Mecklenburg, führet Manufakturen ein. 6.

Friese, Graf, wird gezwungen, Landau zu übergeben. 128.

Fritsch, von, trägt dem König aus Preussen einen Frieden von Seite Sachsens und Oesterreichs an. II. 264.
Fürsten. Wünschen Zusätze zur Wahlkapitulation. II. 51. f. Neue Fürsten sollen nicht auf dem Reichstage eingeführt werden. I. 33. f. 183. Widersetzen sich der neunten Churwürde. I. 35. f. 56. Widerspruch derselben gegen die Wahlkapitulation Karls VII. II. 53. Ihre Vergrösserung. II. 89. Neue Fürsten suchen die Einführung am Reichstage. 137. f. Widerspruch dagegen. 139. f. Die Einführung wird durchgesetzt. 143. Schliessen den deutschen Fürstenbund. 387. verlieren durch die Französische Nationalversammlung viele Rechte und Einkünfte. 419.
Füssen. Friede daselbst. II. 94.
Fulda, die Abtei, wird ein Bisthum. II. 134. Widersprüche dagegen 135. f. Vergleich deswegen. 136. die Stadt wird feindlich überfallen. II. 225.

G

Gaßner. Seine Teufelsbeschwörungen. II. 345. f. werden ihm endlich untersagt. 347. Er war vielleicht ein Emissär der Jesuiten. 347. f.
Gellert. Sein Einfluß in Deutschland. II. 328. f.
Geschichtskunde. Aufnahme derselben. 15. II. 324. Geschichtskundige. I. 336. II. 324. f. 352.
Gesetzgebung, in Deutschland verbessert. II. 361.
Glatz. Von den Oesterreichern erobert. II. 229.
Glogau. Erobern die Preussen. II. 22.
Gottsched. Verbesserer der deutschen Sprache. II. 327. f. Stiftet eine deutsche Gesellschaft. 328.
Graumann. Verbessert das Münzwesen. II. 273.
Gronsfeld, General, nimmt München in Besitz. 161.
Gschrey. Ueberrumpelt Donauwerth. II. 85.
Guerike, Otto, Erfinder der Luftpumpe. 10.

H

Haddik. Kömmt bis an die Thore von Berlin. II. 181.
Hamburg. Das erste Kaffeehaus daselbst 24. Friede daselbst. II. 250. Von hier geht der wahre theatralische Geschmack aus. 331.
Handel. Kömmt in Aufnahme. 6. f.

Handwerker. Unruhen derselben an verschiedenen Orten, besonders zu Augsburg. 297 f. Der Magistrat wendet sich deswegen an den Reichstag. 299. Kaiserliches Patent gegen die Rebellen. 299. Reichsgesetz in Betreff der Handwerksmißbräuche. 300. f.

Harcourt, Herzog von, zieht mit einer Armee nach Baiern. II. 67.

Harrach, Graf, negotiirt einen Frieden II. 118.

Hastenbeck. Treffen daselbst. II. 179.

Hautsch. Erfindet zu Nürnberg die Handgrenaden. 41.

Heinrich, Prinz, seine kriegerischen Thaten. II. 204. 215. Entsetzet Breslau. 231. Vertreibet die Feinde aus ihren vortheilhaften Stellungen in Sachsen. 253. f. Siegt bei Freiberg. 254. Erhält im Baierischen Erbfolgekriege Vortheile über die Oesterreicher. 301.

Herzer. Befördert den Bau der Seidenpflanze in Baiern. II. 361.

Hessen-Cassel. Der Landgraf will die Festung Rheinfels nicht heraus geben. 279. Tritt in die Zahl der gekrönten Reichsstände. 339. Vergrössert sich. II. 90. Der Erbprinz wird katholisch. 130. Der Landgraf beruhiget die Stände darüber. 131. Errichtet eine Artilleri schule.

Hexereien Das Vorurtheil von denselben gestürzt. 13. II. 334. f. Ehemalige grosse Macht desselben. I. 14.

Hildesheim. Streitigkeiten und Religionsbedrückungen daselbst. 134. Streit wegen der ersten Bitte. 208. 216. Der Bischof bedrücket die Protestanten. 246.

Hinford, Lord, soll einen Frieden zwischen Maria Theresia und Friedrich II. vermitteln. II. 38 Friedrichs II. neue Unterhandlungen mit ihm. 59. Der Friede kömmt zu Stand. 65 f.

Hochkirch. Treffen daselbst. II. 201. f.

Hochstädt. Sehr blutige Schlacht daselbst. 146.

Hohenfriedberg. Treffen daselbst. II. 106 — 108.

Hohenlohe, die Fürsten von, bedrücken die Protestanten. II. 127. f.

Hohenover. Treffen daselbst. II. 239.

Holland, Benehmen der Republik beim spanischen Successionskriege. 52. 55. Der Gesandte derselben wird in London wenig geachtet. 223. Neigt sich zum Frieden. 224.

Homann, Johann, Verbreiter guter Landcharten. 9.
Hontheim. Sein Buch de statu ecclesiae. II. 394. Wird zu Rom verdammet. Ebendas. Anstalten der deutschen Bischöfe gegen dasselbe. 395. Verbreitung und Einfluß desselben. 396. Der Verfasser wird entdecket. 398. Man beredet ihn zu einem Widerrufe. 399.
Hubertsburg. Friede daselbst. II. 265.
Hüningen, bei, blutige Aktion zwischen den Kaiserlichen und Franzosen. 95.
Hugenotten. Befördern die Industrie in Deutschland. 6. Bringen eine Veränderung der Sitten hervor. 26.

J

Jena. Geringe Besoldung der Professoren. 17.
Jesuiten. Ihre Gesellschaft aufgehoben. II. 343. f. Veranlasset die Verbesserung der lateinischen Schulen. 349. f.
Ilbersheim, zu, wird ein für Baiern sehr nachtheiliger Vertrag geschlossen. 149. 155.
Illuminaten. Ihre Verfolgung. II. 434. Ihr Zweck. Ebendaselbst. Beschuldigungen gegen dieselben. 435. Schaden ungemein viel. 435. f.
Ingolstadt. Von den Oesterreichern besetzt. II. 72. f.
Joseph Clemens. S. Clemens.
Joseph *I.* wird Kaiser. 155. erklärt die Churfürsten von Kölln und Baiern in die Acht. 173. erhebt den Herzog Marlborough zum Reichsfürsten. 175. zerstückelt Baiern, und behält einen Theil für sich. 177. macht die Reichsfürsten unzufrieden. 179. erklärt den Herzog von Mantua in die Acht. 180. betreibt die neunte Churwürde. 184. bringt die böhmische Churstimme zu Stande. 186. Eingriff in die Bischofswahl zu Münster. 201. 206. hat mit dem Pabste Streitigkeiten. 207. stirbt. 211.
Joseph *II.* Seine Wahl zum Römischen König. II. 271. Sein fruchtloses Bemühen, den neuen Konventionsfuß überall einzuführen. 276. f. Geht endlich selbst von demselben ab. 277. Suchet die Reichsjustiz zu verbessern. 277. f. Die Kammergerichtsvisitation gewinnet unter ihm keinen Fortgang. 280—287. Sein Charakter. 290. f. und 407. Zieht einige Bezirke von Baiern als Reichslehen ein. 292. Soll den Teschener Frieden erschweret

haben. 314. Führet die Preßfreiheit ein. 354. Dessen verschiedene Anstalten zum Besten der Menschheit. 355. 361. Dessen Reformation in geistlichen Dingen. 355—357. Führet die Toleranz ein. 357. Widersetzlichkeit des päbstlichen Nuntius gegen Josephs Reformation. Ebendas. Selbst der Pabst richtet durch seine Gegenwart nichts aus. 358. Joseph fährt fort zu reformiren. Ebendas. Einfluß der Reformation in Deutschland. 359. 362. Setzet sich über Reichsgesetze und Verfassung weg. 378. Sein Streit mit den Holländern. 379. Will Baiern an sein Haus tauschen. 380—384. Irrungen deswegen. 384—387. Will mehrern Bischöfen ihre Diöcesanrechte in Oesterreich nehmen 388. f. Weiset die Erzbischöfe in ihren Beschwerden an den Pabst an. 398. Sein Tod. 408.

Isenbiehl. Muß seine Lehrsätze verdammen. II. 363.

K

Kaffeehaus, das erste in Deutschland. 24.

Kaiserswerth. Von den Alliirten belagert. 84. und erobert. 86.

Kaiserwahl. S. Wahl.

Kaiserwürde. Dazu wollen mehrere Mächte dem Herzoge Franz Stephan verhelfen. II. 13. Frankreich will sie dem Haus Oesterreich entziehen. I. 44. 214. II. 13 f.

Kalender Zwischen den Katholiken und Protestanten vereiniget. 11.

Kammergericht. Streit unter den Mitgliedern desselben. 140. wird wieder hergestellt. 187. f. Vermehrung der Assessoren, und Abstellung der Sollicitaturen kann nicht durchgesetzt werden. 296. Eine Visitation des Kammergerichts wird beschlossen. II. 278. Und angefangen. 279. Schwierigkeiten bei derselben. 279. f. Gebrechen des Kammergerichts. 282. Ursachen der Trennung der Visitatoren. 283. f. Die Visitation geht aus einander. 285. f. Etwas wurde doch gebessert. 287. Dessen Anstalten gegen Lüttich. 429. 432.

Karl *II.* König in Spanien stirbt. Successionskrieg. 50.

Karl *VI.* wird als Kaiser erwählt. 212. Bedenklichkeiten darüber. 216. wird zum Frieden genöthigt. 224. schlägt ihn aber aus. 226. schließt im Namen des deutschen Reiches

den Frieden zu Baden. 229. setzt den Krieg mit dem Könige von Spanien fort. 232. unterzeichnet den Wiener-Frieden. 233. seine Toleranzedikte werden nicht geachtet. 251. hilft den Beschwerden der Protestanten nicht ab. 264. sein Charakter. 269. hält sich für beleidigt. 272. ladet das Mißtrauen der Protestanten auf sich. 276. läßt nach Hessen-Cassel Executionstruppen marschiren. 279. fühlt sich vom Herzoge zu Mecklenburg beleidigt. 283. setzt ihn ab. 285. rechtfertiget sich gegen die Reichsstände und andere Mächte. 286. errichtet ein Familiengesetz unter dem Namen der pragmatischen Sanktion. 320. Karls Krieg mit Frankreich wegen der Nachfolge im Königreiche Polen. 319 und 323. f. Sein Mangel an hinlänglicher Verfassung. 325. f. verwickelt das Reich in diesen Krieg. 326. f. verlieret Neapel und Sicilien. Sein Charakter. 333. f.

Karl Albrecht. Sein Charakter. II. 44. Wird als König in Böhmen ausgerufen. 45.

Karl *VII.* Wird erwählt. II. 50. Erhält 50. Römernathe. 67. Sein Tod 88.

Karl Theodor, schliesset einen Vergleich mit Oesterreich. II. 291. Will dem Churhause Sachsen keine Entschädigung bewilligen. 313. Entläßt die weltlichen Mitglieder seines geistlichen Raths. 358. Errichtet eine Militärakademie. 359. Und eine päbstliche Nuntiatur. 392. Streitigkeiten deswegen. 400—405. Seine Vikariatshandlungen. 409—412.

Katharina, Rußische Kaiserin, bestättiget den Frieden mit Preussen. II. 251. Rufet die Truppen von der Preußischen Armee zurück. Ebendaselbst.

Katholiken verfolgen, mißhandeln und tödten die Protestanten. 241. bis 255. auch S. 304. f. setzen sich über alle Verträge und Aussprüche der Reichsgerichte weg. 260. müssen die Repressalien dulden. 267.

Katholisch-Hennersdorf. Treffen daselbst. II. 114.

Kaunitz. Befördert eine Allianz Oesterreichs mit Frankreich. II. 148. f. Vertheidiget die Rechte des Kaisers gegen den päbstlichen Nuntius. 357.

Kehl, Reichsfestung, von den Franzosen erobert. 111. Wird dem Reiche wieder abgetreten. 231.
Kesselsdorf. Treffen daselbst. II. 115—117.
Khevenhüller. Vertreibt die Baiern und Franzosen aus Oesterreich. II. 46. f. Schlägt den Grafen Minuzzi bei Braunau. 70. f.
Kling, Fräulein von, schrecket den churfächsischen Minister. II. 57.
Klopstock. Ein berühmter Dichter. II. 330.
Kloster-Seven. Konvention daselbst. II. 180. Wird gebrochen. 188. f.
Koadjutorwahl. S. Lübeck.
Köln. Der Churfürst äussert feindliche Gesinnungen gegen Oesterreich. 60. Erblandsvereinigung. 61. Streit zwischen dem Churfürsten und Domkapitel. 62. er läßt die Franzosen gegen Kölln anrücken. 68. kaiserliche Mandate gegen den Churfürsten zu Kölln. 84. mit der Churpfalz in Streitigkeit verwickelt. 134. der köllnische Gesandte muß das deutsche Reich verlassen. 154. intolerantes Betragen gegen die Protestanten. 241. Der Churfürst ist der pragmatischen Sanktion nicht günstig II. 8. Besteuert seine Klöster. 359.
Kollegialschreiben, churfürstliche. II. 52.
Kollin. Treffen daselbst. II. 176.
Konkordate, der deutschen Nation mit dem Römischen Stuhle. II. 396.
Konvention. Hanoverische. II. 110. zu Kloster Seeven. 180. Wird gebrochen. 188. f. Des Churfürsten aus Baiern mit Maria Theresie. 291. Zwischen Joseph II, und Karl Theodor wegen des Ländertausches. 380. zu Pillnitz. 446. und zu Reichenbach. Ebendas.
Kraus, ein Fleischer, wirft sich zum Retter der Stadt Kehlheim auf. 164.
Kriechbaum, kais. Generalmajor, schlägt die Bauern bei München in die Flucht. 166. und bei Aidenbach unweit Vilshofen. 168. steckt die Dörfer bei Schärding in Brand. 171.
Krieg. Wegen der Spanischen Succeßion. 53. 81. wird auch von Reichs wegen erkläret. 82. Der nordische zieht sich

auch nach Deutschland. 195. f. Krieg wegen der Nachfolge in Polen. 323. des Königs aus Preussen wegen seiner Ansprüche auf einige Fürstenthümer in Schlesien. II. 17. f. Siebenjähriger Krieg. 156. f. Krieg wegen der Baierischen Erbfolge. 300. f. Die Französische Nationalversammlung kündiget dem Kaiser, als Könige von Ungarn, den Krieg an. 447.

Kriegskunst. Neue Erfindungen zum Besten derselben. 41. Mängel. 42. Wird verbessert. 336.

Kufstein. Wird durch einen Zufall erobert. 115. Wird zurückgegeben. 156.

Kumberland, Herzog von ist an dem Verlust des Treffens bey Hastenbeck Schuld II. 179.

Kunigunda, Theresia, Churfürstin in Baiern, macht eine gütliche Uebereinkunft mit dem Wienerhofe. 150. der Weg nach Baiern wird ihr verschlossen. 156.

Kunnersdorf. Treffen daselbst. II. 215. f.

L

Länderkunde. Erweitert. 9.

Landau, im Elsaß, wird von den Kaiserlichen erobert. 88. geht nach einer blutigen Schlacht an die Franzosen über. 128. darauf an die Alliirten. 149. von den Franzosen erobert. 228.

Landwirthschaft. Aufnahme derselben. 3. f. II. 360.

Langensalza. Treffen daselbst. II. 235.

Laudon. Sein Sieg bei Landshut in Schlesien. II. 229. Muß die Belagerung von Breslau aufheben. 231. Erobert Schweidnitz. 238.

Lebensmittel. Preis derselben. 7. f.

Leczinski, Stanislaus, wird von einer Parthei zum Könige von Polen erwählet. 323. Von Frankreich begünstiget. 323. Erhält das Herzogthum Lothringen und Bar. 332.

Leibnitz. Erfinder der Differentialrechnung. 11. 14.

Leopold *I.* bestätiget die leopoldinische Akademie. 12. verwirft das Testament des König in Spanien 53. erläßt an den Churfürsten zu Kölln ein scharfes Mandat. 84. erkläret den Churfürsten von Baiern als Reichsfeind. 94. handelt gegen die Wahlkapitulation. 152. stirbt. 155. sieh unten Oesterreich.

Leopold *II.* Wird zum Kaiser gewählet. II. 413. Schliesset eine Konvention zu Pillnitz. 446. Und zu Reichenbach. Ebendas. Suchet die französische Nationalversammlung zur Zurückgabe der den Deutschen entrissenen Gerechtsamen zu bewegen. 446. f. Sein Tod. 447.
Leopold, von Anhalt-Dessau, verbessert die Taktik. 337.
Lessing. Verbreitet den wahren theatralischen Geschmack. II. 331.
Leuchtenberg, baiersche Grafschaft, wird vom Kaiser dem Grafen von Lamberg gegeben. 177. 180.
Leuthen. Treffen daselbst. II. 191. f.
Liegnitz. Treffen daselbst. II. 231.
Lory, geheimer Rath, Urheber der Akademie der Wissenschaften in München. II. 332.
Lowositz. Treffen daselbst. II. 158.
Ludwig von Baden kommandirt die kaiserl. Armee. 84. belagert Landau im Elsaß. 88. Treffen bei Friedlingen. 95. erobert Friedberg. 119.
Ludwig *XV.* König aus Frankreich, erkläret den Einfall der Preussen in Sachsen für einen Bruch des Westphälischen Friedens. II. 163.
Lübeck. Streitigkeit daselbst über die Koadjutorwahl. 197.
Lüttich wird von den Franzosen besetzt. 63. Der Domdechant wird mißhandelt. 64. Die Diener des Bischofes werden ihrer Pflichten erledigt. 85. ergiebt sich den Engländern und Holländern. 97. Aufruhr daselbst. II. 426—432. Der Fürst Bischof entweichet. 428.
Lutternberg. Treffen daselbst. II. 198. 255.
Luxus, in Deutschland. 22. f.

M

Mähren. Daselbst dringen die Preussen ein. II. 56. Ziehen wieder ab. 58.
Maffei, Generalwachtmeister, wird geschlagen. 114.
Maillebois. Dringet in Westphalen ein. II. 34.
Manteufel, General, von den Russen gefangen. II. 218.
Manufakturen. Kommen empor. 4. f.
Maria Josepha. Erzherzogin von Oesterreich, thut auf die Erbfolge Verzicht. 320.
Maria Amalia, Erzherzogin von Oesterreich, thut auf die Erbfolge Verzicht. 321.

Marlborough, Heerführer der Engländer, erobert Lüttich. 97. vereinigt sich mit den Kaiserlichen. 141. Sieg bei Höchstädt. 146. wird zum Reichsfürsten erhoben. 175. macht die übrigen Fürsten eifersüchtig. 178. hat mit seiner Gemahlin grossen Einfluß. 219. wird seiner Stelle entsetzt. 224. verlieret Mindelheim. 231.

Mathematik. Wird glücklich betrieben. 10. f.

Maxen. Treffen daselbst. II. 220.

Maximilian Emanuel, Churfürst in Baiern, arbeitet dem Wienerhofe entgegen. 58. sieh oben Baiern. — Seine Foderungen an den Kaiser 98. siegt bei der eisernen Birn. 102. drohet der Stadt Regensburg. 107. bricht in Tyrol ein. 115. wird daraus vertrieben. 117. siegt über den General Styrum. 121. besetzt Passau. 125. wird am Schellenberge geschlagen. 143. und bei Höchstädt. 146. geht nach Straßburg. 150. Verlust seines Landes ꝛc. 151. wird in die Acht erklärt. 173. 175. will an der Kaiserwahl Antheil nehmen. 213. wird in seine Rechte wieder eingesetzt. 231.

Maximilian Joseph, Churfürst in Baiern, fliehet nach Augsburg. II. 92. Machet Friede, und bekömmt sein Land wieder. 94. f. Sein Tod. 289. Errichtet eine Akademie der Wissenschaften. 332. Hemmet den schädlichen Einfluß fremder Bischöfe. 338.

Maynz. Die Regierung bedrückt die Protestanten mit gewaffneter Hand. 245. Der Churfürst hebt einige Klöster auf. II. 359. Tritt dem Fürstenbunde bei. 387. Widersetzet sich der Schmälerung der Konstanzer Diöceses. 389. Aendert seine Gesinnungen in der Nuntiaturstreitigkeit. 406. Mißbilliget die Vikariatshandlungen des Churfürsten in Baiern. 410.

Mean, Baron, Domdechant zu Lüttich, wird arretirt. 64. f.

Mecklenburg. Unruhen daselbst. 281. Des Herzogs Trotz gegen den Kaiser. 283. Herzog Karl Leopold wird entsetzt. 285. Unzufriedenheit der Reichsstände darüber. 285. Frankreich, Schweden, Dänemark, Churhannover und Braunschweig-Wolfenbüttel setzen sich entgegen. 286. Rechtfertigung des Kaisers, und neue Unruhen. Ebend. Ende dieser Streitigkeiten. 289. Streitigkeit des Herzoges mit dem Könige aus Preussen. II.

153. f. Der Herzog schliesset einen besondern Frieden mit demselben. 261. Machet Anspruch auf Leuchtenberg. 294. Widerspricht der Oesterreichischen Besitznehmung Baierns. 295. Erhält die Befreiung von den Apellationen. 316. Streitigkeiten deswegen. 321. Werden beigelegt. 322.

Mehlführer, Rudolph Mart. ein Konvertit, beschimpft die Protestanten in Schriften. 249.

Menzel, Cabinetskanzellist zu Dresden, verräth dem König aus Preussen die Geheimnisse seines Hofes. II. 151. f.

Menzel, Oberlieutenant, zieht in München ein. II. 55.

Michaelis. Philolog und Archäolog. II. 326.

Militär. Wird in Deutschland vermehrt. 337. f. Militärische Verfassung im deutschen Reiche. II. 182. f.

Minden. Treffen daselbst. II. 223. f.

Minutzi, Baierischer General, bekömmt durch List Passau in seine Gewalt. II. 27. f. Besetzet die Festung Oberhaus. 30. Wird bei Braunau in Baiern geschlagen. 70. f. Wird gefangen. 71.

Mönchswesen in Baiern. II. 336.

Mollwitz. Treffen daselbst. II. 23. f. Sieg der Preussen. 25.

Moritz, Graf von Sachsen, ersteiget zuerst den Winkel eines Bollwerkes zu Prag. II. 45.

Moritz Wilhelm, Herzog von Sachsen-Zeitz, wird katholisch. 257. Und wieder evangelisch. 258.

Moser. Ein Staatsrechtsgelehrter. 336. II. 324.

Müller, Pfarrer zu Ober-Viechtach, setzet die Stadt Cham in Freiheit. 168.

München wird von den Kaiserlichen besetzt. 191. grosse Niederlage der Bauern. 165. die kais. Administration läßt eine allgemeine Amnestie bekannt machen. 170. viele Bürger werden hingerichtet. 173. München wird von den Oesterreichern besetzt. II. 55. 72. Wieder geräumt. 87.

Mündelheim. Wird von Baiern abgerissen und ein Reichsfürstenthum. 175. durch den Frieden zu Baaden zurückgegeben. 231.

Münster. Streitige Bischofswahl daselbst. 199. Der Kourier des Domkapitels wird mißhandelt. 202.

Münzwesen. Zustand desselben. 296. Annahme des Leipziger

Münzfusses. 297. Fortdauernde Verwirrung im Münzwesen. II. 272. Durch Graumann verbessert. 273. Ursprung des Konventionsfusses, und der Konventionsmünze. 274. Joseph II. bemühet sich vergeblich, den Konventionsfuß überall einzuführen. 276. f.

N

Nadasti. Erobert Schweidnitz. II. 190.
Nassau-Oranien, der Fürst von, erhält neue Länder. II. 90.
Neisse. Durch Friedrich erobert. II. 39. Belagert, und durch Friedrich II. entsetzt. II. 202.
Neuperg, Oesterr. General, wird bei Mollwitz geschlagen. II. 23. f.
Neusönner, Baierischer geheimer Sekretär, und Lier, Hofkammerrath wegen verdächtiger Korrespondenz arretirt. 158.
Neustadt. Niederlage der Deutschen daselbst. 127.
Nördlingen. Schlacht daselbst, und Niederlage der Kaiserlichen. 121. Zwist wegen eines Marienbildes. 266.
Nürnbergs Zahl der Einwohner. 7. Homanns Landcharten. 9. erhält zum Ersatze die Schlösser Rothenberg und Hartenstein. 176. wendet sich vom Kammergericht an den Reichshofrath. 189.
Nuntius, päbstl. widersetzt sich der Reformation Josephs II. 357. Uebet in Baiern und in der Pfalz geistliche Gerichtsbarkeit aus. 402. f. Auch am Niederrhein. 403. f.
Nuntiatur, neue, in München errichtet. II. 392. Streitigkeiten deswegen. 400—405. Unrühmliches Ende derselben. 405. f. Die Nuntiatur bleibet. 406.

O

Oberschnellendorf. Traktat daselbst. II. 38. Bleibet unerfüllt. 39.
Occo, Adolf, verbreitet die Tobakspflanzen. 25.
Ocfort, Baron, Anführer der Bauern, und ihr Verräther. 171.
Oesterreichs Ansprüche auf Spanien vereitelt. 50. f. kriegerische Anstalten. 53. Hindernisse von Seite des Reichs. 58. bekömmt neben Frankreich und Baiern an Braunschweig-Wolfenbüttel einen neuen Feind. 69. erkennt den Herzog von Preussen als König. 72. tritt in die Association der Kreisstände. 79. läßt die Armee an den Rhein marschieren. 83. Treffen bei Friedlingen. 94. Einfall in Baiern.

101. Sieg am Schellenberge, 143. und bey Höchstädt. 146. Beschuldigt den Churfürsten und die Churfürstin in Baiern einer Verschwörung. 156. gar zu hartes Verfahren gegen die Baiern. 162. schliesset mit ihnen einen Waffenstillstand. 164. scheint dem Reiche gefährlich zu werden. 177. 181. befindet sich in mißlichen Umständen. 226. verlieret Neapel und Sicilien. 332. Die Erbfolge in Oesterreich nach Karls VI. Tode S. Pragmatische Sanktion. Bündniß Oesterreichs mit Sachsen. II. 98. Oesterreicher besetzen einen Theil Baierns. 290. Gründe ihrer Ansprüche. 292. f. Rüsten sich zum Kriege. 297. Wachsthum der Aufklärung in Oesterreich. 339. f. Abstellung kirchlicher Mißbräuche daselbst. 341. f. Legt einigen Ständen eine Dominikalsteuer auf. 373. Oesterreichische Gesandtschaft will sich den churfürstlichen gleichstellen. 377. Und das Direktorium auf dem Reichstage zueignen. Ebendas.

Ormond, von, Herzog, läßt die Alliirten ohne Hilfe. 224.

Osterwald, Urheber der Akademie der Wissenschaften in München. II. 332.

Ostfriesland. Mißhelligkeit zwischen dem Fürsten und den Ständen. 289. Der Fürst wendet sich an den Kaiser. 290. Ausspruch des k. Reichshofraths zum Nachtheile der Stände. 290. f. Ungehorsam derselben. 291. Eine kaiserliche Kommißion wird ernannt. 291. f. Gewaltthätigkeiten von Seite des Pöbels. 292. Feindseligkeiten der ständischen Truppen gegen die fürstlichen. 293. Die Direktoren des Westphälischen Kreises protestiren gegen die Uebertragung der Exekution an den Churfürsten von Sachsen. 294. Der Kaiser überträgt ihnen endlich die Kommißion. 294. Die Landstände protestiren dagegen. Ebendaselbst. sie pochen auf die Unterstützung von England und den Generalstaaten. Daselbst.

P

Pabst verletzt die Konkordaten deutscher Nation. 201. sein zweideutiges Betragen. 207. Klemens XI. feindselig gegen den Kaiser 208. Pius VI. reiset nach Wien. II. 357. f.

Panisbriefe. Solche schicket Joseph häufig aus. II. 375. Widersprüche dagegen. 376. Einschränkung dieses Rechtes in der Leopoldinischen Wahlkapitulation. 413.

Passau wird von den Baiern erobert. 124. Durch List eingenommen. II. 27. Von den Oesterreichern wieder erobert. 54. Der Bischof verbessert die Schulen. 359. Verlieret seine Diöcese in Oesterreich. 369. Verfahren mit den hochstiftischen Gerechtsamen und Gütern. 370. Streitigkeit deswegen. 371. und Unterhandlungen 372. Passau muß am Ende überdieß eine Summe Geldes bezahlen. Ebendas.

Peckmann, Baierischer Oberstlieutenant, bekömmt Ulm durch List. 90.

Peter *III.* Erkläret sich für den König aus Preussen. II. 247. Rufet seine Russen von der Oesterreichischen Armee ab. 248. Macht Friede, und ein Bündniß mit Friedrich. Ebendaselbst. Läßt seine Truppen zu den Preussischen stossen. 249. Wird vom Throne gestürzet. 251.

Petersburg. Friede daselbst. II. 248.

Pfalz erlangt die alte Churwürde, und das Erztruchsessenamt. 177. unterstützt die Verfolgung der Protestanten. 244. f. und setzt die Religionsbedrückungen selbst fort. 259. artet in einen Religionshaß aus. 262. der Churfürst verlegt aus Groll gegen die Protestanten seinen Wohnsitz nach Mannheim. 268. will den Beschwerden der Protestanten nicht abhelfen. 277. Der Churfürst folgt in Baiern nach. II. 289. Tritt in die fünfte Churstelle. II. 318.

Philanthropine in Deutschland. II. 351.

Philipp, von Anjou, wird König in Spanien. 51. Durch den Frieden zu Utrecht bestätiget. 225. Setzet den Krieg mit Oesterreich und Savoyen fort. 232. Macht Friede. 233.

Philologen, und Kritiker, berühmte. II. 325.

Philosophie. Fortschritte derselben. 13. f. II. 323. f. wird verhaßt. II. 433. 438.

Philosophen, berühmte. 13. II. 325.

Pillnitz. Konvention daselbst zwischen Preussen und Oesterreich. II. 446.

Polen. Krieg daselbst wegen der Nachfolge im Königreiche. 319. 323. f. Uneinigkeiten der Magnaten darüber. 322.

Porcellain. Wird in Sachsen von einem Edelmanne bekannt gemacht. 4.

Prag. Von den Baiern erobert. II. 45. Wieder verloren.

70. Von den Preussen eingenommen. 80. Treffen daselbst. 174. f.

Pragmatische Sanktion, von K. Karl VI. errichtet. 320. von mehrern Mächten garantirt 321. Baiern und Sachsen wiedersetzen sich derselben. 321. Sachsen steht vom Widerspruche ab. 322. Karl läßt sich viel kosten, sie durchzusetzen. II. 4. f. Wird vom Könige aus Preussen angefochten. 7. Ingleichen vom Churhause Baiern. Daselbst. Ingleichen von Spanien. 8. Frankreichs Aeusserung darüber.

Prandau, Freiherr von, erscheinet als Wahlbotschafter nach Karls VI Tode. II. 40. Wird nicht erkannt. Ebendaselbst. Nimmt vom churböhmischen Quartier zu Frankfurt durch eine List Besitz. 40. f. Protestirt gegen seine Ausschliessung. 42. Muß Prag verlassen. 50.

Preussen befördert das Interesse des Kaisers. 70. der Regent wird als König erkannt. 72. sie erobern Rheinbergen. 111. besetzen Nordhausen. 134 sucht den Religionsbeschwerden abzuhelfen. 138. erschweret die Kaiserwahl. 214. unterstützt die Protestanten in der Pfalz. 267. freimüthige Antwort an den Kaiser. 270. Tod des Königs Friedrich Wilhelm. II. 6. Erhält einen neuen Regenten. II. 6. Eroberungen der Preussen in Schlesien 19. 33. Sie dringen in Mähren ein. 56. Der König schliesset einen Traktat mit Engelland. 147. Des Königs Streitigkeit mit dem Herzoge von Mecklenburg. 153. Die Preussen nehmen die Sächsische Armee gefangen. 161. Kaiserliches Abmahnungsschreiben an den König. 164. Rechtfertigung des Königs. 165. Der König machet dem Churfürsten von Maynz Vorwürfe wegen einer Partheilichkeit. 171. Der König suchet die Unruhen in Lüttich zu stillen. 431. f. Vereiniget Anspach und Bayreuth mit Churbrandenburg. 442. f. Dehnet seine Gerichtsbarkeit zu weit aus. 443. Unruhen deswegen. 444. f.

Protestanten wollen die Aufhebung der Ryswickischen Klausel bewirken. 234. werden von den Katholischen mißhandelt. 241. und verdrängt. 244. f. 248. neue Besorgnisse der Religion wegen. 249. werden von den Katholischen getödtet. 253. und verfolgt in der Rheinpfalz, im

Neuburgischen, Sulzbachischen. 259—264. verhalten sich unverträglich. 266. wenden sich an auswärtige Höfe. 267. betragen sich standhaft. 270. 275. 277. werden im Salzburgischen verfolgt. 304. f. Besondere Grausamkeiten gegen dieselben. 306. f. Ihre Anzahl im Salzburgischen. 307. Geschichte ihrer Verfolgung. 308. f. Ihr Bund 310. Die Könige von Preussen und Dänemark drohen mit Repressalien. 315. Ihre Auswanderung. 317. f. Die Protestanten dringen neuerdings auf die Entkräftung der Ryswickischen Friedensklausel. 329. Schreiten zur Selbsthülfe. II. 127. f. Bedrückungen derselben in einigen Oesterreichischen Ländern. 132. f. Protestantische Fürsten hindern die Achtserklärung des Königs von Preussen. 210—212. Giengen bei den Berathschlagungen über den künftigen Frieden in Theile. 243. f. Ihre unzufriedenheit bei der Kammergerichtsvisitation. 283. f.

Pufendorf, Samuel v., erster öffentl. Lehrer des Natur- und Völkerrechts. 14.

Q

Quadrupelallianz, wird geschlossen. 232.

R

Rastadt. Friede daselbst. 229.

Rechtsgelehrsamkeit. Wird verbessert. 15. II. 324. Berühmte Rechtsgelehrte. I. 336. II. 324 f.

Reck, von, Abgeordneter des evangelischen Korps an den Churfürsten von der Pfalz. 277.

Reich deutsches, Macht desselben. 40. f. Garantirt dem König aus Preussen Schlesien. II. 119. Wird von dem Kaiser gegen den König aus Preussen aufgefodert. 164. 166. 168. Reichskrieg gegen den König aus Preussen. 172. Berathschlagung des Reiches über den künftigen Frieden. 242. f. Ist des siebenjährigen Krieges müde. 258. f. 261. f. Schliesset einen Neutralitätsvertrag mit Preussen. 262. Zwist desselben wegen der Römischen Königswahl. 269. Genehmiget den Frieden zu Teschen. 317.

Reichshofrath. Desselben Abmahnungsschreiben an den König aus Preussen, und Avokatorien. II. 168. Desselben Auffoderung an die kaiserliche Bücherkommißion gegen die Preußischen Druckschriften. 170. Leitet einen Achtsprozeß

gegen Friedrich II. ein. 206. Dessen Avokatorien an den Herzog von Sachsen-Gotha. 207. Der Reichshofrath ladet den König aus Preussen vor. Ebendas. Dessen Achtsbefehl gegen den König von Engelland, und mehrere Reichsstände. 208. Trägt auf die Achtserklärung des Königs aus Preussen an. 207—209.

Reichsstände, ihre Verfassung. 28. f. ihre Vergrösserung. 31. verhindern den Zuwachs neuer Reichsfürsten. 33. protestiren gegen die neunte Churwürde. 35. Mißhelligkeiten unter ihnen. 37. entrichten die Beiträge sehr langsam. 40. militärische Macht. 41. sind mißtrauisch gegen den Kaiser. 56. neigen sich auf die Seite des Kaisers. 79. Prozesse zwischen den Ständen 132. Unzufriedenheit wegen der Achtserklärung der Churfürsten von Baiern und Kölln. 177. verlangen neue Stimmen beim Reichskollegium 178. ihre Beschwerden gegen den Kaiser. 180. ihre Sorge für die Gerechtigkeitspflege. 187. ihre Bedenklichkeit gegen den Reichshofrath. 189. und Beschuldigung der Bestechbarkeit darüber. 217. die protestantischen Reichsstände hatten grosse Besorgnisse. 249. f. standhaftes Betragen gegen den Kaiser. 270. Ihre Unzufriedenheit mit dem Kaiser wegen seines Verfahrens mit dem Herzoge von Mecklenburg. 285. f. S. Fürsten.

Reichstag. Unthätigkeit desselben während des Zwischenreiches. II. 11. f.

Reichsverfassung. Mängel derselben. 38.

Reichsvikariat. Irrungen deswegen. II. 9. f. das gemeinschaftliche zwischen Pfalz und Baiern wird von einigen anerkannt. 11. Vom Kaiser bestättiget. 91. Streitigkeit über die Gerechtsamen der Reichsvikarien. 411. f. Stelle deswegen in der Leopoldinischen Wahlkapitulation. 413.

Rheinfels. Streitigkeiten wegen dieser Festung. 279.

Regensburg in der Klemme zwischen Baiern und Oesterreich. 105. wird von den Baiern besetzt. 118. dann von den Kaiserlichen. 149. alle Baiern werden daraus vertrieben. 162. Joseph II. will das Bisthum schmälern. II. 388. Irrungen des Domkapitels mit dem Churfürsten aus Baiern, als Reichsvikar, wegen der Bischofswahl. 409. f.

Religionsbedrückungen in verschiedenen Orten Deutschlandes. 134. f. werden durch den Badener Frieden veranlaßt. 238. zu Frechen ausgeübt. 241. wie auch in der Grafschaft Sayn-Hachenburg und zu Duderstadt. 244. und an mehreren Orten. 245. im Nassau-Siegenschen. 253. in den pfälzischen Ländern. 259—264. man bedient sich der Repressalien. 267. Religionsbedrückungen im Salzburgischen. 304. f. im Hohenlohischen. II. 127. f.
Richelieu, Bedränget Hessen und Hannover. II. 189. f.
Robinson, Englischer Minister, soll einen Vergleich zwischen Maria Theresia, und ihren Gegnern stiften. II. 36. Wird abgewiesen. 37.
Roßbach. Treffen daselbst. II. 181. f.
Russen. Fallen in Preussen ein. II. 178. schlagen dieselben. Ebend. Fallen aufs Neue in Preussen ein. 194. Und ins Brandenburgische. 214.
Rußland. Die Kaiserin erkläret sich in Ansehung der Oesterreichischen Ansprüche auf Baiern für Preussen. II. 298. 307. Unterstützet das Projekt eines Baierischen Ländertausches. 382. Entschuldiget sich. 385. f.
Ryswickische Friedensklausel. Bemühung der Protestanten, ihre Abstellung zu bewirken. 234. f.

S

Sachsen. Der Churfürst und König in Polen August erschweret die Kaiserwahl. 214. f. der Churprinz nimmt zu Wien die kathol. Religion an. 254. die Jesuiten lassen sich in Dresden nieder. 255. dem Churfürsten wird das Direktorium beim Reichstage gelassen. 257. Machet Ansprüche auf einige Oesterreichische Erbländer. II. 35. Tritt der Allianz mit Frankreich und Preussen bei. 36 die Sachsen betragen sich unthätig. 57. f. Des Churfürsten Vergleich mit M. Theresia. 66. Bündniß mit Oesterreich. 98. Sächsische Armee von den Preussen eingeschlossen. 161. Wird gefangen genommen. Ebendaselbst. Des Churhauses Ansprüche auf die Allodialerbschaft des Churfürsten in Baiern. 294. Wendet sich an Preussen um Unterstützung. Ebendaselbst. Widerspricht der Oesterreichischen Besitznehmung Baierns. 295. Ist unzufrieden mit den vorgeschlagenen Friedensbedingnissen. 309. 313. f.

Sachsen-Eisenach, der Herzog von, erhält neue Länder. II. 89.

Sakville, Englischer General, erfüllet seine Pflicht nicht. II. 224.

Salzburg. Religionsbedrückungen daselbst. 304—319. Schulverbesserung. II. 359. Merkwürdiger Hirtenbrief des Bischofes. 362. Verlieret einen Theil seiner Diöcesanrechte. 388.

Sanktion, pragmatische, von Karl VI. errichtet. 320. Von mehrern Mächten garantirt. 321. Baiern und Sachsen widersetzen sich derselben. 321. Sachsen steht vom Widerspruche ab. 322. Karl läst sich viel kosten, sie durchzusetzen. II. 4. f. Wird vom Könige aus Preussen angefochten. 7. Ingleichen vom Churhause Baiern. Daselbst. Und von Spanien. 8. Frankreichs Aeusserung darüber. 21.

Schauspiele, Französische an deutschen Höfen. 22. 27. Deutsche. II. 330. f.

Schlesien. Der König aus Preussen erobert den gröβten Theil davon. II. 19. f. Wird ihm vom deutschen Reiche garantirt. 119. Und von andern Mächten. 120.

Schlick, kaiserlicher General, fällt jenseits des Juns in Baiern ein. 101. Wird geschlagen. 102. Erobert Vilshofen. 104.

Schmettau. Setzet einige Vorstädte Dresdens in Brand. II. 203. Auch die übrigen. 218. Uebergiebt Dresden den Oesterreichern. 219.

Schulen, deutsche, werden verbessert. II. 349. f. Auch die lateinischen. 350. Schulverbesserung zu Passau, Salzburg, Würzburg und Bamberg. 359.

Schuhemacher, ein, bewirket die Uebergabe der Stadt Breslau an den König aus Preussen. II. 20.

Schwaben wird von den Franzosen überfallen und geplündert. 194. Bewegungen des Schwäbischen Kreises wegen der Oesterreichischen Dominikalsteuern. II. 373. f. Vergleich deswegen. 374.

Schwarzburg, der Fürst von, erhält Sitz und Stimme auf dem Reichstage. II. 143.

Schweden fallen in Sachsen ein. 195. nimmt sich des Bischofes von Lübeck an. 197. Die Krone Schweden ver-

lieret vieles von ihren Ländern. 338. Erkläret sich gegen den König aus Preussen. II. 172. Schweden fallen in Preußisch-Pommern ein. 178. Rücken bis Berlin vor. 194. Machen Friede. 250.

Schweidnitz. Von den Oesterreichern erobert. II. 190. Wieder verloren. 194. Aufs Neue erobert. 238. Von Friedrich wieder erobert. 253.

Schwerin, Preußischer General, vertreibet die Kaiserlichen aus Oberschlesien. II. 20. Schlägt die Oesterreicher bei Molwitz. 24. f.

Seckendorf. Tritt mit Khevenhüller in Unterhandlungen. II. 72. Beredet den Churfürsten aus Baiern zu einem Frieden. 93.

Seeven. S. Kloster.

Segür, von, fliehet aus Oesterreich. II. 47. Muß Linz räumen. 48. f.

Semler. Theolog und Historiker. II. 325.

Sinzendorf. Verleitet den Kaiser zu einem Kriege gegen die Franzosen. 324.

Sonnenfels, von, Stifter der Aufklärung in Oesterreich. II. 339. Verbreitet bessere Kenntnisse in verschiedenen Wissenschaften. 340.

Sorr. Treffen daselbst. II. 112. f.

Soubise, von, Führet eine Armee nach Deutschland. II. 178.

Spanien ist den Nachbarn nicht furchtbar. 47. spanischer Succeßionskrieg. 50. Allianz mit Portugall. 53. erhält vom deutschen Reiche die Kriegserklärung. 82. König Karl III. wird Kaiser. 216. bekömmt den Philipp von Anjou zum König. 225. Macht nach Karls VI. Tode Ansprüche auf einige Oesterreichische Staaten. II. 8.

Speyer, die Protestanten werden gedrückt. 238. und 246. verhalten sich intollerant. 266. Der Bischof arbeitet den Erzbischöfen in der Nuntiaturstreitigkeit entgegen. II. 405. Unruhen daselbst. 423. f.

Stahrenberg. Schliesset ein Bündniß mit Engelland. II. 150.

Stangerode. Treffen daselbst. II. 235.

Sterzinger. Bestreitet die Hexerei. II. 224. f.

Sturm, Joh. Christoph, Verbreiter der Experimentalphysik. 11.

Styrum, kaiserlicher General, besetzt Dietfurt. 101. Drohet in Baiern einzubrechen. 104. Wird geschlagen. 121.

T

Tallard, General der franzöſ. Armee, vor Düſſeldorf. 85. erobert Landau. 128. ſtößt zu den baieriſchen Truppen. 142. und 146. geräth in Gefangenſchaft. 148. ſpielt als Gefangener eine Rolle in London. 219. geht nach Frankreich. 223.

Tenzel, Hiſtoriograph wird zu Dresden verabſchiedet. 17.

Teſchen. Friede daſelbſt. II. 315. f. Wird vom Reiche genehmiget. 317.

Theater, deutſche, errichtet. II. 331. S. Schauſpiele.

Theologen, berühmte, I. 336. II. 325.

Thereſia, Maria, tritt als Erbin in die Staaten Karls VI. II. 5. Bemühet ſich, ihrem Gemahle die Kaiſerwürde zu verſchaffen. II. 12. Bekömmt Böhmen wieder. 70. Suchet den K. Karl VII. vom Throne zu ſtoſſen. 74. Geſtehet dem Reiche die Neutralität zu. 262. Machet Anſprüche auf einen Theil Baierns. 292. f. Stellet einige kirchliche Mißbräuche ab. 342. Ihr Tod. 354.

Thörring, Graf von, wird geſchlagen. II. 48.

Thomaſius, Chriſtian, verbeſſert die Philoſophie. 13.

Thugut, von, fängt Unterhandlungen mit dem König aus Preuſſen an. II. 305.

Thurn und Taxis, der Fürſt, erhält Sitz und Stimme auf dem Reichstage. II. 143.

Toback in Deutſchland bekannt. 24. f.

Torgau. Treffen daſelbſt. II. 233. f.

Tour, de la, kaiſerlicher General, wird bei Ehingen geſchlagen. 118.

Treffen. Bei Friedlingen. 95. bei Nördlingen. 121. f. am Schellenberge. 143. f. Bei Höchſtätt. 146. f. bei Mollwitz. II. 23. Bei Chotuſitz. 61. f. Bei Braunau in Baiern. 70. f. Bei Hohenfriedberg. 106—108. Bei Sorr. 112. f. zu Katholiſch-Hennersdorf. 114. Bei Keſſelsdorf. 115—117. Bei Lowoſitz. 158. f. Bei Prag. 174. f. Bei Haſtenbeck. 179. Bei Roßbach. 181. f. Bei Breslau, verlieret der Herzog von Bevern. 191. Bei Leuthen. 191. Bei Zorndorf. 194. Bei Crefeld. 196. Bei Sangerhauſen. 197. Bei Lütternberg. 198. Bei Hochkirch. 201. f. Bei Züllichau. 214. f. Bei

Kunnersdorf. 215. f. Bei Maxen. 220. Bei Bergen. 222. f. Bei Minden. 223. f. Bei Liegnitz. 231. Bei Torgau. 233. f. Bei Corbach, Emsdorf, und Warburg. 234. Ingleichen bei Rheinberg. Ebend. Bei Langensalza. 235. Bei Stangerode. 235. Bei Hohenover. 239. Bei Freiberg. 254. Bei Wilhelmsthal. 255. Am Johannisberge. 256.

Trier von den Franzosen besetzt. 97. Der Churfürst bedrückt die Protestanten. 244. und 246.

Truchseß, Oberster, erobert Kehlheim. 164.

Tschirnhausen, von, Ehrenfried Walther, macht das Porcelain in Sachsen bekannt. 4. vermehrt die Glashütten. 10.

Tyrol. Die Baiern werden daraus verdränget. 115. 117.

U

Vendome, französ. General, kömmt aus Italien bis nach Trient den Baiern entgegen. 117.

Vergleich. Zu Ilbersheim 149. 155. zu Alt-Ranstädt. 196. zu Traveudahl. 197. Zu Oberschnellendorf. II. 38. f. Französischer Theilungstraktat. 39. Des Churf. zu Sachsen mit M. Theresia. 66. zu Niederschönfeld. 72. Hannöverische Konvention. 110. Vergleich des Churfürsten aus Baiern mit Maria Theresia. 291. Wegen Donauwerth. 380. Zwischen Passau und Oesterreich. 372. Zwischen Oesterreich und dem Schwäbischen Kreise. 374. Zwischen Joseph II. und Karl Theodor wegen des Ländertausches. 380.

Verschwörung in Baiern. 157—162. 165—171.

Villars, von, französ. Marschall, erobert die Reichsfestung Kehl. 111. vereinigt sich mit den Baiern. 113. schlägt den General Styrum. 121. geht nochmal bei Straßburg über den Rhein. 192. geräth in Verlegenheit. 194. erobert mehrere Plätze. 228. und schließt den Frieden zu Baden. 229.

Villiers. Betreibet den Frieden des Kön. aus Preussen mit Sachsen. II. 117.

Vilshofen. Von den Kaiserlichen erobert. 167.

Ulm wird von baierischen Offizieren durch List erobert. 90. von den Alliirten belagert. 149.

Unionstraktat, zu Frankfurt. II. 77.

Voltaire. Sein Einfluß in Deutschland. II. 367.
Usleber, Paul, Jesuit, lehrt den Religionshaß zu Heidelberg. 251.
Utrecht. Friedensschluß daselbst. 224. Wird vom Kaiser nicht angenommen. 226.

W

Wahl. Kaiserwahl Karls VII. wird von Oesterreich nicht als gültig erkannt. II. 53. Bischofswahl. S. Münster. Koadjutorswahl. S. Lübeck. Kaiserwahl Franzens leidet grosse Schwierigkeiten. 99—103. Geht endlich doch vor sich. 103. Schwierigkeiten gegen die Römische Königswahl Josephs II. 267. f. Die Wahl erfolgt. 271. Wahl Leopolds II. 413.
Wahlkapitulation. Soll gescharfet werden. II. 50. Geschieht in einigen Punkten. 52. Widerspruch der Fürsten gegen die Wahlkapitulation Karls VII. 53. Zusätze bei der Leopoldinischen Wahlkapitulation. 413—416.
Wahlstimme, die Böhmische, überträgt M. Theresia ihrem Gemahle Franz Stephan. II. 13. f. Widersprüche dagegen. 14. f. Wird ausgeschlossen. 42. Deren Zulässigkeit wird von Oesterreich vertheidiget. 49. f.
Walch. Seine Verdienste um die Kirchengeschichte. II. 325.
Weigel, Erhard, verbessert den Himmelsglobus. 10.
Wetzlar. Streit unter den Mitgliedern des Kammergerichts. 140. Herstellung des Kammergerichts. 187. 191. S. Kammergericht.
Wiehrl. Ein Märtyrer der Wahrheit. II. 363.
Wieland. Ein berühmter Schriftsteller. II. 330.
Wiener-Friede, der bekannte, wird geschlossen. 233. Friedenspräliminarien zu Wien vom J. 1735. 333. Hauptfriede. Ebendaselbst.
Winterfeld. Bewirket einen Vertheidigungsbund Rußlands mit Preussen. II. 21.
Wissenschaften werden befördert. 15. 336. Hindernisse derselben. 17. f. Steigen derselben. II. 323. f. Ihre Wirkung. 360. Luxus in denselben. 365. f. Sinken wieder. 439. f.
Wochenblätter. Stimmen den Charakter der Deutschen um. II. 331. f.
Wolf. Verbessert die Philosophie. 336. II. 323.

Wollenmanufaktur, die erste, von einem Dragoner im Eichsfelde errichtet. 5.
Würtemberg. Der Herzog errichtet eine Universität zu Stuttgart. II. 359.

Z

Zorndorf. Treffen daselbst. II. 194.
Züllichau. Treffen daselbst. II. 214.
Zweibrücken von den Franzosen erobert. 97. von Churpfalz geneckt. 133. die Protestanten werden bedrückt. 245. Höret auf in die Zahl der gekrönten Reichsstände zu gehören. 339. Widerspricht dem Vergleiche zwischen Oesterreich und Baiern. II. 295. Ist unzufrieden mit den vorgeschlagenen Friedensbedingnissen. 309. f. 314. Soll den Baierischen Ländertausch genehmigen. 382. Wendet sich an Preussen. Ebendaselbst.

Verbesserungen.

Im ersten Theile.

24 — 7 von obenherab: Bontekor, l. Bontekoe.
32 — 10 von unten herauf: aalfeld). So; l. Saalfeld); so.
35 — 14 v. u. eine, l. einen.
48 — 6 v. o. bestähtigte, l bestätigte.
5? — 8 v. u. zur Zeit, l. zu derselben Zeit.
65 — 19 v. o und an mehrern Orten: stuhnden, l. standen.
119 — 14 v. o. Strohme, l. Stromme.
165 — 6 v. o. Seiten, l. Saiten.
177 — 22 v. o. Verlan eu zu, l. Verlangen nach.
183 — 6 v. o. iha allzulange, l. den Kaiser allzulange.
199 sind in der Aufschrift des §. 32. die Worte: Zwist mit dem Pabste wegen des Rechts der ersten Bitte, wegzulassen.
207 Ist in der Aufschrift des §. 33. nach den Worten: mit dem Pabste, hinzuzusetzen: wegen des Rechts der ersten Bitte.
243 — 15 v. o. derselbe, l. derselben.
— — 18 v. o. re tetete l. rettete.
249 — 6 v u. Rudoph, l. Rudolph.
273 — 18 v. o. der, l. den.

Im zweiten Theile.

4 — 5 v. o. Interesse, l. Interessen.
5 — 8 v. u Phänome, l. Phänomene.
44 — 11 v o. Albrechr. l. Albrecht.
81 — 1 v. o. Beraue, l. Berann.
88 — 10 v. u. einicher, l. einiger.
106 — 13 v. u. den Nonnenbusch, l. der Nonnenbusch.
114 — 16 v. u. Qunis, l. Queis.
145 — 3 v. u. vergleichen, l. verglichen.
149 — 12 v. o. Unverdrossenen, l Unverdrossener.
— — 13 v. u. Preußischen l. Englischen.
156 — 3 v. u. Pratsch, l. Partsch.
160 — 6 v. o. fluchteten, l. flüchteten.
170 — 16 v. u. sich zu, l. zu.
174 — 6 v. o. ein, l. eine.
180 — 1 v o. gepflüchtet, l. geflüchtet.
— — 14 v. o. Verlor u, l. verloren.
184 — 13 v. o. nach nicht, l. noch nicht.
186 — 5 v. o. gewaltthätig, l. sie gewaltthätig.
190 — 1 v. o. Trone, l. Tone.

204 — 13 v. u. machten, l. machte.
211 — 17 v. o. daß sie auf. l. daß auf.
221 — 13 v. u. einer, l. eine.
241 — 14 v. o. als es, l. als er.
263 — 10 v. o. Entkräftigung, l. Entkräftung.
— — 8 v. u. Bosorgniß, l. Besorgniß.
268 — 13 v. o. Novemben, l. November.
275 — 14 v. o. faßte, l. faßte.
297 — 16 v. u. auf den, l. sein Lager auf den.
301 — 3 v. o. hatten, l. hatte.
305 — 1 v. o. zur, l. zu.
326 — 13 v. o. Jan, l. Jani.
328 — 13 v. u. auf welche, l. auf welcher.
336 — 6 v. o. allgemein gewesen, l. allgemein die Stütze gewesen.
— — 3 v. u. Trauk, l. Trunk.
337 — 4 v. u. Veramund, l. Veremund.
338 — 14 v. o. wesentlichen, Zug; l. wesentlichen Zug.
345 — 1 v. u seinen, l. ihren.
354 — 17 v. u. hatten, l. hätten.
357 — 15 v. u. in welchem, l. in welchen.
363 — 6 v. u. und das, l. an das.
364 — 15 v. o. ehrloses Leben, l. eheloses Leben.
373 — 6 u. 7 v. u. ver=ge, l. ver=möge.
382 — 2 v. u. einem Volke, l. von einem Volke.
397 — 4 v. o. Artiken, l. Artikeln.
— — 14 v. o. Eidesformeln, l. Eidesformel.
412 — 14 v. o. seinen Auftrag, l. und seinen Auftrag.
417 — 8 v. o. Vordorbenheit, l. Verdorbenheit.
— — 12 v. o. Bedürfnissee, l. Bedürfnissen.
431 — 3 v. u. kaiñergerichtlichen, l. der kaiñergerichtlichen.
437 — 13 v. o. Pilosophen, l. Philosophen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Milbiller, Joseph, 1753-1816

Geschichte Deutschlands im achtzehnten Jahrhunderte Ein Nachtrag zu Risbeks Geschichte der Deutschen

Bd.: 2

Zürich (1795)

Germ.g. 315-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10016596-5
VD18 90029909